2° Bavar. 599 g

<36608111430015
<36608111430015
Bayer. Staatsbibliothek

Die Königsphantasien.

85 D

Die

Königsphantasien.

Eine Wanderung
zu den
Schlössern König Ludwigs II. von Bayern.

Von
Arthur Mennell.

Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der innern Schloßräume in Buchform:
Naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Josef Albert's.

In Arrangements
von
Peter Kraemer in **München.**

In Vervielfältigungen von **Josef Albert** in München, **Angerer & Göschl** in Wien,
Boussod, Valadon & Cie. (Goupil & Cie.) in Paris
und in Buchdruck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Verlag der Literarischen Gesellschaft
(Ph. Vorhauer).

Leipzig 1888.

Mennell
Königs-
phantasien

134 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte dem Verfasser vorbehalten. — Gesetzlich geschützt im In- und Auslande.
In Vorbereitung: eine englische und französische Ausgabe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Euphorion.

Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Ist mir Begierde,
Sie faßt mich schon.

Faust.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne;
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne.
.
.
.

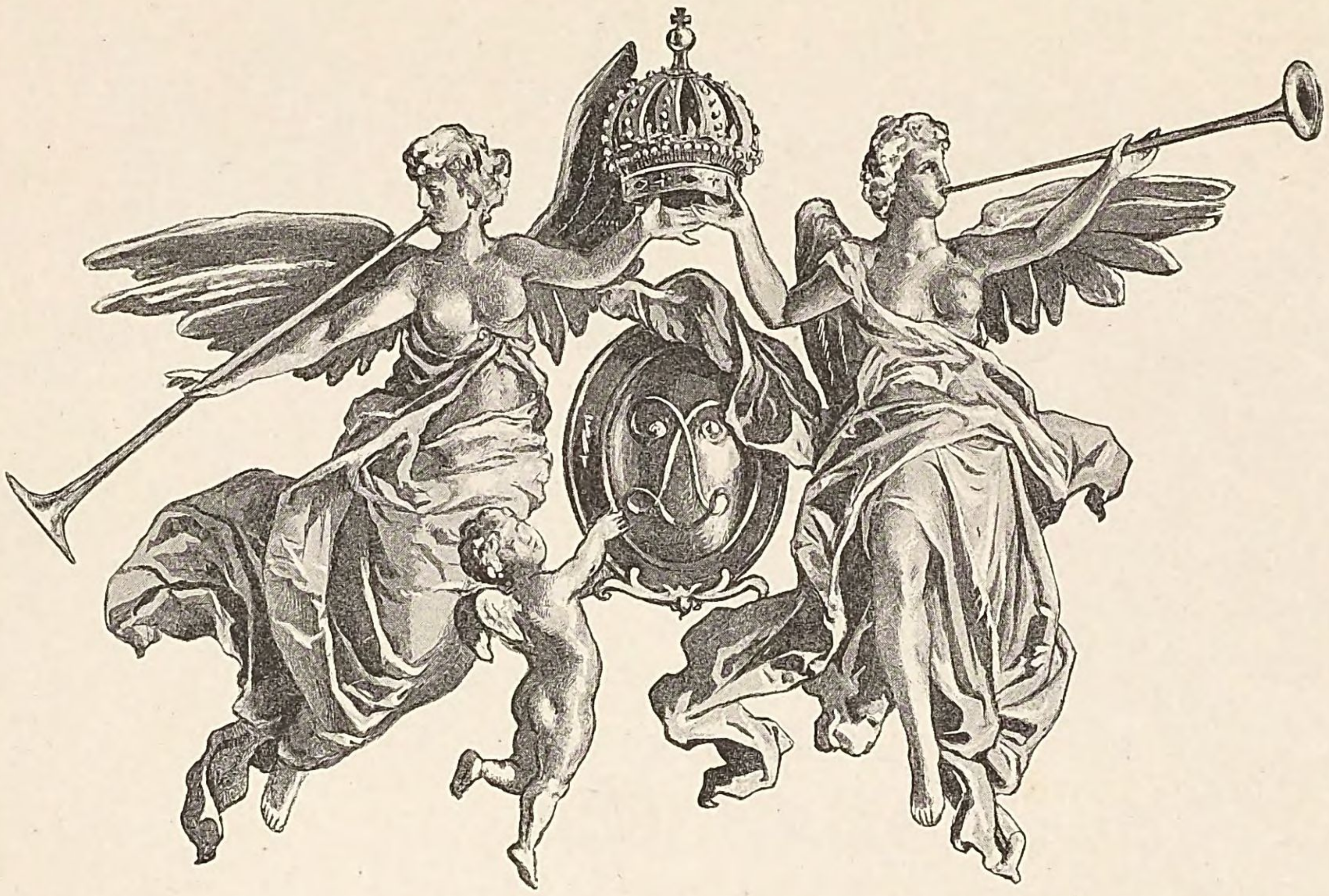
Euphorion.

Doch — Und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt mir den Flug!
.
.

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug!

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Wir gehen im Park von Nymphenburg auf und nieder. Er gäbe uns Anregung genug, wenn wir ihrer bedürften. Freilich, das sonnige Behagen des Sommers ist dem Herbst gewichen, der mit frühem Frost und Schnee die letzte Werdelust der Landschaft brach und Blatt um Blatt bis auf das letzte von den Bäumen warf. Aber wir fühlen es kaum, denn nicht die Natur beschäftigt uns: Da, in diesem mächtigen Bau, den schnelles Urtheil überlebt und altmodisch findet, ob er schon im Reize seines 17. Jahrhunderts lächelt, spielte sich ein gut Stück bayrischen Fürstendaseins ab; und auch Ludwigs des Zweiten Schicksal, über das wir wieder einmal sprechen, ragt mit seinem ersten Athmen in dieses Schloß herein: Ludwig, der Bayerns unglücklichster König werden sollte, wurde hier geboren. Und unwillkürlich läuft sein Lebenstag wieder und wieder vor uns dahin: der Morgen, der Mittag; — und da wird er zur Nacht.

Die hoheitsvolle Frau aber, der zur Seite ich einhergehe, sagt: „Reden! Ja! Aber schreiben!" — Und theilnahmsvoll warnend sieht sie mich an, da sie weiß, daß ich's beim Reden nicht lasse. Sie weiß, daß ich schreiben werde und ob sie mich zum Schreiben drängte, wär' es ihr doch wieder lieber ich schriebe nicht. Sie sieht nach Frauenart zu nah und zu weit und da fürchtet sie denn, daß ich einem ungeheuerlichen Stoffe mich nahte. Ich weiß, daß Andere ähnlich fürchten. So will ich denn das erklärende Wort sagen, daß ich gar nicht daran denke, den innersten Lebensnerv des Königs zu greifen, um ihn mit überzeugungslustigem Selbstgefallen vor einem hochverehrten Publico auszubreiten. Ich müßte ja in den Widerstreit der Meinungen herabsteigen; und das halt' ich für verlorne Liebesmüh. Und dann überzeugt ja am Ende Der am ehesten, der am wenigsten zu überreden scheint. Dereinst wird er kommen, der große Geschichtsschreiber, der auch dieses seltsamste Königsschicksal aus dem Halbdunkel der Sage in's Mittagslicht der Historie stellt und vielleicht eiserner als vieles Volks von heute, das die Majestät mit allem Reiz genießenden Rechts umträumt und darum nicht selten neidet, dieselbe Majestät

einzig hoch oben in einsamster Höhe tragischer Pflichtfülle erblickt. Und was ficht es uns an, uns Kindern unserer Zeit, ob dann ein ewiger Lorbeer geflochten oder ein vergänglicher zerrissen wird? Wird doch auch, wenn nicht alles neue Knospen unsrer Volkskraft täuscht, der begnadete Sänger einem kommenden Geschlecht erscheinen, der unser neunzehntes Jahrhundert in dem Purpur des Dramas kündet. Der wird sich unsern Ludwig, den wir den Deutschen nennen wollten, nicht entgehen lassen. Er wird ihn greifen und formen nach seiner Art und neben dem Dänenprinzen des Britten wird im überwältigenden Zauber dichterischen Wortes der Bayernkönig des Deutschen stehen; ein Bayer und gerade darum ein Deutscher, wie jener Däne einer war und darum vielleicht unendlich schwach und stark und Alles was Ihr wollt und vermuthlich eine einzige Erscheinung in den waffenstarrenden Gedanken seiner Zeit.

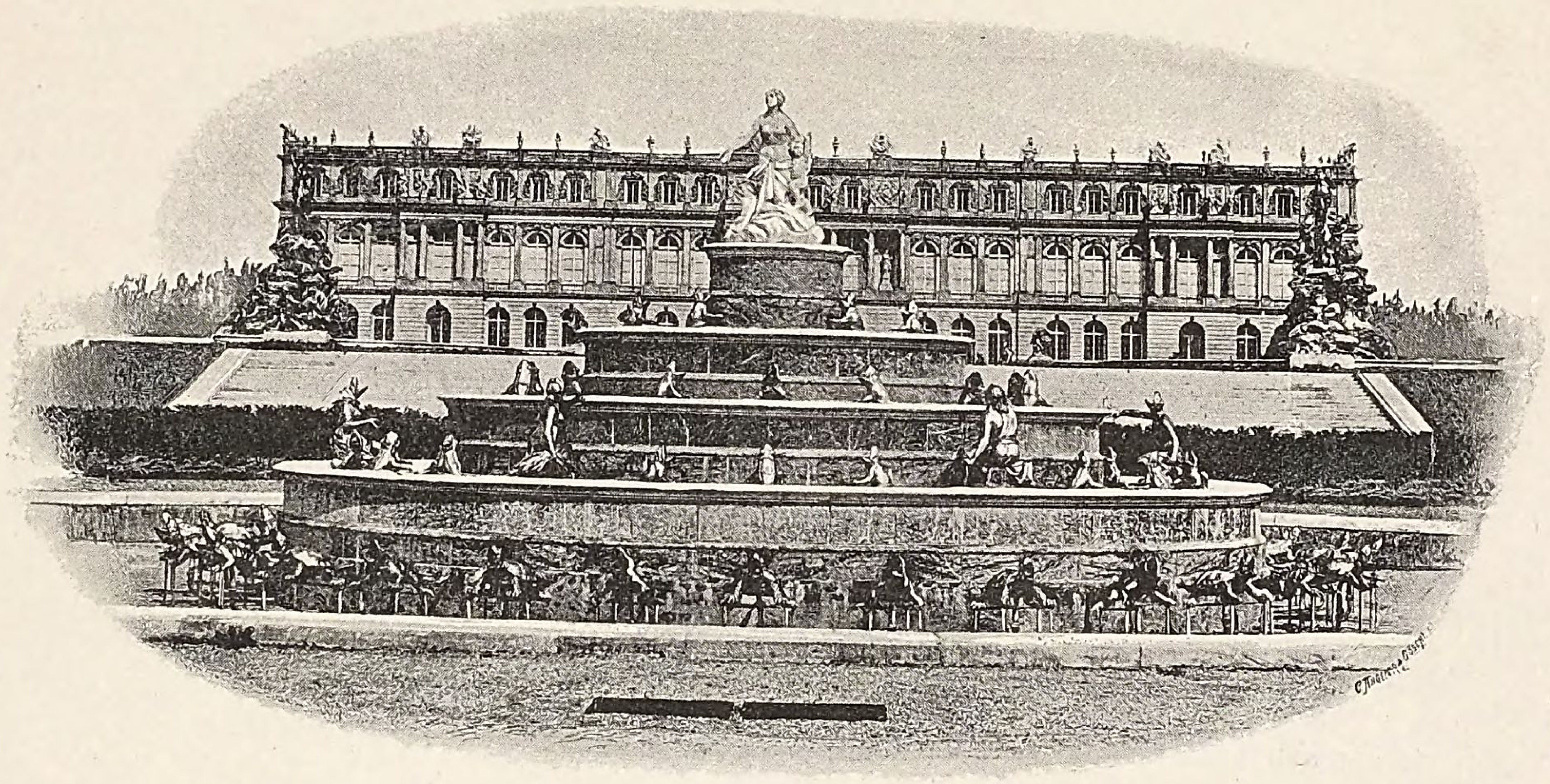
Nein, das wäre noch schöner, wenn ich der Zukunft in's Handwerk pfuschen wollte. Und da ich selbstverständlich auch nicht gesonnen bin, den elenden Klatsch und Tratsch zu mehren, der in seiner Pfennigsudelei hinter dem Todten wie den Lebenden einherekelt, brauch' ich nicht zu besorgen, daß meine Feder das Genick breche. Ich will ja nur ein Wanderer sein, der erzählt und zeigt, was er sah. Und da ich bei meinem Wandern sah, wie nicht selten die Wirklichkeit zur Phantasie und die Phantasie zur Wirklichkeit geworden, so wird's freilich ohne Schwärmerei nicht gehen. Aber wie lohnt sich auch das Schwärmen, wenn man zur einen Seite verschwenderische Kunst, zur andern verschwenderische Natur hat und dabei stark bleibt, heiter den Weg zurückzufinden in den deutschen Tag. —

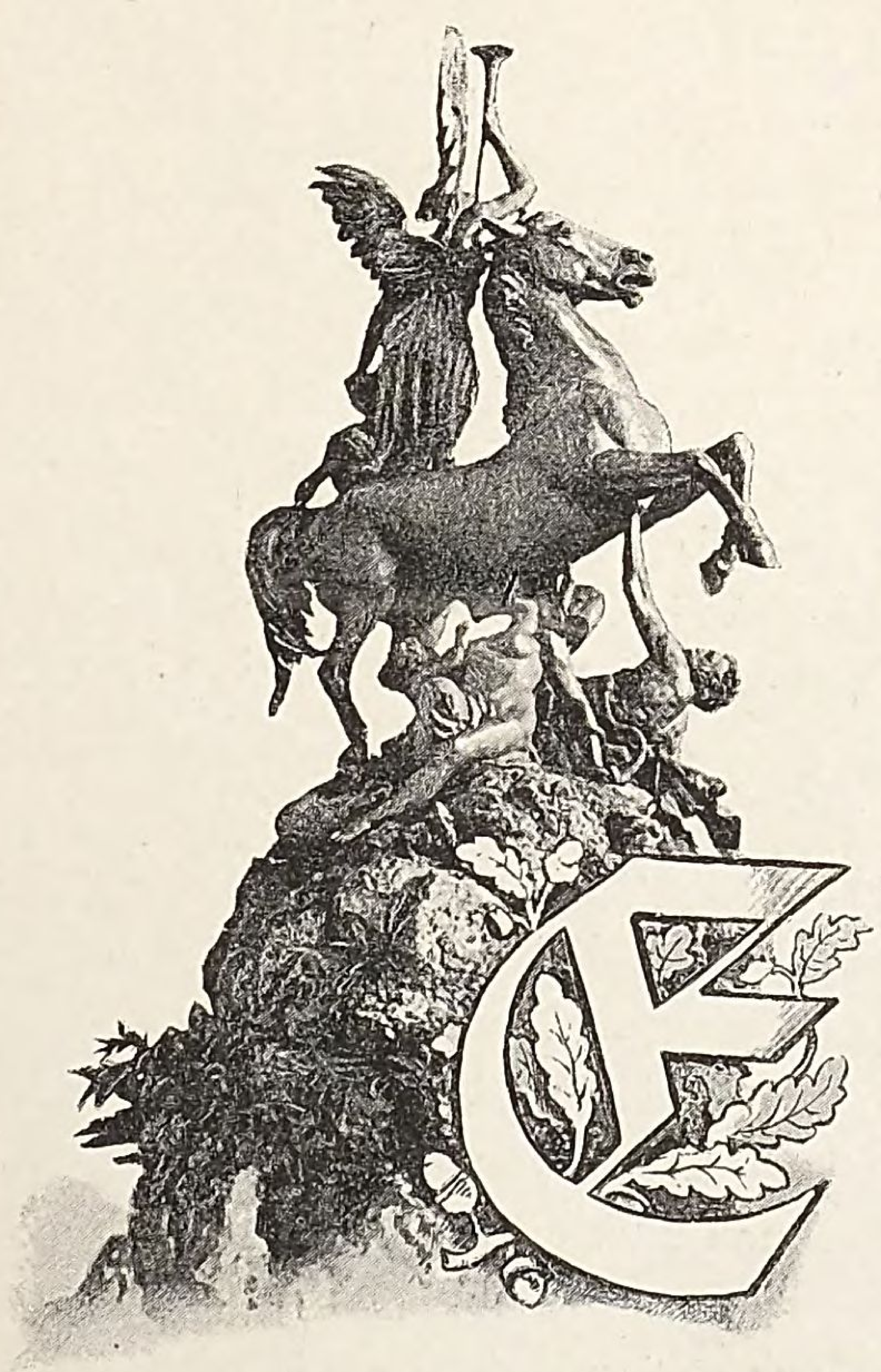
Das wird in diesem besondern Falle allerdings zugleich erleichtert und erschwert; denn ich wanderte nicht allein. Wohl oder übel mußte ich im Menschenstrome mitschwimmen. Ihr sollt selbst urtheilen, ob es so zu sagen ein Genuß war: ihr werdet ihn sehen und hören und ihr werdet leicht errathen, weshalb ich in den ergreifenden Ernst der Wanderung die vielleicht weniger ergreifenden Wanderer stellte. Schwächlinge freilich wollen, daß ihnen immer nur eine ihrem Fühlen gemäße Einheit der Erscheinung gegenüber trete, weil sie nicht begreifen, daß in allem Menschlichen die Komödie neben der Tragödie geht. Aber unter meinen Lesern gibt es ja keine Schwächlinge.

Da lächelt sie, die mich vorhin warnte. Und jetzt tönt Glockengeläute in den Herbstmorgen hinaus. Feierlicher noch und rührender als sonst mahnt es unser Ohr: es läutet Allerseelen, und das katholische Volk betet heute inbrünstiger noch als sonst für seine lieben Todten. Dort draußen leuchtet das Gebirge weiß auf. In einem einzigen Augenblick dünken wir uns hoch oben und es mag wollen oder nicht, wir trotzen ihm Kranz um Kranz einsamster Alpenrosen ab und hurtig eilen wir zurück zum todten König, um bald ihn, bald sein Schicksal zu schmücken.

Nymphenburg, Allerseelen 1887.

Arthur Mennell.





Schloß Herrenchiemsee

auch Schloß Herrenwörth genannt.

Ein Sommertag, sonnig und blau und dabei mild, als ob er den Lenz vergessen lassen wollte, ruhte über unserer Fahrt. Ich kam von Innsbruck herauf, nachdem ich im Engadin gewandert und durch den Arlberg gefahren war. Der Fülle des Geschauten sollten sich nun andere Eindrücke beigesellen. Da war es die Majestät der Natur gewesen, an der wir uns zu läutern und freier zu machen suchten. Jetzt wollten wir uns dem andern höchsten Zauber des Daseins nahen: der Majestät der Kunst. Vielleicht einer Vereinigung beider, da die Schlösser König Ludwigs mein nächstes Ziel geworden waren. Man sagte ja von ihnen, daß sie nicht bloß weitab lägen vom Lärm der Menschen, daß vielmehr der landschaftliche Reiz ihrer Umgebung seines Gleichen suche. Ein biederer Bayer zumal, stolzer auf die Heimath als der spanischste Spanier auf die seine, hörte nicht auf, das bayrische Gebirge zu preisen, das ganz und

gar nicht hinter der Schweiz zurückstände. Und er lachte gelegentlich immer laut auf von wegen Schweizer Alpenglühen, das er zu Hause viel schöner habe und gar von wegen der in theure Hotelrechnungen einpapierten Sonnenuntergänge des Rigi. Ich würde es ja erleben, wenn ich in Neuschwanstein oben auf dem Balkone stände — mit oder ohne Guitarre war ihm völlig gleichgiltig — daß so was selbst ohne das herrliche Schloß überhaupt nicht wieder in der Welt da wäre: großartigste Natur, dazu aber doch großartigste Kunst und fünf Minuten weiter unten eine frische Maaß Bier.

Diese Art Beredtsamkeit war wirklich überzeugungssicher und so summte denn auch ich ganz unwillkürlich mit ihm:

„Blau-Weiß ist Bayrisch
Und wird nit vergeh'n
Solang' noch die Zugspitz
Aufwärts wird steh'n."

Das freute ihn nun und mich auch; denn die schlichte Hochlandsmelodie umschmeichelt Herz und Ohr mit innigstem Klang.

Dafür aber wollte er gar nicht begreifen, daß ich bis Rosenheim ein Billet genommen habe, um durchaus zuerst Schloß Herrenchiemsee zu sehen. Und gar von hier unten aus, wo der Weg nach Mittenwald und Partenkirchen nah und offen, um schnell und sicher die weltfremde Pracht von Linderhof und Schwanstein zu erreichen. Ueberhaupt, da doch Herrenchiemsee . . .

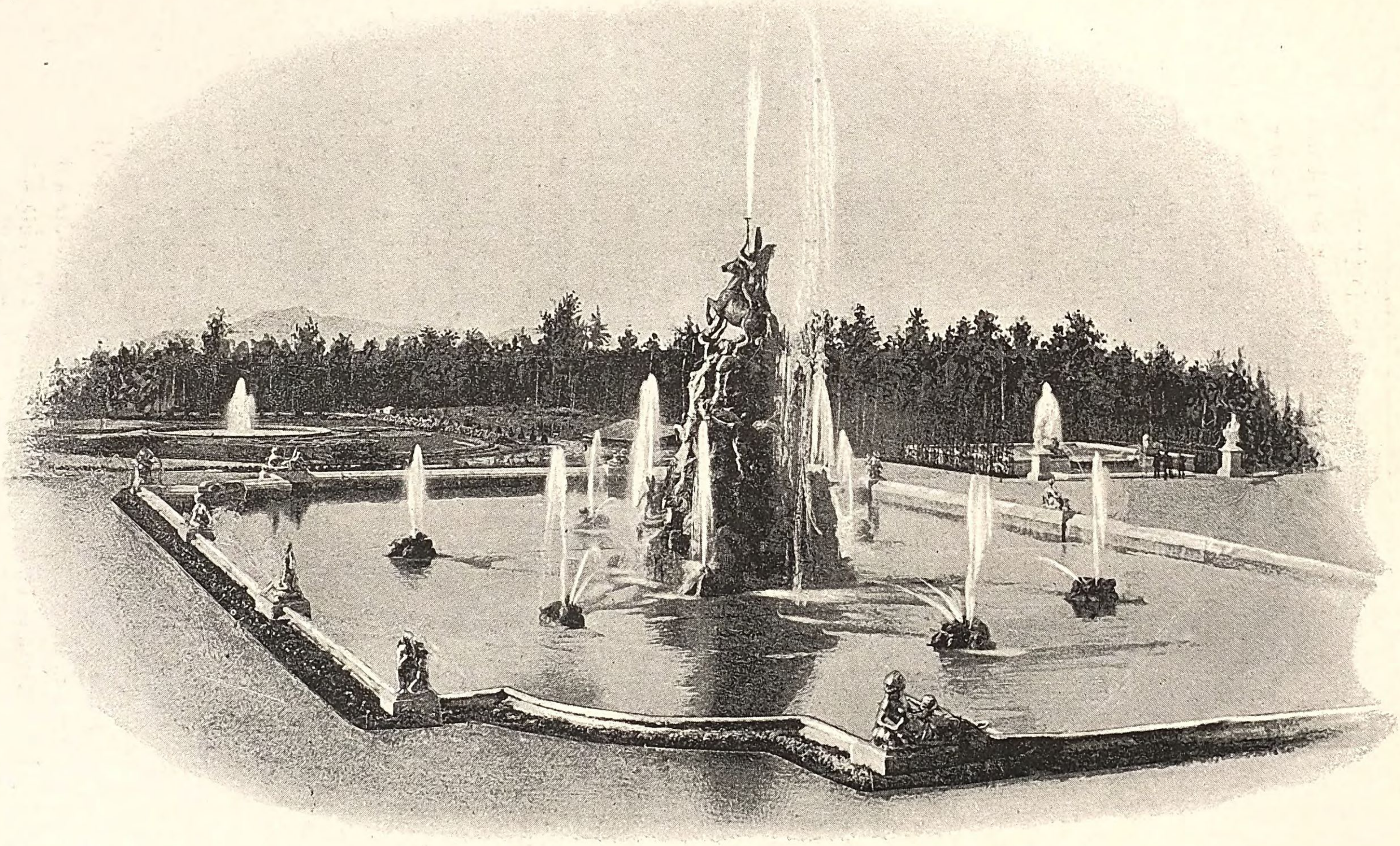
Er machte eine Pause, wie ich dergleichen noch viele auf der spätern Wanderung erleben sollte, bei denen, wie auch hier, der Satz unbeendet blieb, um mit anderem Wort angeblich anderen Gedanken Platz zu machen. Und überhaupt wäre auch noch der Chiemsee trotz seiner prächtigen Renken denn doch kein Vierwaldstätter. Das wußte ich nun freilich; aber gerade deshalb, weil auch ich fürchtete, Schloß Chiemsee werde mich weniger begeistern als die andern Königsphantasien, blieb ich dabei es zuerst zu sehen. Denn wenn es wirklich gemischte Freude oder gar Enttäuschung brächte, so wollt' ich auf reinen Genuß hoffen dürfen, da ich die andern Schlösser noch vor mir hatte. Immer besser zuerst das Unbehagen und dann das Behagen als umgekehrt.

Und so ging es denn erwartungsvoll dem „bayrischen Versailles" entgegen, das als goldprotzende Nachahmung gescholten und gepriesen war. Weite Strecken noch hält der Weg auch das verwöhnte Auge fest. Immer und immer wieder streckt der „Kaiser" seine starre Hoheit auf und später erst, da wir dem Ende der Fahrt nahen und das Gebirge weiter und weiter zurücktritt, kann der neugierige Gedanke gemächlich das versteckte Ziel aufsuchen. Unwillkürlich denken wir daran, daß Schloß Chiemsee unsicher steht und unfest in moorigem Grund. Die Propheten haben ja schon prophezeit, daß der Tag nicht fern ist, da es sich in sich selber begraben muß. Und so hat man denn auch schon im Voraus die verschleuderten Millionen beweint.

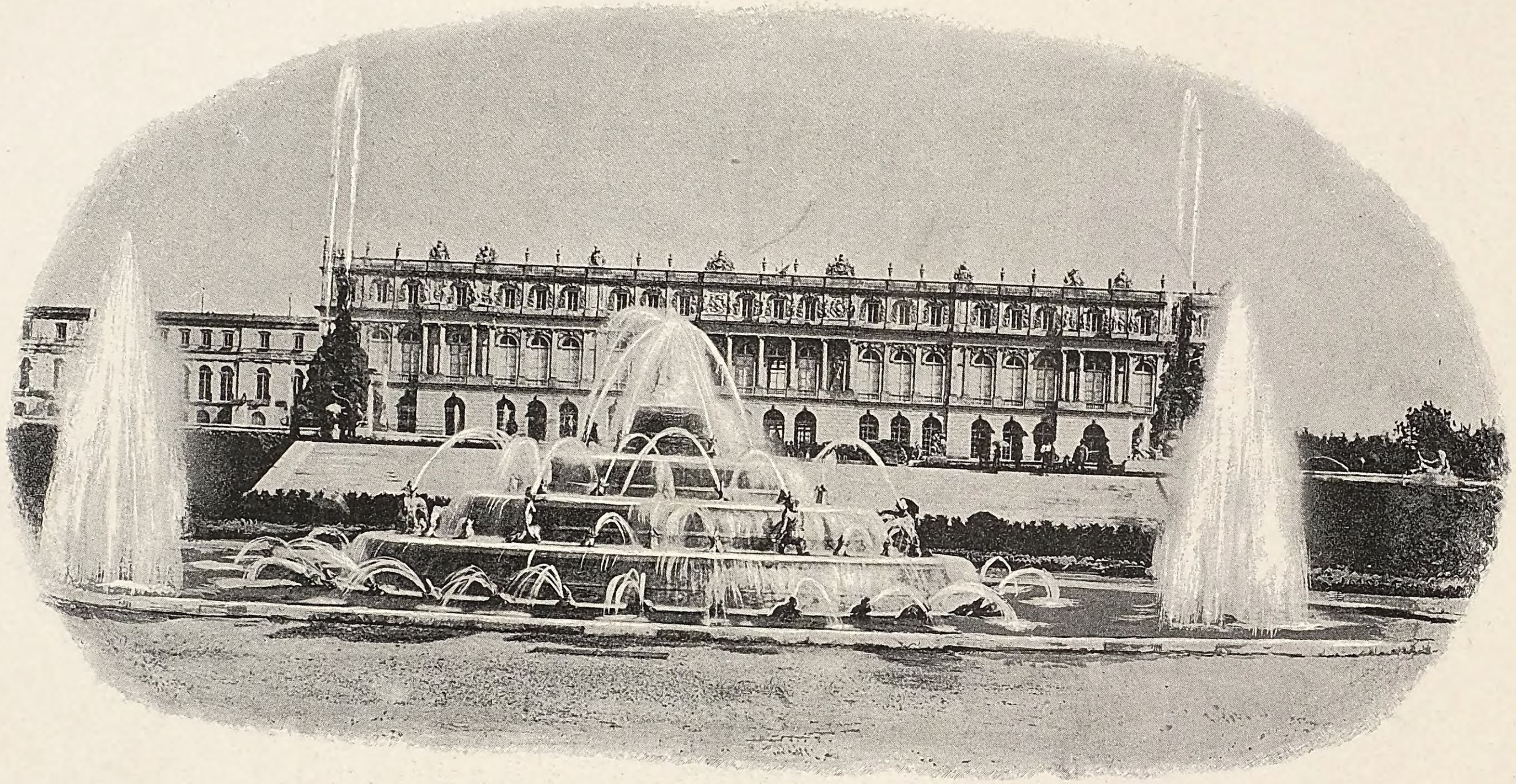
Sonderbar, wie empfindlich wir mit Zukünftigem und Gegenwärtigen sind, derweilen das Vergangene ganz anders auf uns wirkt: was uns dort reut, begeistert uns hier, denn wie manchen goldprunkenden Palast glaubt der Kindessinn der Sage — und wir mit ihm — versunken und verschollen, ohne daß wir auch nur einen Augenblick daran denken, daß man dafür doch eine Masse preußische Consols hätte kaufen können. Oder auch Russen.

Und gerade beim Chiemsee fällt dieser Widerspruch um so schneller auf; denn auch zu ihm ist die Sage, die Bayern's Seen und Gebirge allerwegen mit ihrem düstern Reiz umspannt, lebendigen Flügelschlags gekommen und hat just einen goldenen Palast in denselben See gesenkt, der dereinst König Ludwigs Bau als Ruine tragen wird. Man gehe nur hin zu den Uferbewohnern, da wo die Achen sich in den See ergießt; sie werden mit gläubigem Sinn erzählen, daß nicht gar weit draußen im See ein güldenes Königsschloß versunken liegt. Ihr glaubt es nicht? Die aber haben es gesehen in goldfunkelndem Glanz und sehen es noch immer, wenn der lichte Himmel zugleich mit lichtem Wasser den Blick in die Tiefe öffnet. Wie üppig weiß sich da der Marmor streckt und wie zum Greifen deutlich sich die goldenen Geländer zeigen! Und das ist nicht todt da unten; das ist lebendig in holdestem Lebensglück. Die da unten wandeln und hausen, das sind Erwählte der Götter und darum durch das sichere Wasser von allem Menschenelend getrennt. Zuweilen selbst schwirrt und murmelt es herauf wie Stimmengewirr. Gekommen aber an das Tageslicht ist noch Keiner. Und herabgefahren in die Fluth ist auch noch Keiner, um sich da unten die Taschen voll Gold zu pfropfen — obschon die Seebewohner sonst eben nicht so sind. Ja, wie ich ihnen sagte, daß man eigentlich mit dem versunkenen Gold und Marmor die Octoberwiese hätte pflastern können, da haben sie mich nicht einmal verstanden; vermuthlich weil zwischen den Worten zu hören auf dasselbe hinausläuft, wie zwischen den Zeilen zu lesen und zwischen den Zeilen unsichtbar zu schreiben.

Aber, wie schade, da ich eben dabei bin, zu der Sage vom versunkenen Königsschloß die des versinkenden zu träumen, da erinnert mich die liebe Wirklichkeit mit Thürgeklapper und Bahngeläute und Reisetrübsal daran, daß ich meinem Ziele näher bin, als ich glaubte. Aus Innsbruck, Salzburg, München laufen hier die eisernen Adern des Verkehrs zusammen. Wir sind in Rosenheim, obschon wir eben so gut in Olten, Luzern, zu Füßen des Rigi in Vitznau oder der Germania zu Rüdesheim uns wähnen könnten; denn die Menschheit, der wir dort begegnen, ist auch hier dieselbe, so daß ich sie nicht erst zu beschreiben brauche. Ihre Nähe kündet die Nähe eines Objects, das man als weitgereister Mensch gesehen haben muß, und wenn es zur Noth Jumbo wäre, der Elephant, oder Barnum's ganze Menagerie. Und wüßten wir noch nicht, daß das Object in diesem Falle Schloß Herrenchiemsee heißt, wir erführen es in jedem Augenblick von Neuem, denn die Worte Ludwig, Versailles, sinnlos, pompös, hören nicht auf von den Lippen zu laufen. Also Gesehenhabende, denen die Sehenwollenden Mund und Ohr entgegensperren. Aber ich irrte mich doch, da ich nur den einen Reisetypus sah; denn bei näherem Betrachten löst sich hier wie überall, und hier vielleicht mehr als irgendwo aus der Masse das individuelle Dasein los: neben der Neugierde schreitet der Wissensdrang, neben der frivolen Schaulust sinniges Erwarten, neben dem Bummler der Pilger. Und dieser Pilger, der in schweizerischer Schönheit stumm jubelt, der auf dem Niederwald inbrünstig betet, der weinte gewiß in Herrenchiemsee eine verborgene Thräne. Und auch du, Frauenliebreiz, den das alte Reiseglück statt elender Schwätzer mir in den Wagen steigen läßt, du trägst die reinen Züge der Idee. So fährt es sich denn wohlig weiter und mit versöhntem Auge schauen wir hinaus und grüßen die Stadt und den Fluß, der uns wohl oder übel Grüße aus Tirol wiedergibt. Freilich, mit dem zigeunernden Trotz der Isar bist du nicht zu vergleichen, mein lieber Inn, der du nun wieder mal der Abwechselung halber ein hübsches Dampferchen — dasselbe, das auf dem Chiemsee fuhr — auf deinem unwilligen Rücken tragen sollst. Aber es ist ja auch ganz natürlich,



Pegasusbrunnen mit Umgebung.



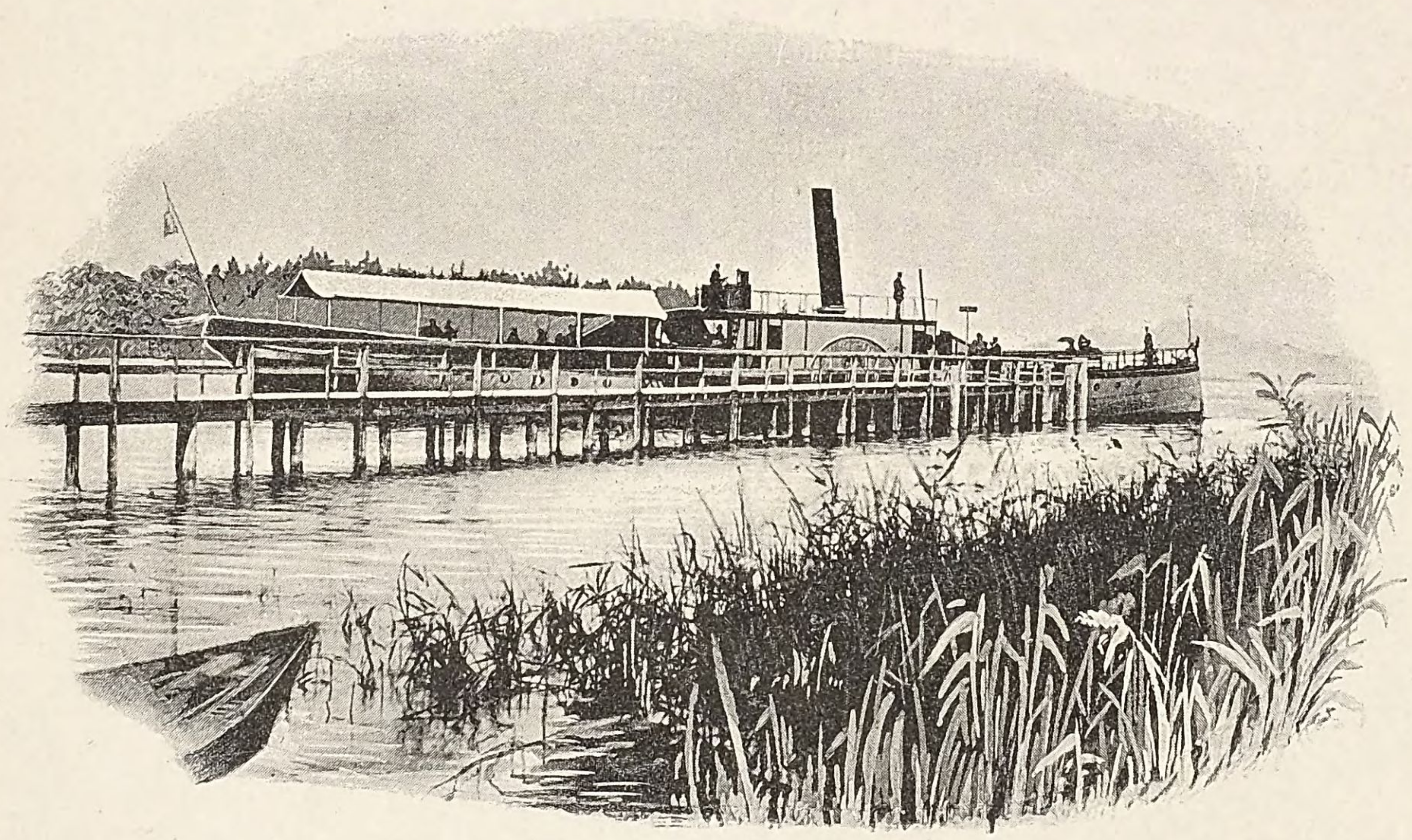
Schloß Chiemsee mit springenden Wassern.

daß du etwas gesetzter dich gibst, sintemal du ein Masculinum bist. Und daß jene in einem Smaragdmantel einherjubelt, wie ihn nicht einmal die Liebe des Gotthard um seine Reuß schlingen konnte, das darf dir auch nichts verschlagen. Dafür strahlst du, ein ewiger Jüngling, im Alter keltischer Vorzeit. Denn wenn man dich auch allezeit verputtkamert hat und dich bald Ine, Hin, Enus, ja Ina geschrieben, so heißest du Ainos von der keltischen Taufe an und bedeutest der Hurtige, Eilende. Deine Taufpathen sind untergegangen und deine verschiedenen Puttkamer zum Theil auch. Du aber lebst als Lebendiger. Wir müßten ja Barbaren sein, wenn wir solch einem Lebenden nicht die eben gekaufte Rose zu Füßen werfen wollten.

Hier am Inn, da am hochfälligen Ufer, will uns Rosenheim mit der Anmuth seiner Landschaft offenbar beweisen, daß es sich seiner blühenden Herkunft wohl bewußt ist. Freilich ohne zu viel Grund, denn es geht ihm wie allen Orten, die die Rose in Wappen oder Namen tragen, wenn anders unsere Forscher Recht haben, die statt auf die Rose auf hrod hinweisen, das im Nordischen soviel wie ruhmvoll, berühmt bedeutete, während andere — wie beispielsweise auch beim duftreichen Leipziger Rosenthal — hros, das Pferd, statt der Rose gelten lassen wollen: was uns natürlich schließlich um so gleichgiltiger sein kann, als die weitere Fahrt zu immer wechselnden Gedanken ermuntert. Denn sehen wir recht, so erzählt Alles, was wir schauen: die Menge breiter niedergedrückter Hügel, bald hier bald da still aufschauendes Gewässer, die Dürftigkeit des Feldes wie die Fülle des Moors, daß ein Boden unter uns sich streckt, der Jahrtausende lang ein unendliches Wasser über sich rauschen hörte. Bis weit zum Gebirg, das sich nun wieder mächtiger zeigt, da wir an dem sich langweilenden Simmsee vorüber kommen, muß das flüssige Element sich gedehnt und einen einzigen ungeheuren Alpensee gebildet haben, von dem der Chiemsee, das „bayrische Meer" als letzter großer Enkel blieb; freilich, damit er nur um so anschaulicher die Vergänglichkeit auch seiner Herrlichkeit zeige. Denn seit Jahrhunderten, ja, Jahrzehnten ist auch er mehr und mehr zurückgegangen und wird dem Naturgesetze folgend weiter zurückgehen, und selbst von Menschenhand dazu gezwungen sein, da man nunmehr den alten Plan, seinen Wasserspiegel durch einen beschleunigten Ausfluß der Alz — oder gar durch seinen Abfluß in den Simmsee und durch ihn in den Inn, tiefer zu legen, ausführen will. Am Ende vielleicht so tief, daß dann die goldene Herrlichkeit des versunkenen Königsschlosses von Jedermann gegriffen werden kann. Hübsch wär' es, aber freilich dann am hübschesten, wenn das Gold für die ganze liebe deutsche Menschheit reichte, damit sie endlich einmal auch die allgemeine directe Wahlprobe auf die Glückseligkeit des Goldes machen könne.

Und dort zur Linken leuchtet er ja hell auf, der Chiemsee; freilich nur in wenigen Streifen, die seine Größe noch nicht ahnen lassen, denn da ist auch schon die Herreninsel, die, weit herangezogen an das Ufer, den weiteren Ausblick hindert. Dafür aber giebt sie einen ersehnten Einblick; denn weshalb stierte plötzlich eine ganze Compagnie schaulustiger Krimstecher aus den Wagenfenstern heraus? Der lichte, fensterreiche Bau, der auf der Insel aus der Umarmung des Waldes herausblickt, ist eben kein anderer als König Ludwigs „Wunderschloß." Aber noch ehe die Schaulust entscheiden kann, ob sie enttäuscht, ob befriedigt sein will von diesem ersten Hinblick, sind Insel und See auch schon verschwunden und da wir in Prien aussteigen, glauben wir uns wohl nicht allzuweit dem Gebirge, aber fern dem See und dem Schloß.

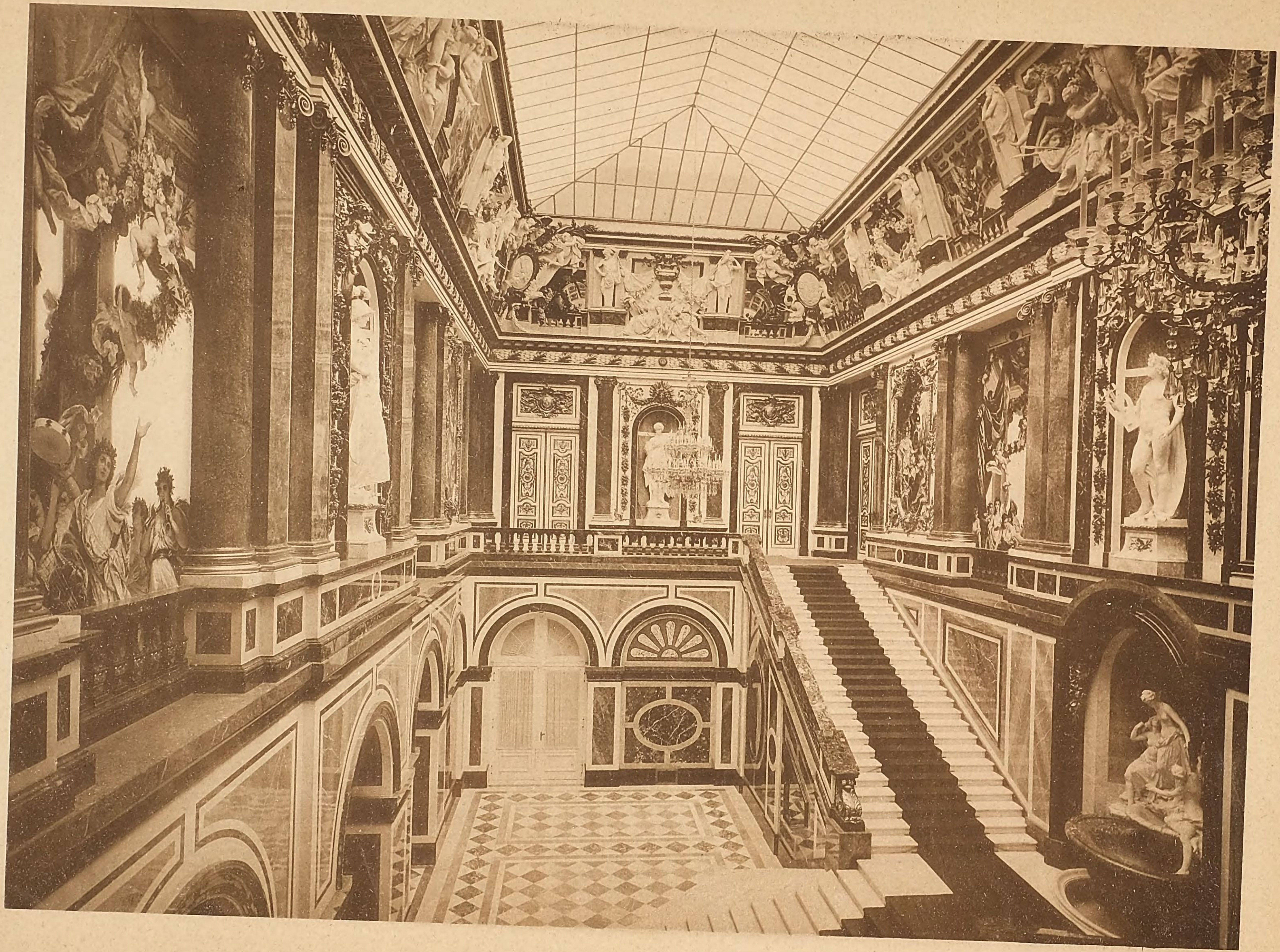
Freilich, daß hier in der Nähe etwas besonderes los ist, das sehen wir nicht bloß an den Menschen, die hier ungleich befriedigter als in Rosenheim hin und her laufen. Da am Bahnhofsgebäude ist munter gebaut worden, als ob es über Nacht zu klein gewesen wäre. Und dort das Fuhrwerk und die offenbar funkelnagelneue Miniaturbahn, zu denen hastig Alles stürzt, künden laut genug, daß unser Aller Ziel dennoch in der Nähe ist. Und so ist es auch; denn in wenigen Minuten sind wir drunten an dem uns jetzt noch durch das Hügelland verborgenen Chiemsee.



O ja, wir müssen wohl verwöhnt sein, denn trotz seiner blaufunkelnden Heiterkeit „imponirt“ er nicht eben. Groß und weit breitet er sich in verschwimmender Behaglichkeit. Wir möchten ihn einsamer, abgeschlossener, idyllischer, ja düsterer, romantischer; wir möchten ihn im Einklang haben mit der Phantasterei unserer Vorstellung, weil wir wieder einmal vergaßen, daß schlichte, heitre Größe in Natur, wie Leben allein die menschenbeglückende Kraft tragen. So ist er kein schnell bezwingender Eroberer, aber nach und nach, gemächlich, doch unwiderstehlich zieht er uns in seinen Bann. Gleich das Ufer hier mit der wirbelnden Geschäftigkeit der neuen, durch den Besuch des Schlosses aufgestöberten Fremdenindustrie mit dem dringenden Angebot von Beschreibungen, Photographien und dergleichen muß uns trotz alledem zum Lächeln reizen. Eine Menge Kähne stehen bereit uns zur Herreninsel zu tragen. Und hier der kleine, nicht eben allzuschmucke Dampfer erweckt schon ein besonderes Interesse, weil er es angeblich ist, der den König hinübertrug zu seinem Märchenbau. In Wirklichkeit freilich hatte er sein eigenes Königsschiff, das von Menschenhand getrieben, das heißt ganz einfach gerudert wurde. Kam er — und es

geschah fast regelmäßig am 29. September — um Mitternacht auf der für ihn nicht weit von Prien errichteten Haltestelle (die inzwischen abgebrochen wurde) an, dann fuhr er auf seiner Straße zum Ufer und von da unter Fackelschein hinüber nach der Herreninsel in den Königscanal hinein, um sein Schloß leuchten zu sehen in tausendfältigem Licht, und seine Wasser hochauftanzen zu sehen in immer neuem blitzendem Gesprudel.

Auch wir wollen morgen Abend, nachdem wir das Schloß gesehen, hinausfahren in den See und einmünden in den Canal. Freilich die Wasser werden fehlen und mit ihnen noch verschiedenes Andere, aber der silberne Mondglanz wird geisterhaft über der beängstigenden Einsamkeit zittern und wir dürfen weiter träumen vom versunkenen Königsschloß und vom versinkenden. Jetzt aber fahren wir schnell hinaus dem Ziele zu, im alten Schloß unser Zimmer zu finden, damit wir um so behaglicher einige Tage verweilen können, um aus dem vielleicht verwirrenden Eindruck des ersten Schauens geklärte Einsicht mit uns zu nehmen.



Schloß Herrenchiemsee. — Eingangshalle.

Druck und Verlag von Jos. Albert in München.



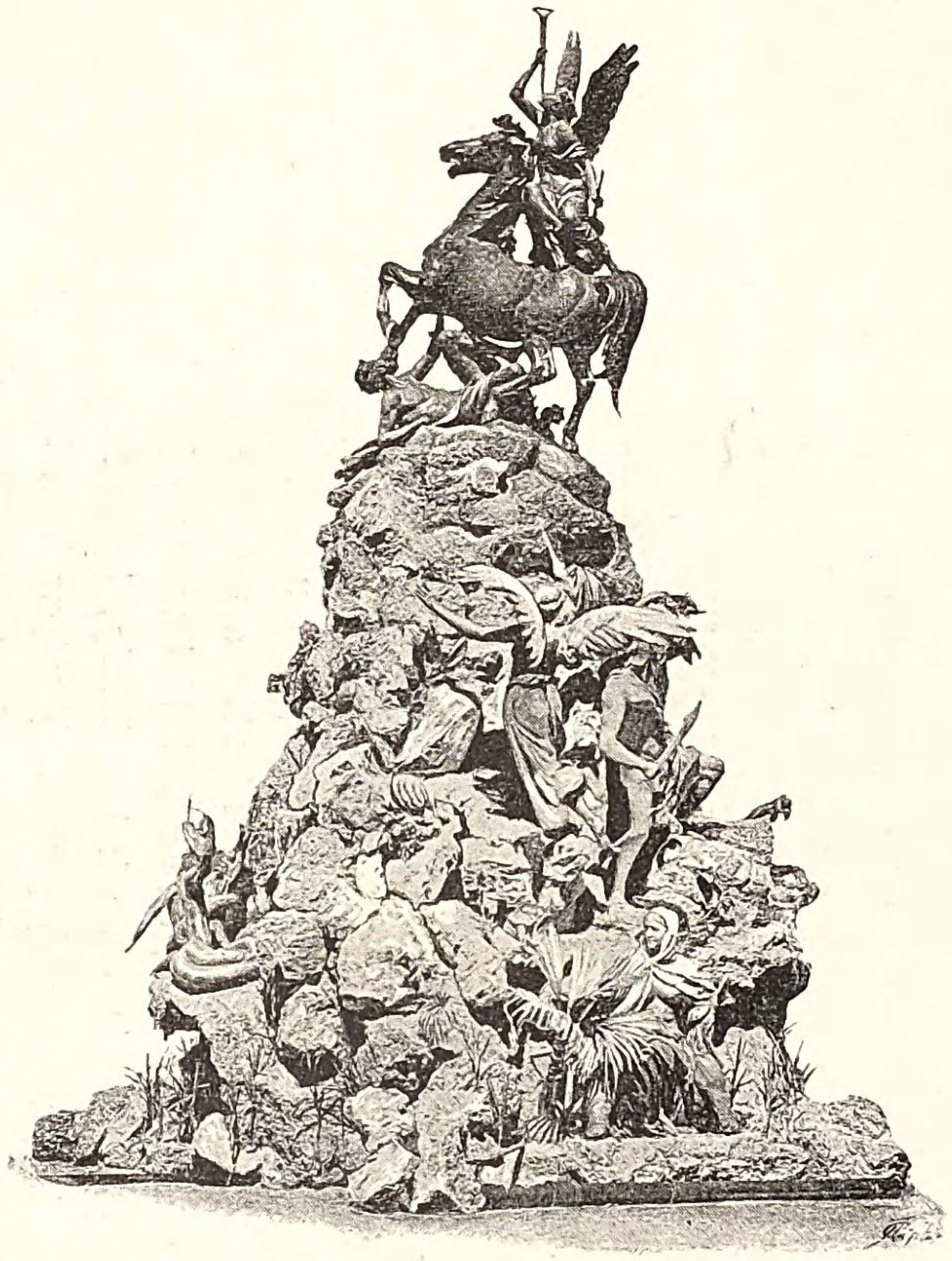
Rechts hinauf zur Casse — heißt es nach kaum viertelstündiger Fahrt und so wallen wir denn den langen Brückensteg, der vom Schiff zum Ufer führt, rechts hinauf zur Casse. Andere natürlich rennen, weil sie um Gottes willen die Ersten sein müssen. Weniger lebendig als vorher auf dem Dampfer schnattert die nimmermüde Fama; jetzt ist denn doch Jeder zunächst etwas mehr mit sich beschäftigt als mit dem König, dessen Schatten sich geduldig die unglaublichsten, wenn auch gewöhnlich gutgemeinten Apostrophen gefallen lassen muß. „Du," meint eine junge Frau zu ihrem Gatten, als er ihr das Billet bringt, „aber es soll ja eine ganz impertinente Verherrlichung des Franzosenthums sein." — „Desto besser, dann haben wir . . . das gleich hinter uns und was meinst Du wohl, wie unendlich mehr Vergnügen uns dann Neuschwanstein, das ja deutsche Sage und deutschen Sang verherrlichen soll, machen wird!"

Die Verherrlichung des Franzosenthums spielte dann auch, wie in der seitherigen Literatur des Schlosses, in den spätern Unterhaltungen eine Rolle. Ich erwähne das schon hier. Einmal, weil dieser Vorwurf nicht todtzuschweigen ist und andererseits weil ich nicht geneigt bin die Empfindungen des ersten Eindruckes zu unterdrücken; denn diese sind es, die das große Heer der Beschauer mit sich heim nimmt. Dafür aber werde ich auch Zeit finden nachzudenken und gerade über die Französelei desselben Königs, dessen deutsche That Siebzig Alldeutschland mit schwärmerischer Liebe zu ihm erfüllte, werde ich auf einer spätern Seite, vielleicht erst wenn wir oben auf Neuschwanstein stehen ein von allem Gehörten vermuthlich weit abweichendes Wort sagen.

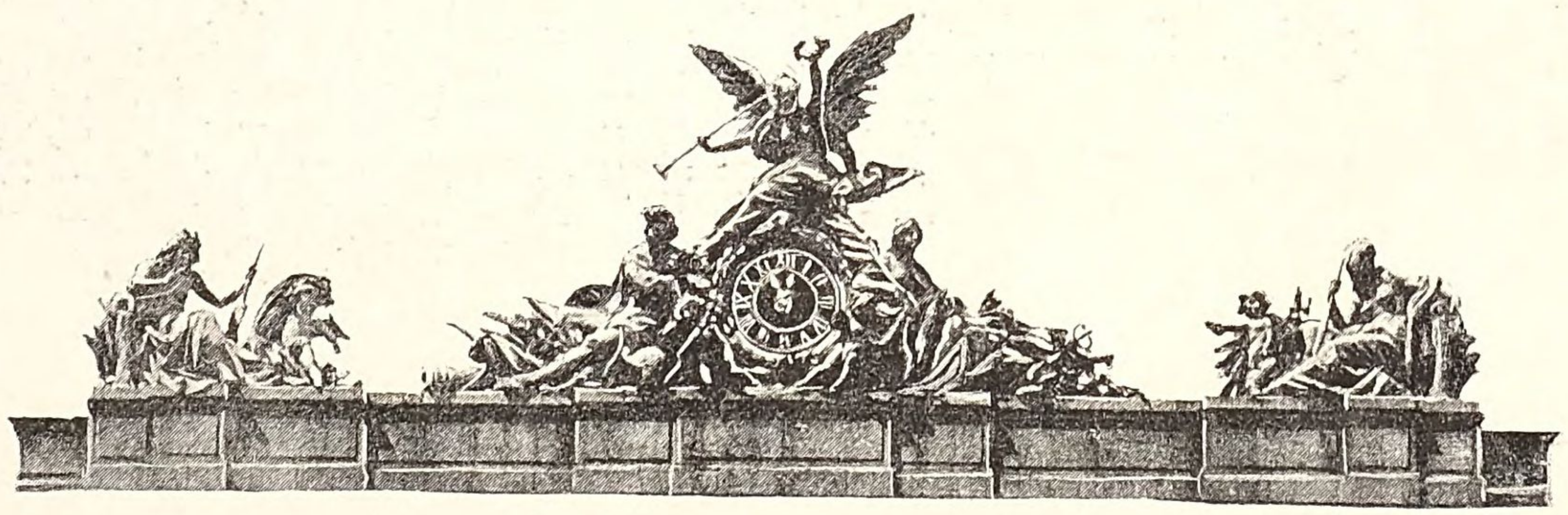
So treten wir denn durch das Thor des alten Schlosses. Wir wählen, an der Gartenwirthschaft vorbei gehend den Fußweg zu dem neuen, um später zu erfahren, daß wir eine Dummheit gemacht haben. Denn wären wir der Fahrstraße gefolgt, so hätte ein weitumfassender Blick auf Schloß und Gärten uns mit der prosaischen Unfertigkeit der letzteren versöhnt, während wir jetzt mitten in sie hinein — und nach ihr direkt auf die in protzendem Gold sich sonnenden allegorischen Figuren stolpern, welche die im sogenannten parterre d'eau hochaufragenden Fortuna- und Pegasusbrunnen umgeben. Es ist einfach eine klägliche Enttäuschung, die wir da im ersten Schauen erleben: Das Alles liegt so protzig und doch trostlos öde vor uns da, daß wir uns wirklich nicht erwehren können über weggeworfenes Gold zu klagen. Und wir vergessen, daß die springenden Wasser dem Allem Leben geben würden, daß wir zudem dem Unfertigen gegenüberstehen, daß gerade auch diesen Garten- und Brunnenanlagen ein Plan zu Grunde lag, der an den der Versailler sich lehnend diese letzteren weit übertreffen sollte.



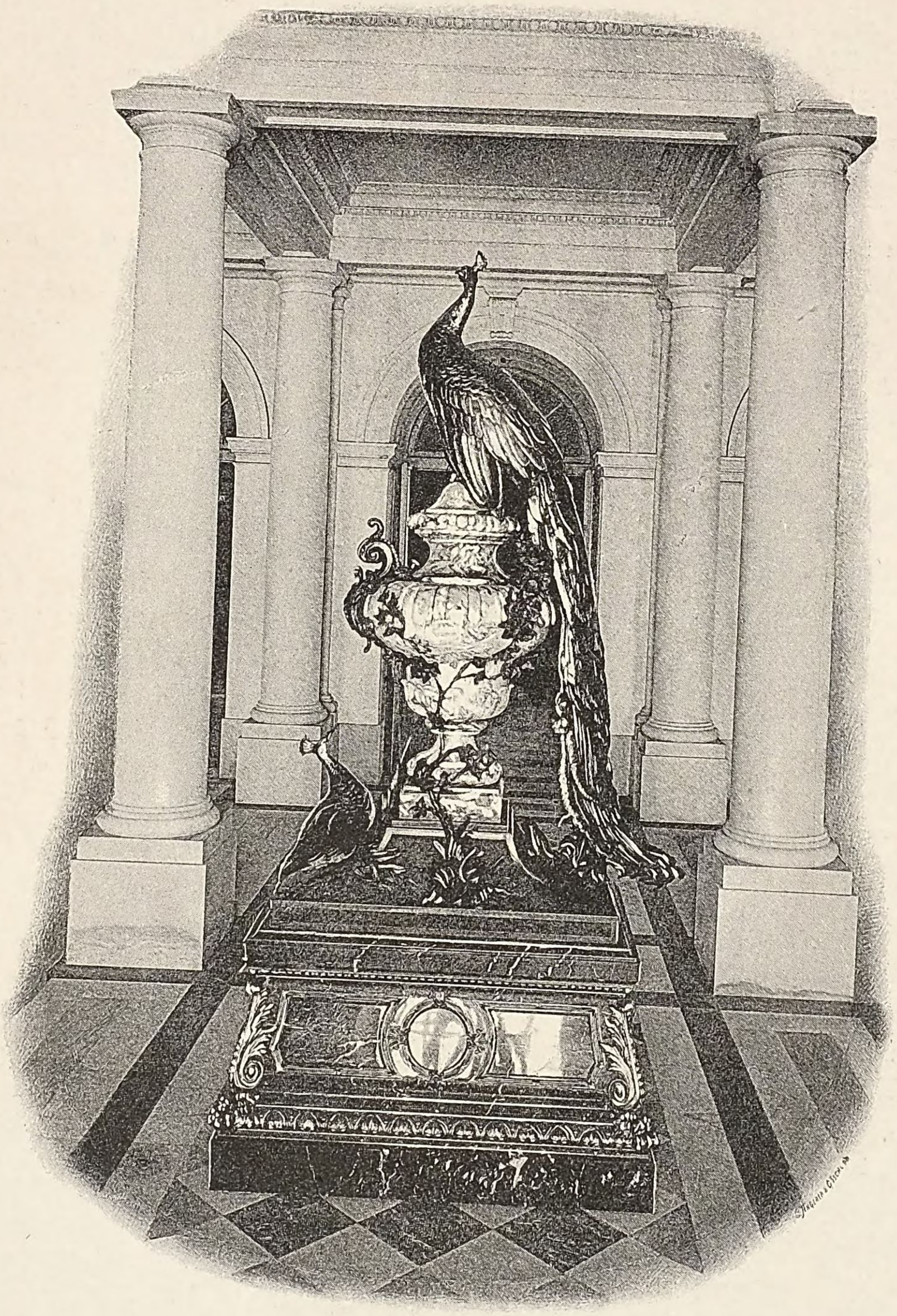
Fortunabrunnen.



Pegasusbrunnen.



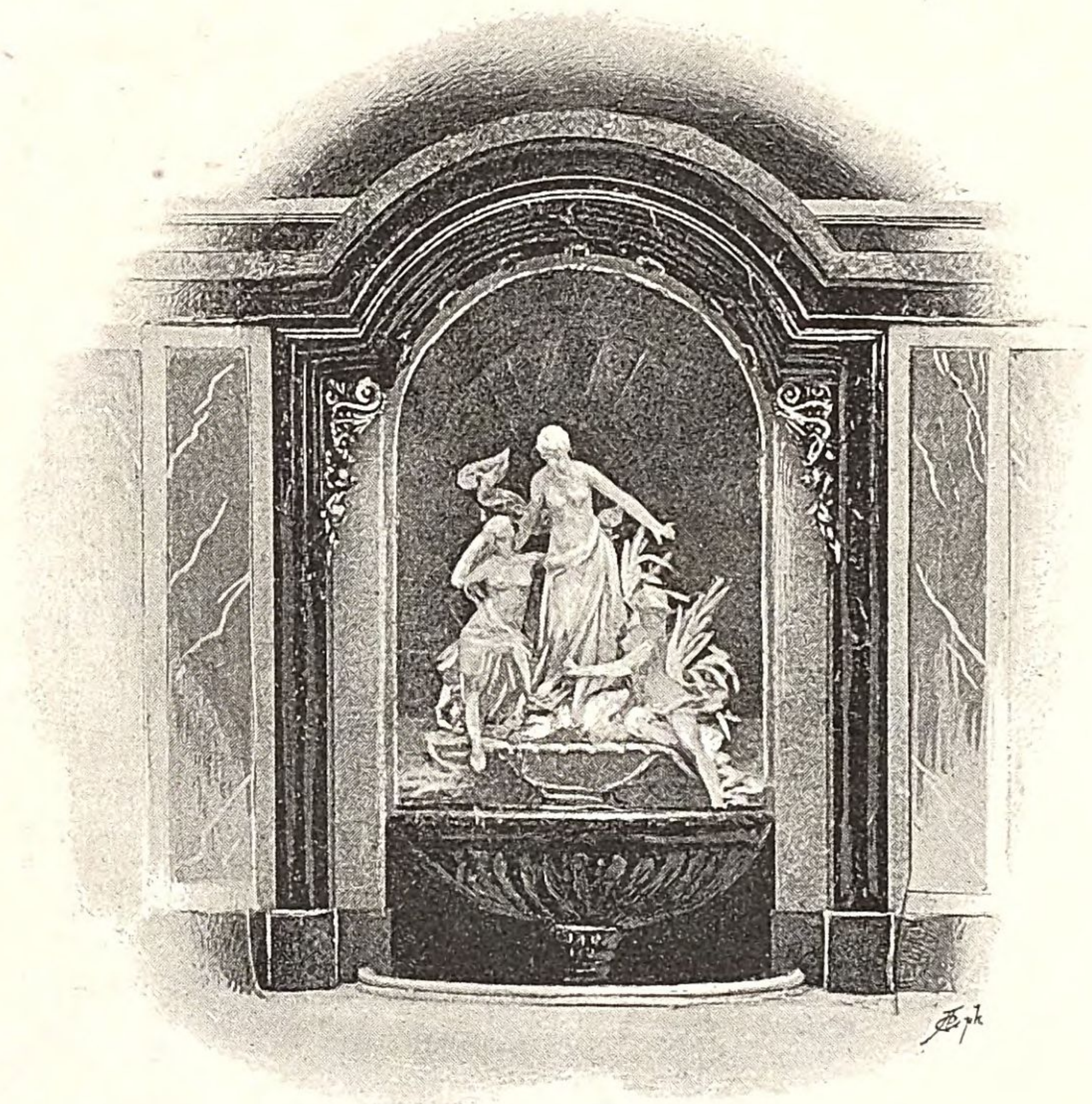
Giebeluhr im Marmorhofe.



Pfau im Vestibüle.

Bei einem zweiten Gange wollen wir diesen Plan in Bild und Wort verstehen lernen und das Unfertige vom Fertigen scheidend auch diesem letzteren Gerechtigkeit bringen. Wir werden ihn mit dem ganzen mächtigen Schloßbau in Einklang zu bringen und diesen selbst in seinem Aeußern zu schildern suchen und dabei die Erinnerungen zu Rathe ziehen, die uns aus ehemaliger Versailler Sommerfrische geblieben sind.

Jetzt, da wir ohne Weihe, ja ohne Scheu in ihn hineintreten, grollen wir unwillkürlich auch ihm und sähen am liebsten den ganzen entstellenden Flügelbau der rechten Seite — der der Linken wurde noch



Marmorgruppe aus dem Treppenhause.

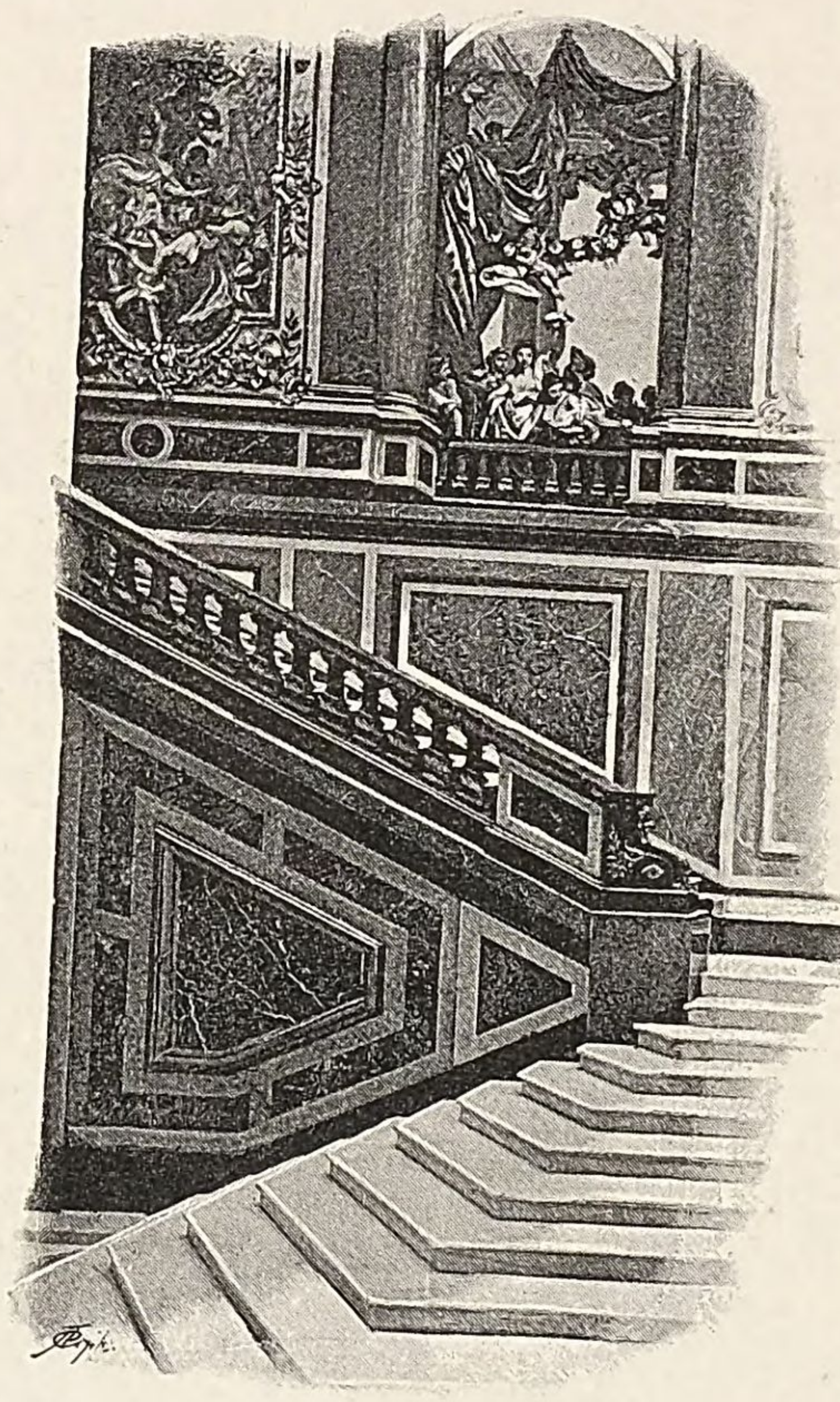
kaum begonnen — verschwunden, um den harmonischen Eindruck zu haben, wie ihn unser erstes Bild nicht ohne Grund wiedergiebt, da in der That von berufener wie unberufener Seite die Abtragung dieses Flügels empfohlen wurde.

Und da ist er ja, der vielumsungene Pfau!

Man preist ihn als ein Wunderwerk französischen Kunstfleißes, der sonst in den Schlössern Ludwigs ungleich seltener zur Geltung kommt als der Münchener. Jedenfalls hat dieses in fast naturgetreuem Schmuck des Gefieders prangende Stück Arbeit dem königlichen Besteller gefallen. Was es freilich gerade hier an dieser Stelle bedeuten mag, das leuchtet wenig ein. Der Pfau war allerdings des Königs Lieblingsvogel geworden, nachdem es lange Jahre hindurch der Schwan gewesen war. — „Großartig," sagt eine Dame, „aber ich muß sagen es gefällt mir nicht." — „Ja, es fällt mir dabei sogar ein Stück Begeisterung herunter." — „Denk' Dir mal den Pfau weg, wie einfach und erhaben es

da aussieht." — „Aber doch allzu kahl und todt." — „Es ist eben ein Mißton drin in der ganzen Geschichte." — „Das ist vielleicht gerade Er selber."

Mißmuthig gehen wir weiter, rechts quer über den Marmorhof in einen trostlos unfertigen Raum. Wir empfinden ein unendliches Weh und beneiden Versailles. Wie dort bei jedem Schritt das Innerste erschauerte! Freilich, dort war es nicht zum wenigsten das unsichtbare und doch überall fühlbare Dasein der Geschichte, das uns erbeben ließ. Aber hier ist es ein großes, einziges Königsschicksal, das uns bezwang und dem wir nun plötzlich unserm Wollen zum Trotz kühl gegenüberstehen.



Da öffnet der Diener die Thür, die zum Treppenhause, der Cour d'honneur führt. Wir treten ein und die Andern mit uns. Keiner spricht. Sekundenlang schweigt Alles, dann aber leuchtet staunendes Entzücken auf allen Gesichtern; denn was wir da sehen, das haben wir noch nie gesehen und werden wir nie wieder sehen. Und immer von Neuem bereuen wir das vorschnelle Geschwätz, die vorschnelle Enttäuschung. Freilich die Freude ist nun um so größer und wahrlich, wenn die Kunde von einem Wunderschlosse durch die Lande ging, so ist dieses Treppenhaus von herrlichster Künstlerphantasie aus einem Wunderschloß herausgeträumt in lebendiges Leben.

Unser Bild giebt davon nur geringe Kunde und kein Bild kann sie leider völlig geben, weil der Farbenzauber dieses Raumes, der sich vor unsern Augen zu ungreifbarer Erscheinung verflüchtigt, aller Fessel spottet. Das ist das Irdische im Ueberirdischen. Und ganz unwillkürlich verschiebt man Zweck und Absicht dieser Halle, die nichts als den einsamen Schritt des Königs hören, nichts als den König sehen sollte, und denkt sie geschaffen ein Gastmahl herrlichster Helden der Vorzeit — da wir denen der unserigen nun mal so was nicht zutrauen — in sich zu tragen: Herrliche Männer und schöne Frauen auf schwellenden Kissen zwischen reichem Blumenflor — was könnte da ein neuer Veronese mit der Kunst des alten für einen Märchenzauber mit dieser Halle und aus ihr in die Jahrhunderte strahlen. So aber! In diesem Raume und in diesem Raume allein! In diesem jauchzenden Lebensrausch der Farben, in dem herrlichsten Gewoge des herrlichsten Weiß, des zierlichsten Gold und der ganzen großen Symphonie des Lichts allein! Das Alles athmet bei aller Kraft die berückende, flüchtige Zartheit weiblicher Psyche, als ob ein Paris kommen müßte im Triumphzuge Helenens. Aber es kam kein Paris und es kommt keiner. Und durch diesen Vorhof der Glückseligkeit, aus dem ein Phaëton in den Sonnenwagen steigen, ein Euphorion himmelhoch aufstreben müßte, schweift ein unheilschwerer Schatten, der von der Vernichtung alles Außerordentlichen, das sich nicht zähmen und nur sich selber, seinen Idealen leben kann berichtet.

Dabei machen freilich nur wir Menschen ein betrübsames Gesicht, da die Göttlichen aber, denen der Meißel Perrons im Marmor neues Leben gab, die Apollo, Minerva, Flora, Ceres, strahlen in heitrer Ruhe, als ob sie nicht auch so Manches hätten durchmachen müssen, mit sammt Urvater Zeus unter der Fuchtel des Fatums und seiner vielgeliebten Gattin. Widmann's prächtigen Bilder aber, die in goldener Arabeskenumarmung strahlen — aus der wir für unsern Zweck den „Krieg" herausgenommen haben — zeigen das kleinliche und doch unendlich große Getriebe der Menschen in „Ackerbau," „Handel," „Kunst und Wissenschaft" und „Krieg" oder vielmehr mit dem Kriege den Triumph der allgemeinen, wie es scheint römischen, Wehrpflicht, derweilen andere Bilder, grüßende, Blumen zum Willkommen werfende Mädchen zeigen.

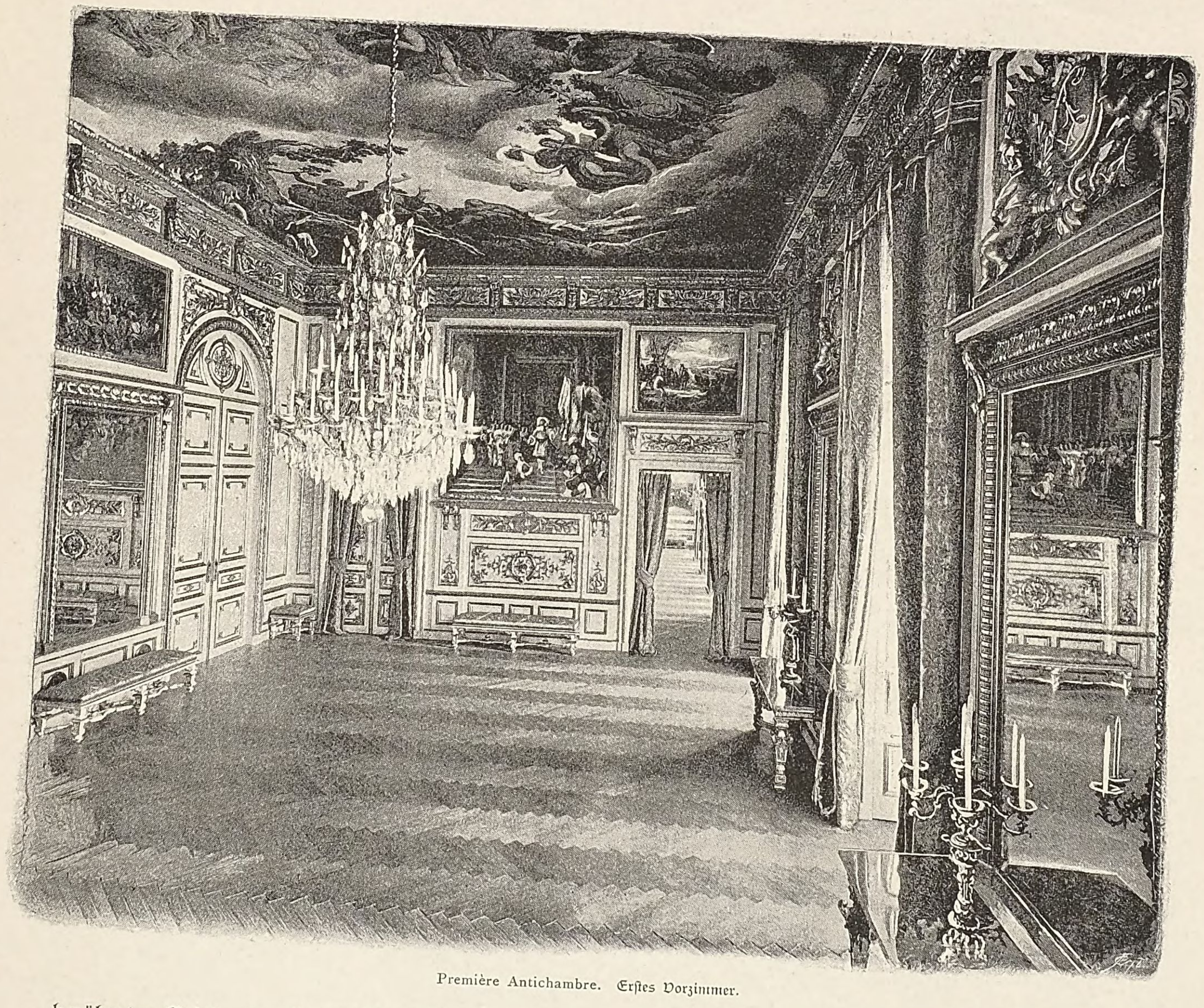


Der Krieg.

Hoch oben aber rings um die Wände laufend — und will man diese Cour d'honneur recht verstehen, so muß man sich im Geiste unser Bild von einem gleichartigen die andre Seite darstellenden ergänzt denken — zieht das Leben und Treiben der vier Erdtheile in scheinbar marmorner Gewandung dahin. Freilich, daß bei näherem Zusehen dort oben nicht bloß, sondern überall in diesem Treppenhause unechtes Material den Schein des echten trägt, mag in einem Königsbau verblüffen. Dafür aber hatte der bayrische Ludwig nicht die Milliarde des französischen.

Steigen wir rechts den purpurnen Läufer hinauf, so führt der Weg wieder durch ein ödes, unfertiges Gemach und wir treten ein in die Salle des Gardes du Roi, den Hartschiersaal. Und während wir da unten die heitre Luft der Griechen athmeten, unfähig den Moschusduft der Perrücken und Reifröcke in ihm zu denken, stehen wir hier allerdings in französischem Leben, das uns bis zum Ende dieser Wanderung kaum noch verlassen wird. In diesem in Blau und Gold gehaltenen Saale mit seinen Hellebarden und seinen Bildern der Turenne, Condé und leider so weiter beginnt die Nachahmung des Versailler Schlosses klar und deutlich auch vor das Auge unkundiger Menschenkinder zu treten. Und wie dieser sich anstrengt uns die Leibwache des Königs vorzugaukeln, so bringt der nächste Saal, die Première

Antichambre, in Lila und Gold gehalten, — unser Bild giebt den Durchblick auf ersteren — die erstorbene Herrlichkeit höfischen Lakaienthums noch einmal auf die Beine. In beiden Sälen aber ahnen wir nur die Herrlichkeit, das Dasein des Monarchen, während in dem nun folgenden Majestät Roi Soleil in höchst eigener Person auf kühnem Roß sich zeigt: Wir sind im Oeil de Boeuf, der Nachbildung des

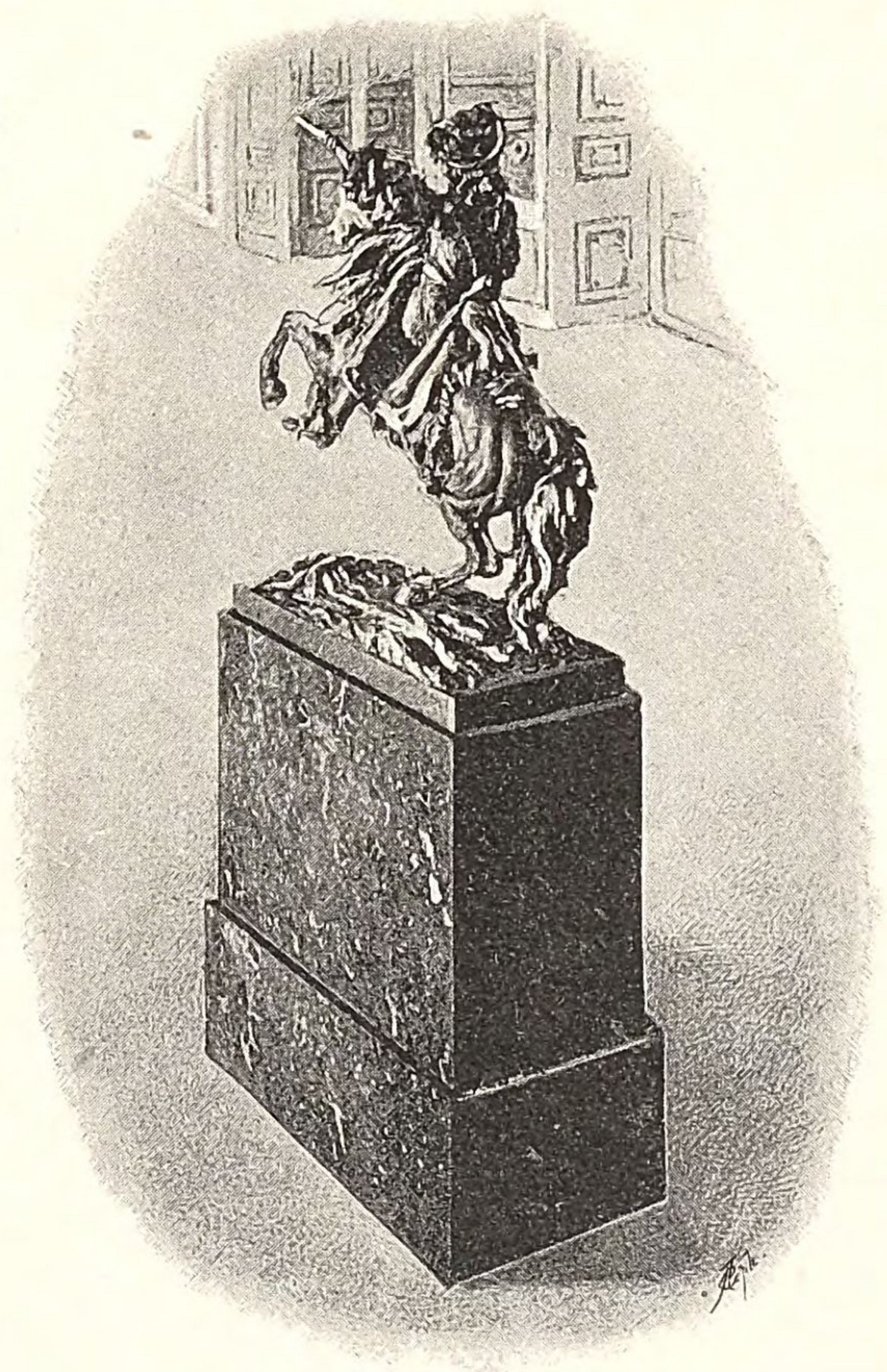


Première Antichambre. Erstes Vorzimmer.

berühmten Originals. Der Saal strahlt in den Farben Grün und Gold und zeigt sich trotz reichster Pracht in einer beneidenswerth keuschen Würde, die ja unsere Abbildung meisterhaft wiedergibt. Das Reiterstandbild da in der Mitte, das eben ist Ludwig XIV.: triumphirend auf triumphirenden Roß. Ihm zu Häupten aber kündet Aurora den kommenden Tag, das Erscheinen des Sonnengottes, eine zarte Anspielung wie sie angenehmer gar nicht sein kann: Sonne unten und Sonne oben; oder bloß Gott unten.

Die Zuschauer staunen und staunen. Und ein Berliner, der gar zu gern wissen möchte, ob denn der König wirklich für Ludwig XIV. so furchtbar geschwärmt habe, meint zum Diener, er müsse es doch wissen und: „mir können Sie's ja sagen, ich sag's nich weiter", während die Frauen mit immer neuem Entzücken die großartigen Vorhänge bestaunen und betasten.

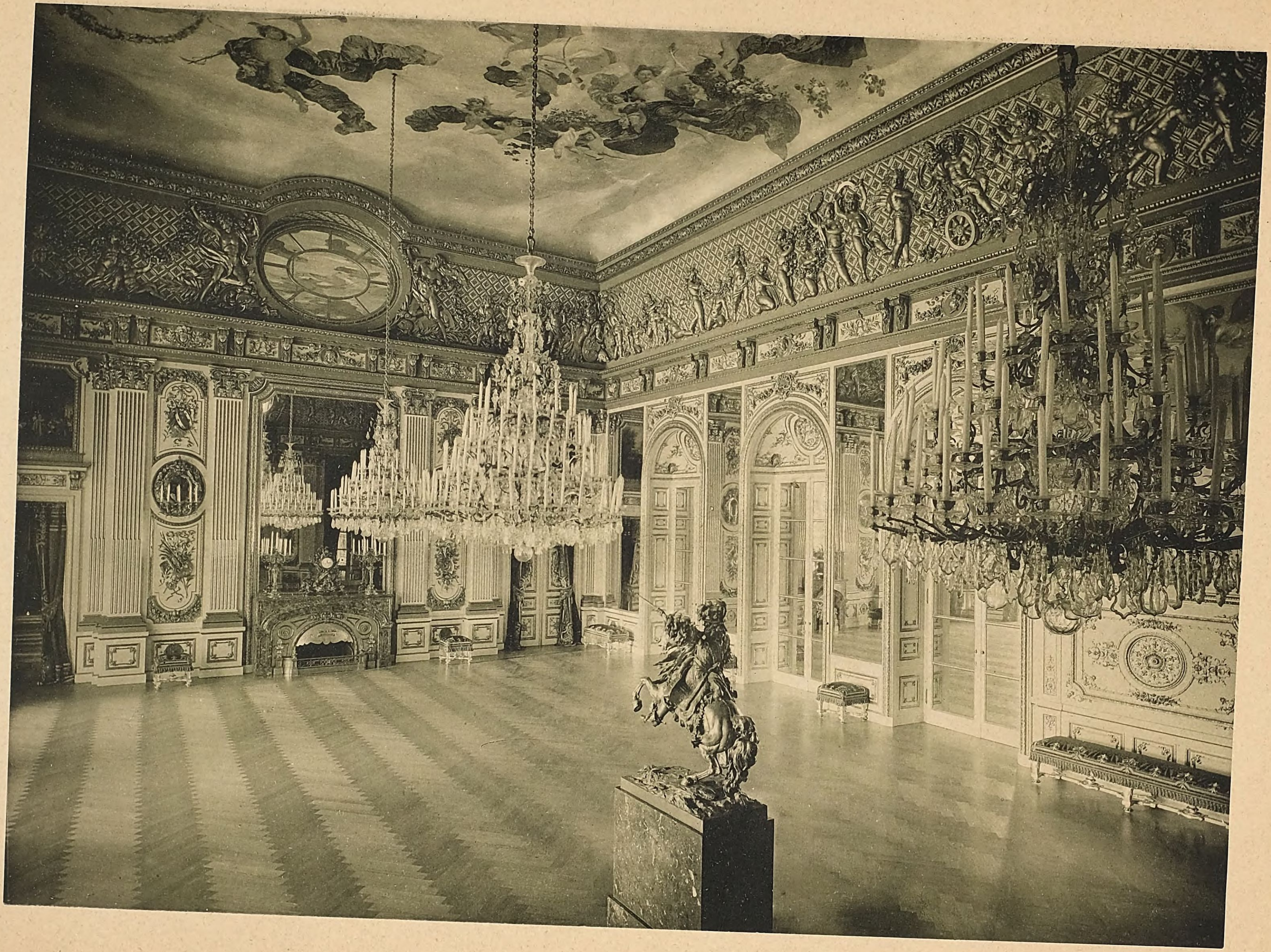
„Und diese Höhe! Nein diese Höhe!" Nämlich die der grünen Vorhänge, auf denen unheimlich schwere Goldstickerei in sattester Fülle lagert! Dann auch umstehen wir das prächtige Reiterstandbild Ludwigs XIV. Es ist deutsche Arbeit: die Arbeit eines Pfälzers obendrein, und es ist treffliche Arbeit.



Standbild Ludwigs XIV.

Dann wieder sucht der Blick oben das Fenster, das sogenannte Ochsenauge, durch das ein heimliches Licht verstohlen hereindringt. Ja, das ist Versailles! Und das ist prächtiger, sinnberückender als Versailles.

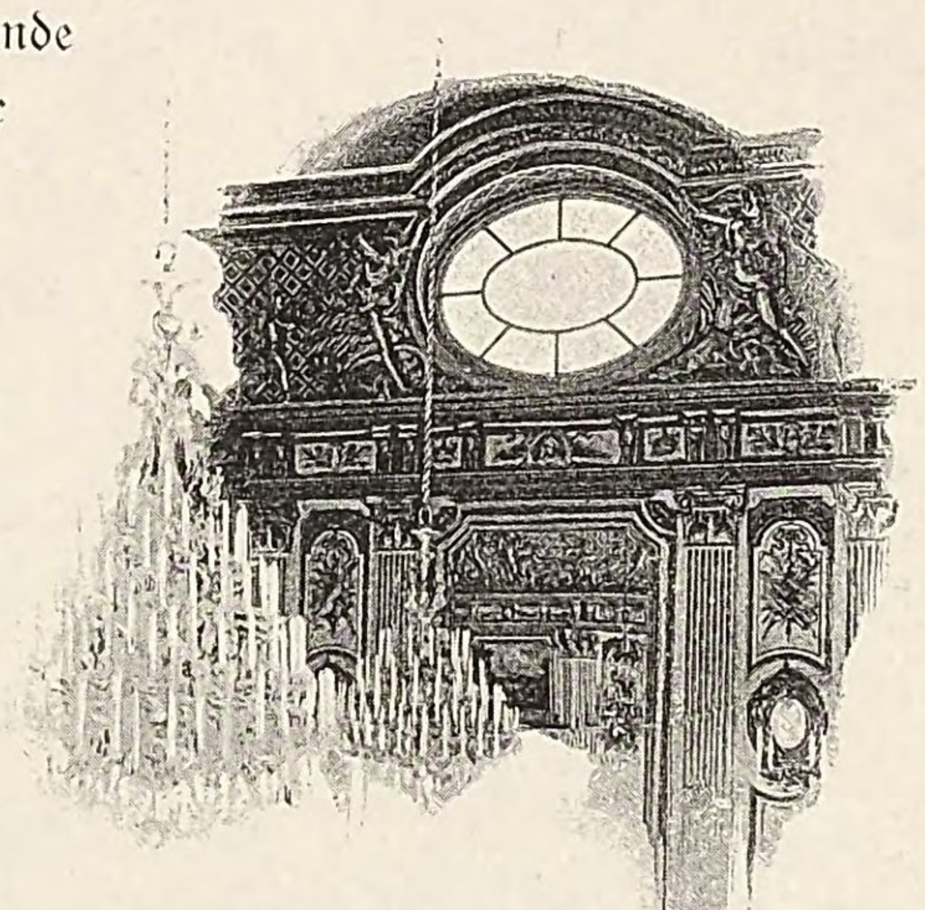
An den Lärm des Tages, oder gar an den nichtsnutzigen Klatsch klatschsüchtiger Herrchen erinnert dieser Saal, der im Original das Stelldichein — und welch berühmtes und berüchtigtes Stelldichein — der Cavaliere des Hofes war, nun freilich nicht. In ihm sollte keine politische Verhetzung weder mit noch ohne gefälschte Depeschen an Sr. Majestät den Beherrscher aller Franzosen gesponnen, sollte kein zartes Geheimniß entlarvt, kein Frauenruf achtlos vergiftet, kein Liebesabenteuer prahlend ausgeplaudert werden.



Schloß Herrenchiemsee. — Salle de l'œil-de-bœuf.

Druck und Verlag von Jos. Albert in München.

In diesem Saale sollte nichts von alledem geschehen, was sein Versailler Vorbild so berüchtigt gemacht hat und so berühmt. Ludwig II. hat niemals den Gedanken gehabt, in diesem Schlosse Hof zu halten und in diesem Saale allmorgendlich und allabendlich die Blüthe seiner Ritterschaft zu seinem Dienste bereit versammelt zu sehen. Auf elf Tage nur — und zwar genau auf Tag und Stunde: vom 29. September bis zum 8. October — kam der König von seinen Bergschlössern in dieses Prachtpalais im bayrischen Meer. Dann erstrahlte es in vieltausendfältigem Licht, das diese kalten übergroßen Räume zur Wärme zwang — und damit vielleicht auch zu einem Leben, so reich und vielgestaltig, wie nur der es zu sehen vermag, der die Geschichte des vierzehnten Ludwig allgegenwärtig vor sich hat. Und vielleicht war dies bei Keinem mehr der Fall, wie bei Ludwig II. Was der Mann, der den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage zu machen pflegte, gelesen hat, soll einfach erstaunlich sein. Ich sage wiederholt „vielleicht" und sage „soll", weil ich es für geschmackvoller halte, der schrankenlosen Subjectivität, mit der heutzutage Monsieur Toutlemonde auch diesem Königschicksal und diesem Königsbau gegenüber zu treten beliebt, den Rücken zu kehren. Wenn irgendwo, so ist die Bescheidenheit der Meinung da am Platze, wo alle guten und alle schlimmen Geister vereint zu streben schienen die Wahrheit zu verhüllen. Möglich, daß auch dieser König das Glück — oder das Unglück — hatte, in der langen Reihe seiner Diener den Einen zu hinterlassen, der mit der Feder des verständigen Mannes sein Bildniß zeichnete. Aber nicht jeder Ludwig findet seinen Saint-Simon, wie nicht jeder Nero seinen Tacitus fand. So wird die Bescheidenheit der Meinung geradezu zur Pflicht, wo es sich, wie bei unserer Wanderung nicht um die Darstellung der ganzen königlichen Persönlichkeit, sondern um die Darstellung einiger ihrer allen sichtbaren Thaten handelt: — was freilich nicht hindert, daß, will ich nicht ein bloßes Bilderbuch geben, in dem das Wort zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpft, diese Pflicht zu üben, wie sie geübt sein soll, recht heikel wird. Denn davon ganz abgesehen, daß es die Thaten sind — und diese märchenhaften Bauten sind Thaten — die uns den Character lehren, so ist durch die Freigabe des Besuchs der Schlösser dem oberflächlichen Urtheil und der ihm folgenden Mythenbildung ein so reicher, neuer Stoff gegeben worden, daß der Freund der Einsicht und der Klarheit zuweilen Partei scheinen soll und bei nur ungesehener aber doch sichtbarer Lage des Rechten jedenfalls dem Unverstand auf den Nacken treten muß, gleichgiltig, ob dieser zu Gunsten oder Ungunsten des Königs emporstrebt. Das letztere ist nun freilich der seltenere Fall. Man findet wohl, daß der König über alles menschliche Maaß hinaus prunkliebend war, aber man ist beim Anblick seines Prunkes doch schnell geneigt diesen Prunk zu verzeihen, und wenn „man" mit dem gesammten Gold der Erde den Liebling wieder auferwecken könnte, würde „man" schnell sagen: Da, baue, du Holder. Wozu alle wirklich schönen Damen des Erdballs einmal ausnahmsweise Hurrah rufen würden. Man findet natürlich noch vieles Andere, worunter — von Klatsch und Tratsch natürlich zu schweigen — die Verwunderung, daß der König für diese Bauten nicht noch mehr Schulden machte, die unschuldigste ist.



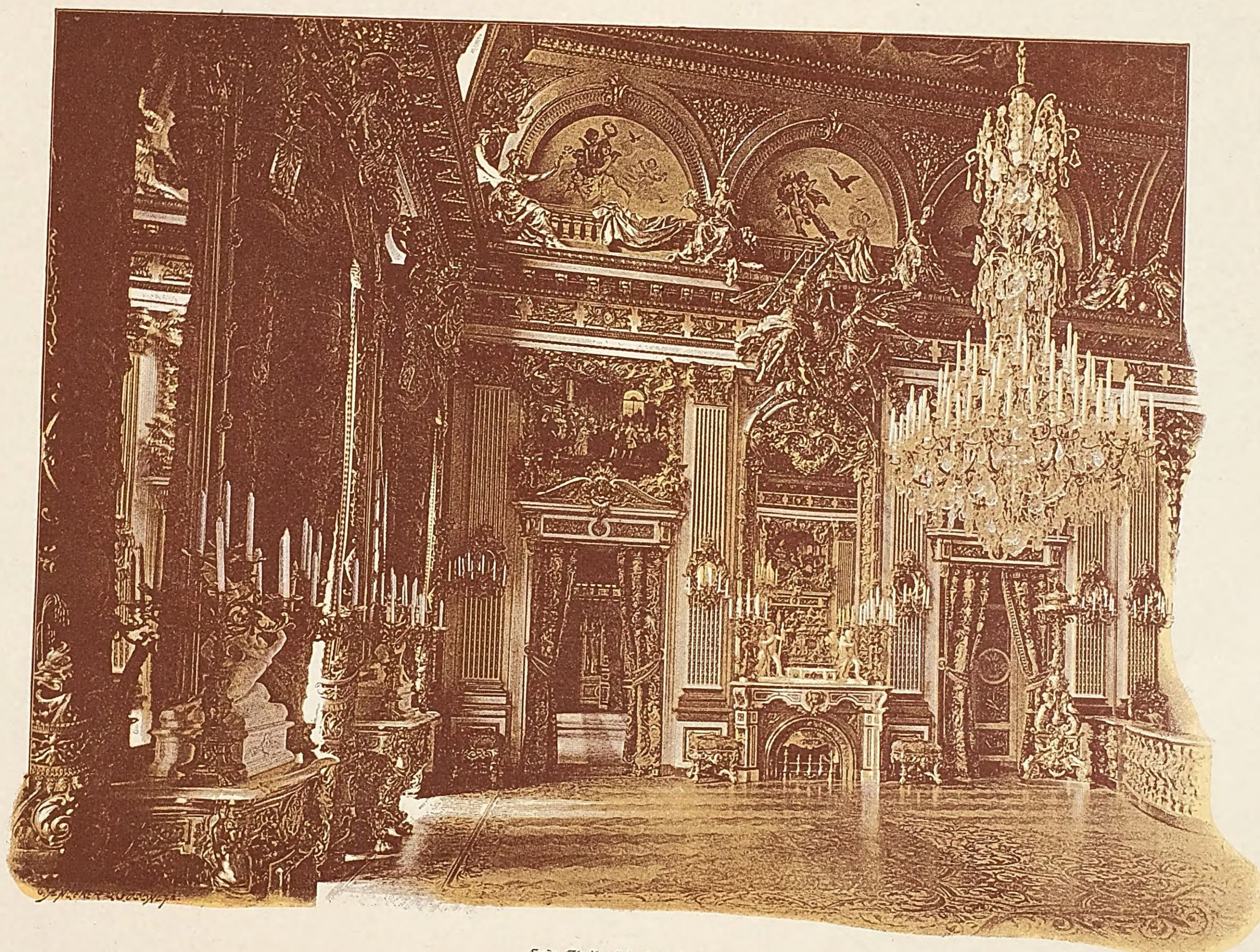
Das „Ochsenauge".

Und wie die Einen in ihm den verkörperten Liebreiz, den Mensch gewordenen Märchenkönig schauen, der, falls er krank gewesen, nur durch unsere Umstände krank geworden, blicken ernstere Männer beim Betrachten gerade Herrenchiemsees düster und traurig drein. Das Schloß ist ihnen ein abscheuliches Räthsel. Sie denken an die Zeit zurück, da Ludwig, den Rath des Großvaters schätzend, mit Preußen ehrlichen Frieden machte und zum Zeichen dessen dem Bundeskanzler den Hubertusorden verlieh. Sie hören Siebzig, Einundsiebzig und damit die Tage, da des bayrischen Ludwig Name in einem Wohllaut ohne gleichen tönte. Und nun sehen sie in diesem Schlosse wieder und wieder die herausfordernde Verherrlichung jenes französischen Ludwig, der uns Straßburg raubte, der die Pfalz verbrannte, der — — Ja, was that denn dieser Ludwig nicht alles, was war er nicht alles! Der landesübliche Biedermann diesseits wie jenseits des Rheins ist, will er besonders gnädig sein, jedenfalls in dem Augenblick mit diesem Ludwig fertig, da er sich des famosen „L'État c'est moi" erinnert. Tyrann und Länderräuber? Danke! Und den verherrlicht ein deutscher Fürst? Armer kranker Fürst!

Im Hinblick darauf, daß die Schwärmerei der Sage trotzalledem Ludwig II. treu bleiben wird — und zwar darum, weil sein Ende den Triumph der Sage bedeutet — darf es halbwegs gleichgiltig sein, was rein äußerlich um seinen Namen wuchert. Ernsten Männern aber muß es wehe thun, wenn durch vorschnelles Urtheil auch diese ganze königliche Existenz zertreten würde. Denn diesem Herrenchiemsee gegenüber gab es seither in schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen nur ein Entweder — Oder. Und dieses heißt: Entweder war der König schon bei Beginn dieses Schloßbaues unheilbar krank — und dann ist diese Verherrlichung des schlimmsten Feindes verzeihlich, oder er war es nicht und dann möge er hinfahren mit zerzaustem Lorbeer und sich bei seinem Abgott einen neuen wachsen lassen.

Die letztere Consequenz ist nicht tödtlicher als die erste. Denn war der König Mitte der Siebziger Jahre, als er den Plan vom Chiemsee faßte — der Grundstein dagegen wurde in Folge vieler Vorarbeiten erst am 24. Mai 1878 gelegt — bereits unheilbar krank, so wäre er es — wenn man zu seinen Gunsten sprechen will — auch schon 1869 gewesen, da der Plan von Linderhof in ihm reifte, desselben Linderhof, das in seiner Vorhalle das Standbild Ludwigs XIV. trägt. In dem einen wie dem andern Falle bliebe nichts übrig von dieser ganzen vielumsungenen Majestät als täuschende Sage, als elend aufgeschminkte Poesie, die im Grunde die Züge einer Weltlarve trüge, der man nur mit verzweifelnder Muthlosigkeit sich nähern könne. Doch, daß ich mich nicht irre; noch eine dritte Meinung hab' ich gelesen; und zwar in einem sehr großen Blatte, das gleich nach der Königskatastrophe weitläufige Beschreibungen der Schlösser brachte. Darin hieß es, man erzähle sich, das Schloß sei nur deshalb gebaut worden, weil der König dem republikanischen Frankreich nicht den Gefallen habe thun wollen bei ihm die Erlaubniß des Besuchs des Versailler Schlosses nachzusuchen.

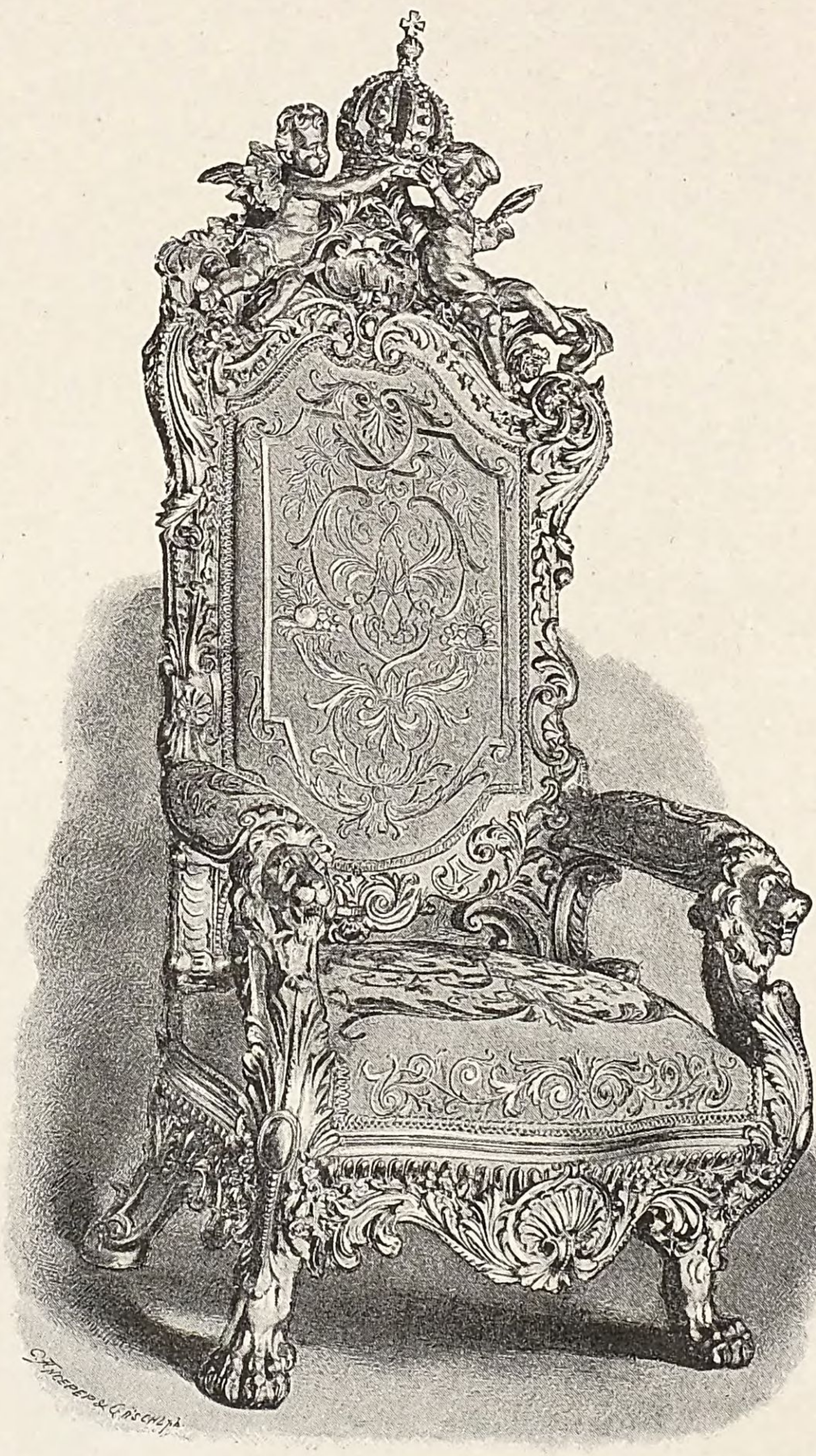
Das stimmt nun freilich auch nicht, da der König wiederholt in Paris und in Versailles war. Somit bleibt uns, die wir uns keinem dieser Urtheile anbequemen möchten, nur übrig im Laufe unserer Wanderung eine andere Meinung zu suchen. Vielleicht, daß wir sie schneller finden als wir glauben, wenn wir immer zweierlei vor Augen haben: Einmal, daß der in den allerstrengsten legitimistischen Grundsätzen erzogene König den heiligen Beruf der Majestät als ein Etwas festhielt, an dem nicht zu rütteln und zu deuteln wäre. Ferner, daß er eine durch und durch mit künstlerischem Fühlen und Sinnen begabte Natur war, rastlos bemüht das Schöne zu suchen. Für beides sind eine Fülle von Thatsachen



Erste Theilansicht des Paradezimmers.

vorhanden. Reicht aber jenes wie dieses allein für sich genommen aus, um den also Begabten mit schweren Kampfe zu belasten, so bringt Beidem die reale Macht der Erscheinungen unserer Lage eine Last, die nur die beneidenswertheste Natur tragen kann. Er aber war nur äußerlich und scheinbar ein Hüne. Das beste Theil aller Begabung blieb ihm versagt: die bald heiter, bald finster grollende aber zäh aushaltende Geduld, welche die geniale Natur weltenweit über die bloß genialische hinausträgt. Wohin man blickt in seinem Dasein, überall glaubt man zu spüren, daß er Höchstes und Schönstes begriff und dennoch niemals zu sicherem Besitz ergriff, weil er ungeduldig darnach fassen mußte. Und wer möchte nicht um so wehmüthiger staunen, wenn er sieht, daß dem armen König die Machtlosigkeit seiner zwiespältigen Begabung beständig vor Augen stand? Denn das that sie. Der König in ihm fühlte ebenso sehr seine Ohnmacht wie der Künstler. Je gewaltiger der Majestätsbegriff in ihm emporwuchs, desto mehr sah er ein, daß Er — kein König sein konnte, wie er wünschte. Man sehe ihn nur, wie er sich müht auch äußerlich in jedem Wort, in jeder Bewegung die menschgewordene Majestät zu sein! Wenn alle Welt noch so sehr von ihm beglückt schied, so war er allein der Unzufriedene, der da fand, daß er seine Rolle nicht recht gespielt hatte.

Dieser Zweifel an sich selbst wuchs in Folge seiner krankhaften Beanlagung schließlich so hoch empor, daß er wochenlang sich auf den Empfang der Gäste, die er in den letzten Jahren nach Hohenschwangau geladen hatte, vorbereitete. Oft sagte er im letzten Augenblick noch ab, weil er im Voraus verzagte in Gegenwart der Menschen der König zu sein, der er sein wollte. Und wenn er bei den letzten Hoftafeln, denen er nur widerwillig beiwohnte, ringsum sich einen Wald von Blumen stellen ließ, daß er den Gästen unsichtbar blieb, wenn er schließlich laut wurde und mit dem Säbel raisonnirte, so ist das Alles nur der Beweis dafür, daß



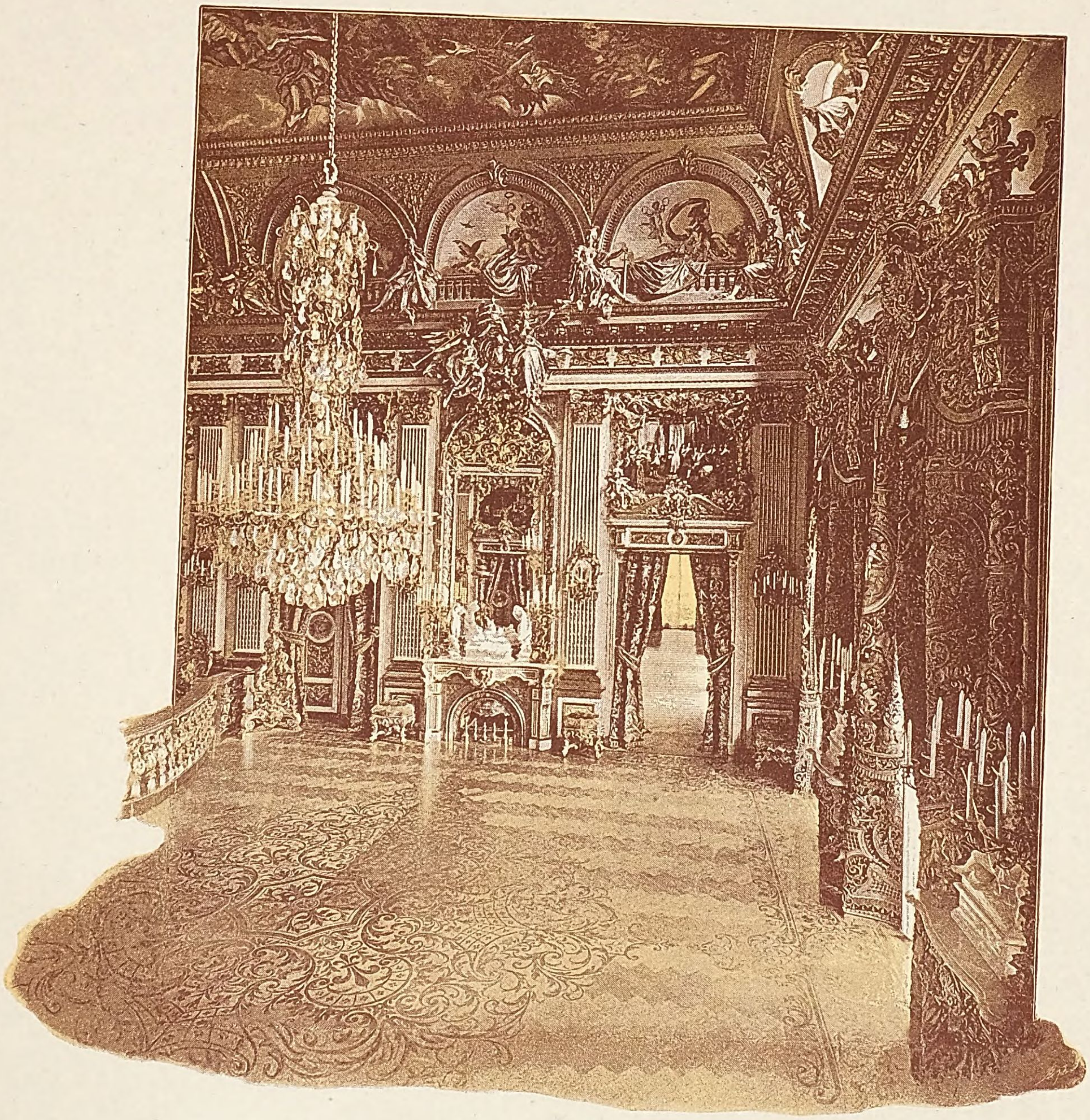
Königsstuhl aus der Salle du Conseil.

die absonderliche Einsamkeit dem Könige ein Zwang wurde, nachdem sie dem Künstler eine liebe Erholung gewesen war.

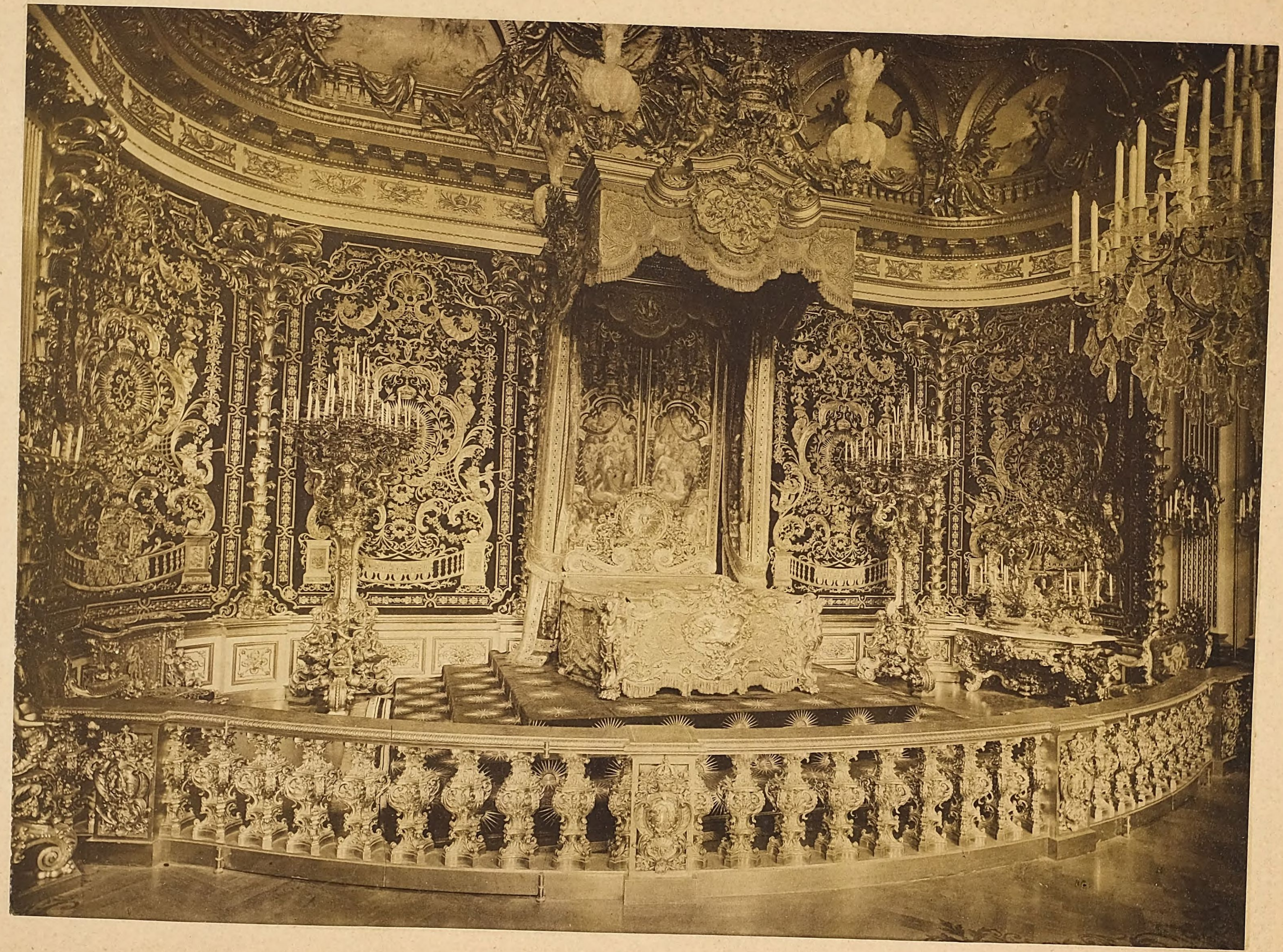
Es wird Dem, der dereinst mit reinem menschlichen Empfinden an dieses einzige Schicksal herantritt, leicht sein, gerade aus dem Uebermaaße des Majestätsbegriffs die unweigerliche Selbstzerstörung desselben nachzuweisen und die grausame Macht der mit ihm unglücklicherweise verbundenen Bescheidenheit, oder wenn man will, Eigenliebe bloß zu legen.

Leichter noch greift sich der Zwiespalt seiner künstlerischen Begabung; denn, wenn man diese, wie innig sie auch zu seinem ganzen Sein gehört, frei für sich betrachtet, so springt der Zwiespalt schnell in die Augen: Immer beginnen und niemals enden — das war sein Loos wie das ungezählter Anderer. Genug begabt, um das Reich des Schönen in weiter Mannigfaltigkeit zu schauen, war er, weil er auch hier verzagen mußte, unfähig eine Einheit aus der Mannigfaltigkeit herauszugreifen und rücksichtslos zu gestalten. Und da obendrein die Baukunst zäh und langsam ihre Früchte spendet, da sie zu gemeinsamer Arbeit und damit allein schon zur Störung des ersten Ideals zwingt, so mußte ungeduldiges Zagen um so grausamer sich fühlbar machen, wenn auch andererseits sie allein fähig sein konnte das letzte scheinbare Glück des Königs zu sein. Gewiß, die fremden Köpfe störten seine Kreise, aber dieses Fremde war es doch allein, was ihm noch Anregung geben konnte. Bekanntlich sprach er nie mit seinen Künstlern. Alles und Jedes wurde schriftlich verhandelt. Man denke sich diese Arbeit, die Qual dieser Arbeit! Und doch war sie es, die dem innern Verzagen der äußere Anreiz zu immer neuem Schaffen wurde. Er war ein begabter Musiker. Und doch spielte er die letzten sieben Jahre seines Lebens keine Note mehr. Wäre er dichterisch begabt gewesen, er hätte sich auch mit diesen Idealen bald begraben, weil alle Begabung einer rein persönlichen Kunst das ungleich stärkere Selbstbewußtsein und die ungleich größere Selbstentsagung verlangt.

Steht er nun vor uns: ein König, ein Künstler, weit über die allzeit fertige Selbstgefälligkeit der Talentlosigkeit erhaben, herrlich begabt um das gelobte Land zu schauen und doch nicht begabt genug, um es zu betreten, so werden wir sein schmerzentstelltes Antlitz auch hier in diesen glänzenden Sälen, die die Verachtung aller unserer Ideale zu bedeuten scheinen, mit derselben Achtung grüßen wie vorher, selbst wenn wir der Ueberzeugung sein sollten, daß der Plan des Schlosses und die ihn bestimmende Idee zu einer Zeit entstanden, als die Krankheit des Königs noch nicht in das Stadium der Zurechnungslosigkeit getreten war. Ja, wir werden vielleicht Ursache haben beim Anblick dieser Herrlichkeiten in eine ganz erträgliche Stimmung zu gerathen, wobei unser waschechtes Deutschthum weder zu wehklagen noch zu grollen braucht.



Zweite Theilansicht des Paradezimmers.

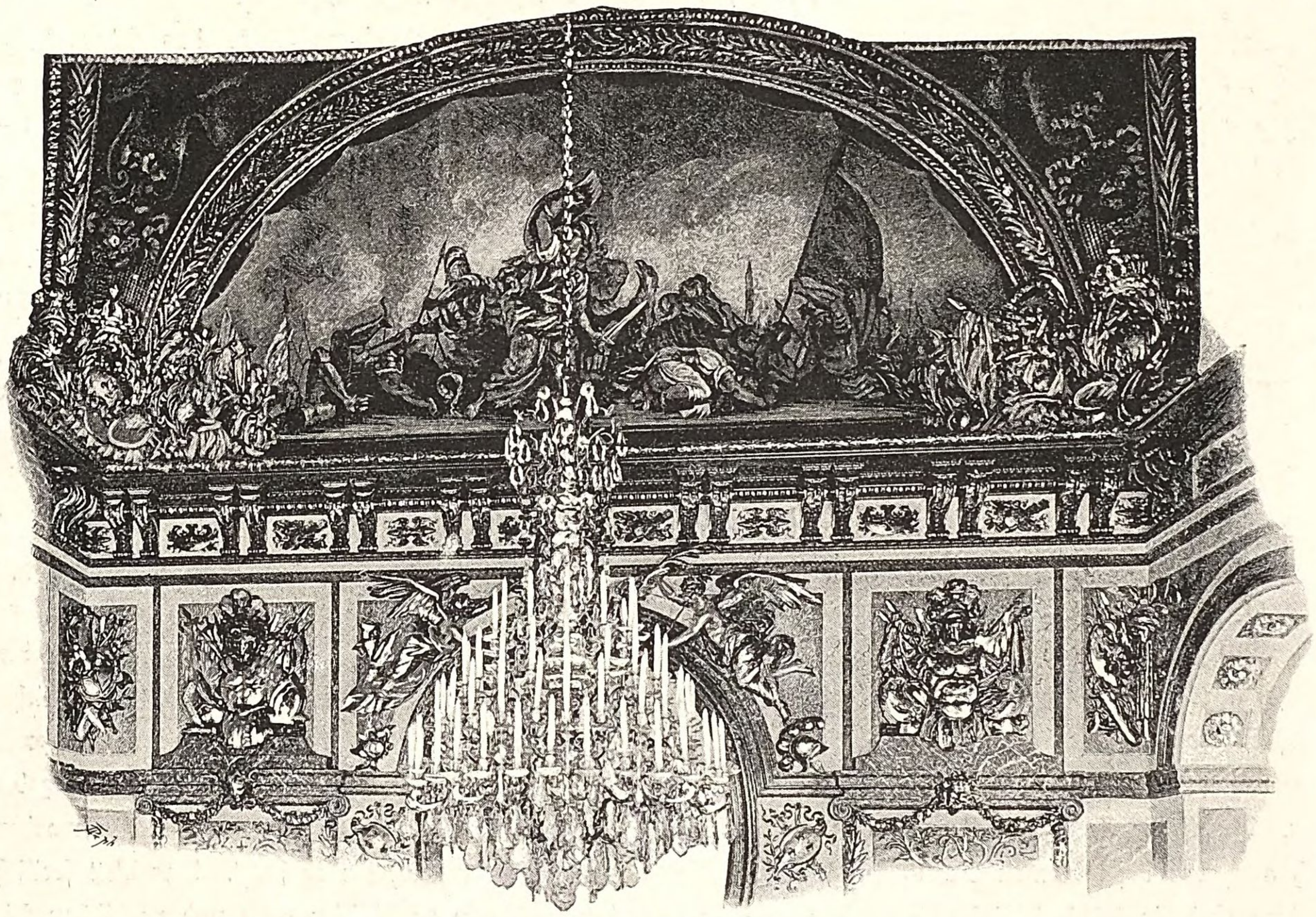


Schloß Herrenchiemsee. — Paradebett.

Druck und Verlag von Jos. Albert in München.

Dem Oeil de boeuf reiht sich ein Zimmer an, so überreich an Pracht, daß sich die Sprache nicht mehr dem Bilde fügt. Es ist die Chambre de Parade, mit einem Bett, das seinesgleichen nirgends hat — obschon es dem in der Münchener Residenz vergleichbar wäre — vielleicht niemals und nirgends hatte. Wenn man bei Chiemsee von einer Nachahmung französischer Palastherrlichkeit spricht, so darf man nach Einsicht der bezüglichen Quellen billig zweifeln, daß das Versailles Ludwigs XIV. in einem der Nachahmung auch nur entfernt ähnlichen Luxus strahlte. Was gar von der alten Herrlichkeit übrig blieb, kommt überhaupt nicht in Betracht. Nur der sieht das glänzende Versailles, der es in den Memoiren der Saint-Simon, der Dangeau, der Madame de Caylus, der es in La Brüyère's „De la Cour", in Madame de Sévigné's Briefen sieht. Heutige Besucher des Versailler Schlosses bringen trotz aller mehr oder weniger aufrichtigen Ekstase nichts weniger als den Eindruck Versailler Herrlichkeit mit heim. Durch den Versuch Ludwig Philipps, das eigenste Denkmal bourbonischer Größe wenigstens theilweise dem Vernichtungsgeifer der Revolution zu entreißen, ist wohl der Schatten des früheren Charakters geschaffen oder erhalten worden. Mehr aber keineswegs. Ja, wenn ein königstreuer Franzose diese endlosen Säle mit ihren bildlichen Darstellungen der Kämpfe der Revolution und Napoleon's durchwandert, mag er von seinem Standpunkt aus mit gutem Recht bedauern, daß sein Versailles nicht dem Verfalle preisblieb, dem es preisgegeben war. Durch die Anlegung der Gallerien ist selbst die frühere Zimmereintheilung so durchbrochen worden, daß auch der beste Kenner Saint-Simon's nicht die Räume finden würde, die er sucht. Das Bett freilich, in dem Ludwig XIV. schlief und starb, ist noch vorhanden, und wie verschlissen auch und verblichen sein Glanz ist, so zeigt es sich doch als Muster des unsrigen, das wir im Bilde zeigen. Dieses selbst — ein Blick genügt — ist von einziger Pracht. Wohin sich das Auge wendet, feiert das Gold und wieder das Gold seine Triumphe. Die Galerie, die es von dem übrigen Raume abschließt, starrt in Gold, die mächtigen Candelaber leuchten in Gold, und Gold und wieder Gold streckt sich und sonnt sich in wunderbarster Stickerei auf purpurnem Grunde zu Füßen des Bettes, auf dem Bett, über dem Bett, um das Bett. Der Baldachin schwelgt in Gold und in Golde prangen die Allegorien, die rings das Hauptgesims umsäumen, und Gottesfurcht, Treue, Krieg und Frieden, Kunst und Poesie, Gerechtigkeit und Wahrheit, kurz den ganzen erlauchten Areopag der Cultur und mit ihm beiläufig zugleich die Scepter und Friedenspalme tragende Bavaria darstellen. Und das Bett selbst! Da ist es ja! Josef Albert's unvergleichliches Können zaubert es uns mit den reizvollen Feinheiten seiner Gewandung vor Augen.

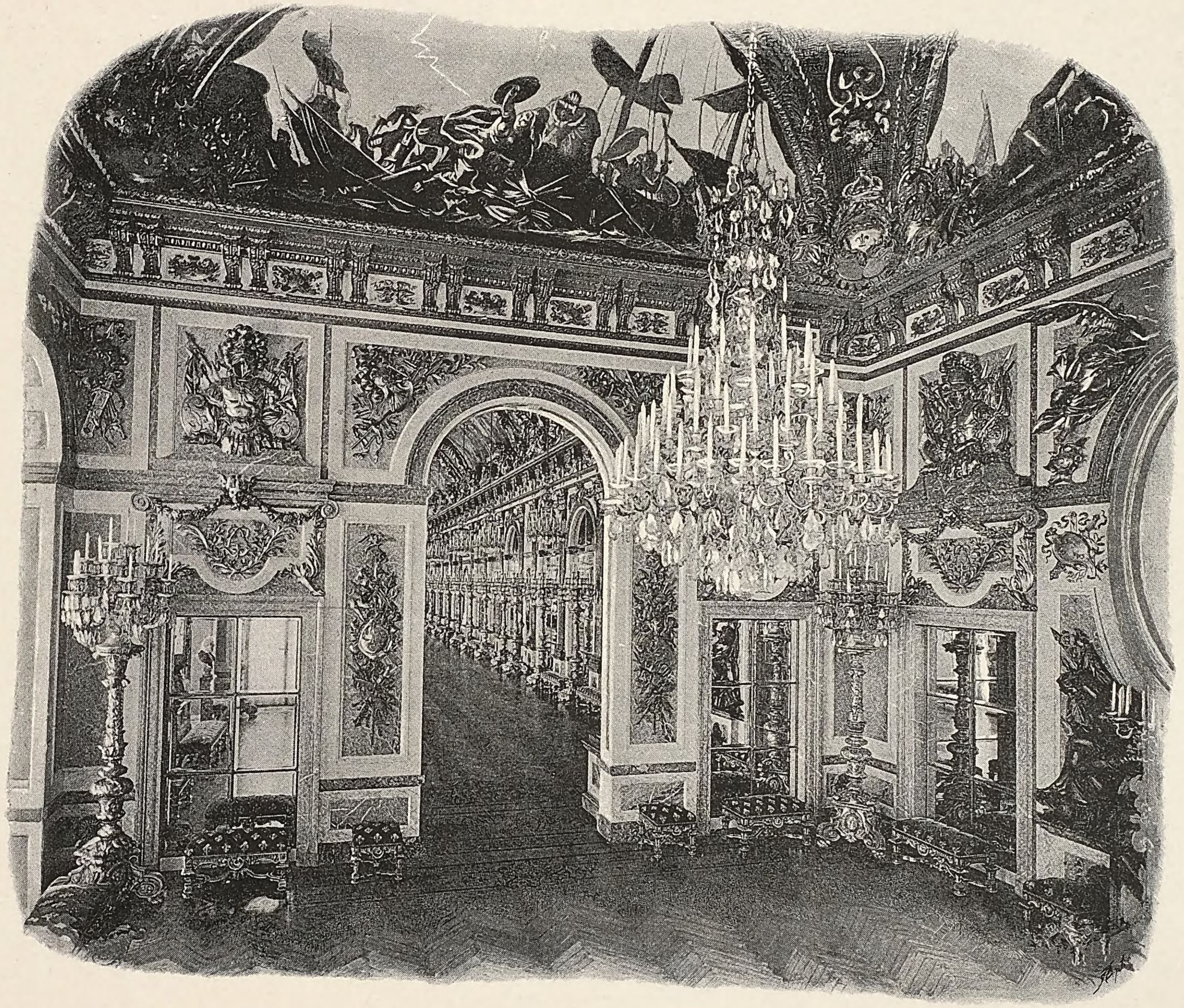
Was Münchener Kunstfleiß in sinnbethörender Vollendung hier geschaffen, kann an dieser Stelle wohl den Ausdruck des Entzückens, nicht aber eine eingehende akademische Würdigung finden, weil der Künstler das, was wir damit bieten könnten, ohnehin im Bilde findet, während der Laie, der gewiß so freundlich sein wird, am Ende unserer Wanderung Ja und Amen zu sagen, in diesem Buche etwas ganz anderes sehen soll, als mehr oder weniger aufgeputzte Kunstweisheit. Ich beschränke mich darauf, noch zu bemerken, daß diese ebenfalls in der Jörres'schen Kunstanstalt ausgeführten, vornehmlich Scenen aus dem schönen mythologischen Dasein Amors, der Venus und des Mars darstellenden Stickereien nach



Aus der Salle de la Guerre.

Zeichnungen desselben Professors Hauschild ausgeführt wurden, der in nimmer rastender, dem Könige gewidmeter Thätigkeit auf Neuschwanstein droben sich den Tod holte. Seiner wie aller bei diesen Königsbauten hervorragend betheiligt gewesenen Künstler werden wir an geeigneter Stelle in Wort und Bild besonders gedenken, weil wir von diesen märchenhaften Werken nicht scheiden werden, ohne den königlichen Bauherrn inmitten seiner Mitarbeiter gesehen zu haben.

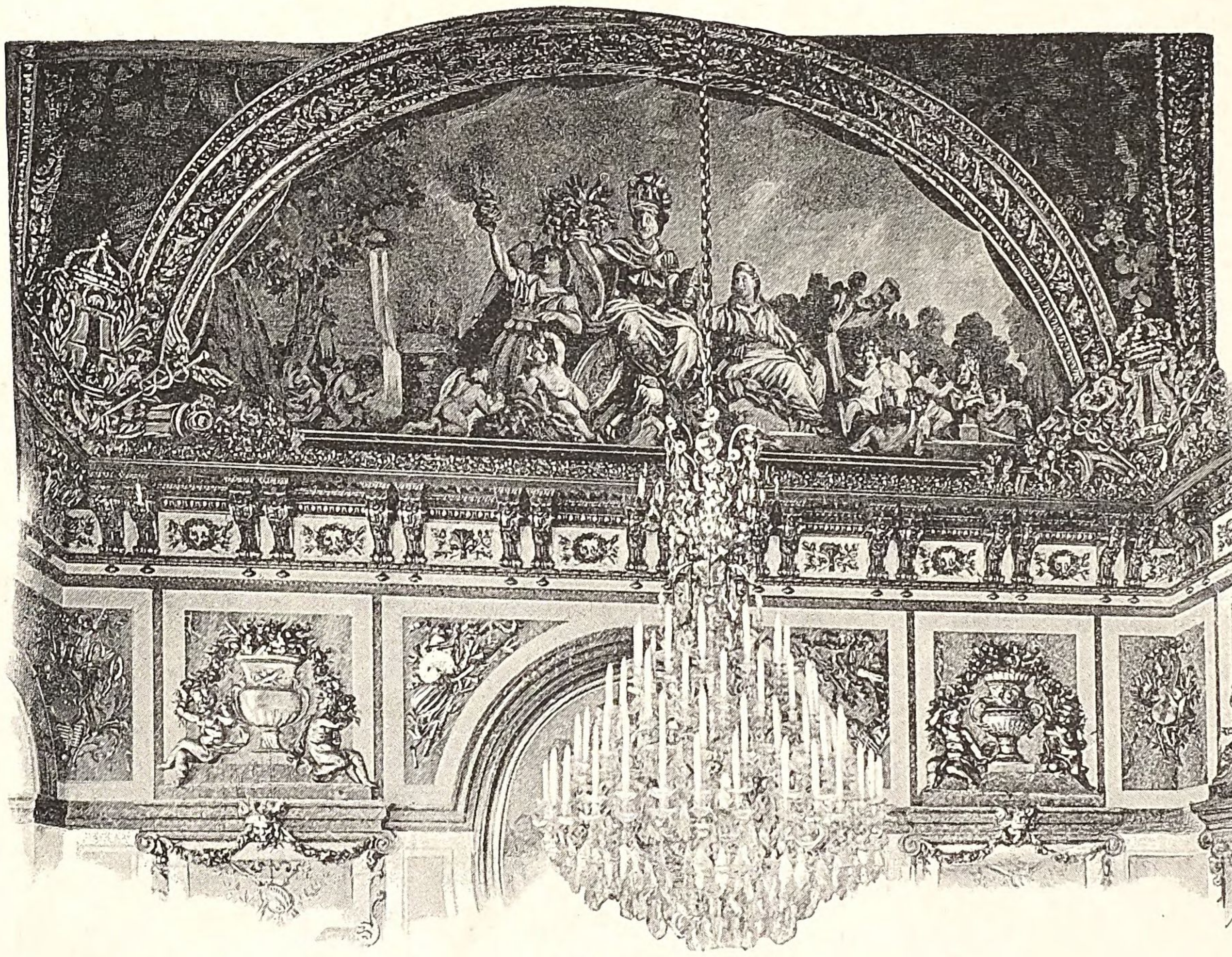
Zwei unserer Bilder noch sind diesem Paradezimmer gewidmet und geben diejenige Anschauung, die das Bild geben kann. Ihr Aussehen soll etwas von dem prunkvollen Purpur dieses Raumes wiederstrahlen, während der Ton des anderen Bildes den Schein des Goldes leihen wollte. Seien wir aufrichtig und geben wir zu, daß wir damit die Wirklichkeit gar nicht erreichen konnten, zumal wir sie gar nicht



Salle de la Guerre mit Einblick in die Spiegelgallerie.

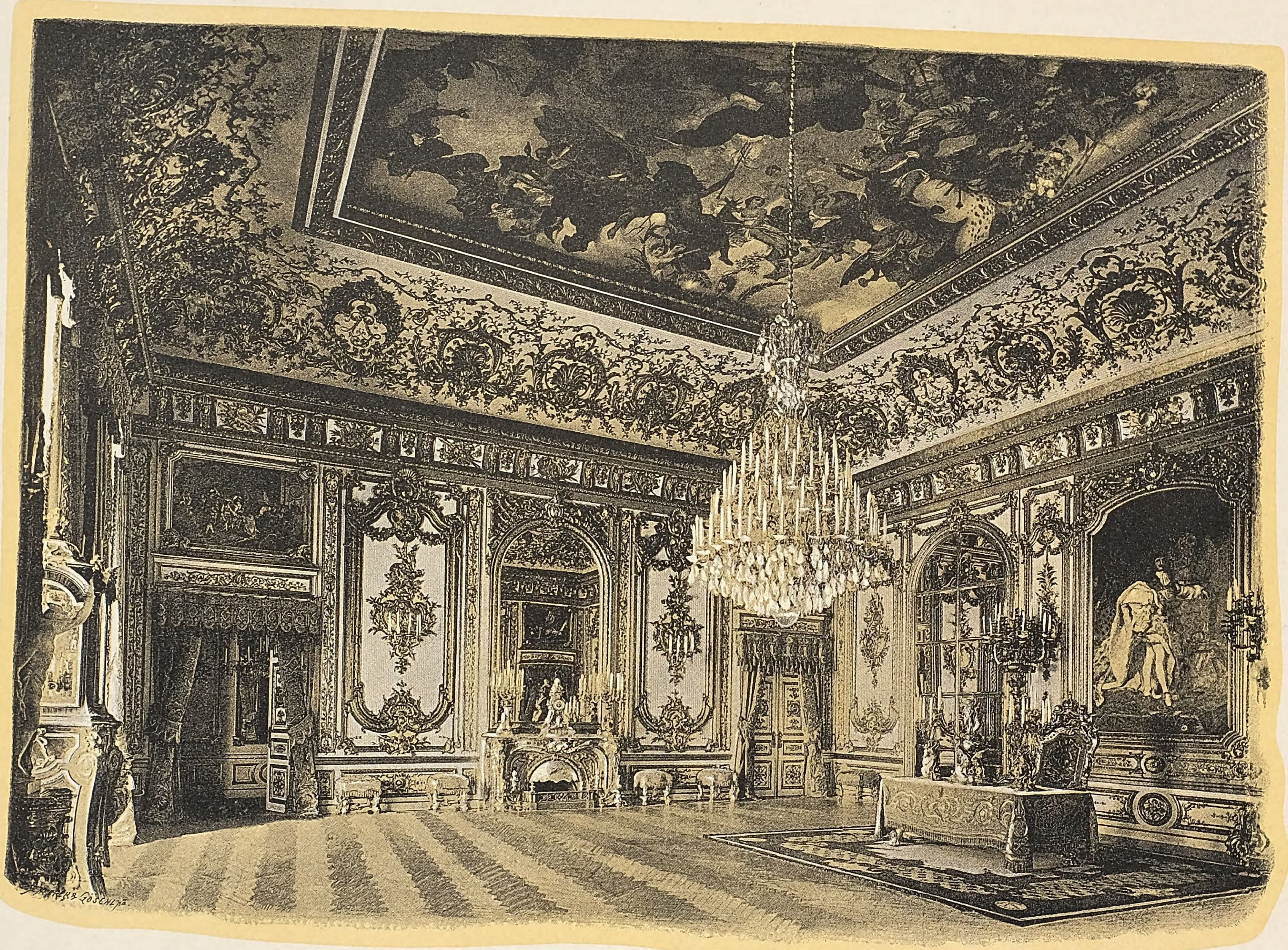
erreichen wollten; eine Kunstleistung ohnegleichen würde dazu gehören, den in tausend Arabesken dahineilenden Farbenzauber dieses Prunkgemachs festzuhalten. Und mit ein wenig Phantasie läßt sich am Ende beim Anblick unserer Bilder gar behaglich träumen.

Der König schlief nie in diesem Zimmer. Es war voll und ganz dem Andenken Desjenigen geweiht, der im Grunde der Herr dieses Schlosses war, der, wollte er sein Versailles wiederfinden, wohl oder übel ein Billet nach Herrenchiemsee nehmen müßte. Und er würde sich hier öfter und prunkvoller wiederfinden als einst daheim, wo freilich der Abglanz seiner Persönlichkeit aus einer ganzen großen Kunstentfaltung strahlte.



Aus der Salle de la Paix.

Kündete dort in dem vorigen Saale die Morgenröthe das Kommen des Tages, so zeigt uns hier ein Blick nach oben, daß der Tag kam und Sonnengold zu Erdengolde streut. Wenn Der erwacht, der dort in diesem Prunkbett schliefe, so zeigt ihm ein Blick nach oben, daß auch der Gott alltäglich bei der Arbeit ist und unwiderruflich allmorgendlich die Fahrt beginnt. Beiläufig trägt auch dieser griechische Helios die Züge des französischen Ludwig, und wenn man Neigung hat, an Allegorien herumzutüfteln, so kann man hierbei immerhin zu dem Schlusse gelangen, daß die nimmermüde Thätigkeit Ludwigs XIV. zugleich mit seiner Stellung innerhalb aller katholischen Könige — denn er war seiner wie der späteren Zeit nicht un roi, sondern le Roi — angedeutet werden sollte.



Salle du Conseil. Berathungszimmer.

Auch aus diesem Raume, so sehr wir weilen möchten, müssen wir endlich scheiden. Aber wie sehr wir — natürlich genug! — meinen, daß kein kommender Saal eine auch nur ähnliche Pracht entfalten könne, so bringt schon der nächste neue unerhörte Pracht und neues Staunen. Wir sind im Cabinet des Königs, im Berathungszimmer. Eben noch schwelgte das Auge in sattem Roth und leuchtendem Gold und nun schwelgt es in leuchtendem Gold und leuchtendem Blau. Der Saal ist noch bei weitem größer als das Paradezimmer. Mit dem Schreibtisch auf blausammtnem, reich mit den bourbonischen Lilien besäten Teppich fällt vor Allem Ludwig XIV. wieder in das Auge. Ihm gegenüber, an der Fensterseite steht eine prächtige Uhr, die nach der Erklärung unseres Cicerone bei jeder vollendeten Stunde denselben Ludwig heraustreten läßt.

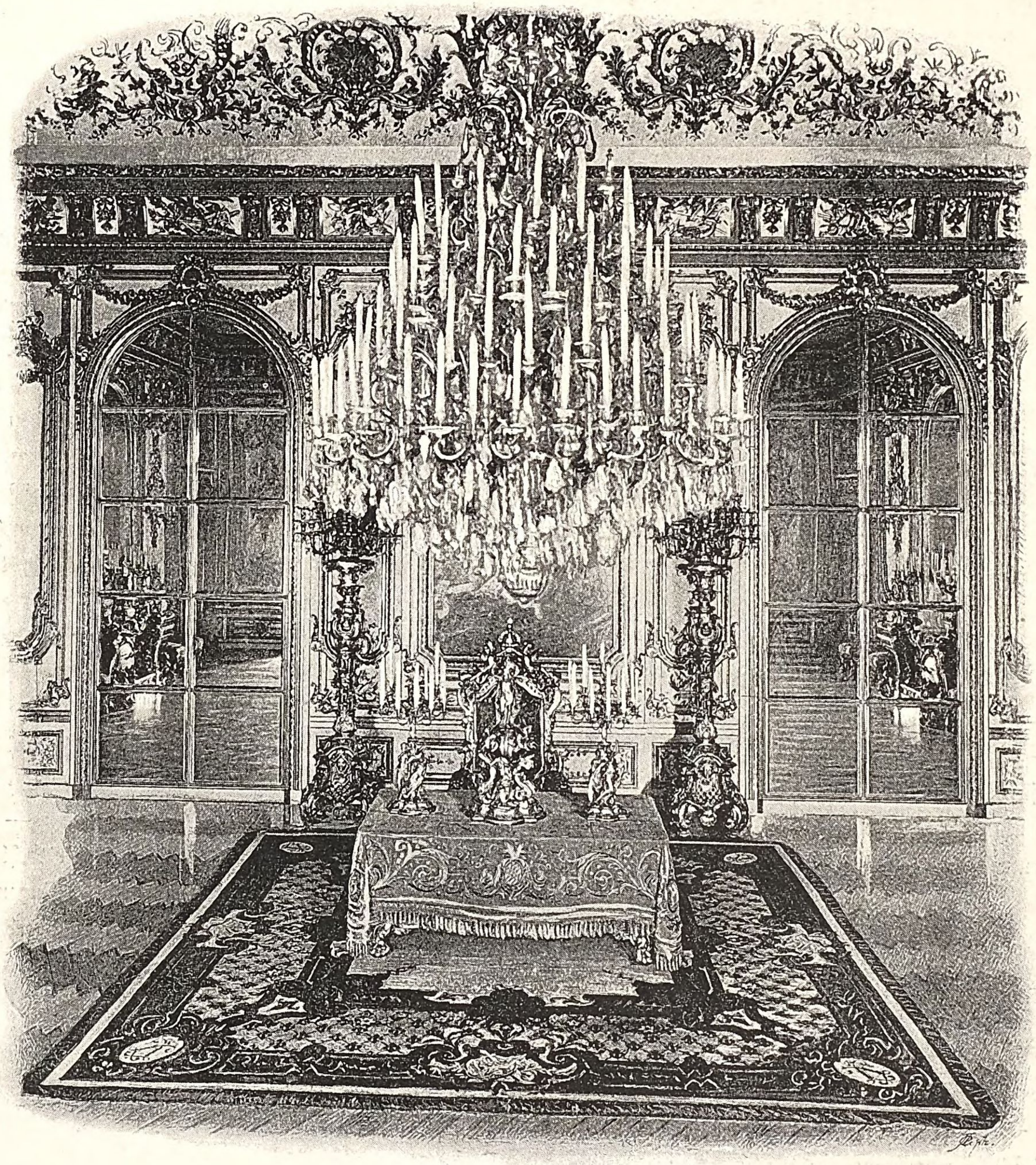
„Sie spielt sechs Stück, dann kommt Ludwig XIV. heraus und die Engel setzen ihm die Krone auf."

Mit solcher Erklärung sind die wißbegierigen Menschen unserer Tage natürlich unmöglich zufrieden zu stellen; sie wollen auch die Probe auf's Exempel machen und so sagt Einer: „Lassen Sie doch 'mal den König mit den Engeln herauskommen." Und der gutmüthige Cicerone möchte wohl, aber — „der Uhrmacher hat die Schliess'l eing'steckt. Der meint, es thät verderben. Der ist halt immer der Schlaue."

Und so müssen wir uns mit dem guten Willen begnügen, obgleich wir wohl von Höflingen, die sich vor dem Könige bei jedem Glockenschlage dieser Uhr verneigen, nicht aber von diesen angeblichen Engeln gehört hatten.

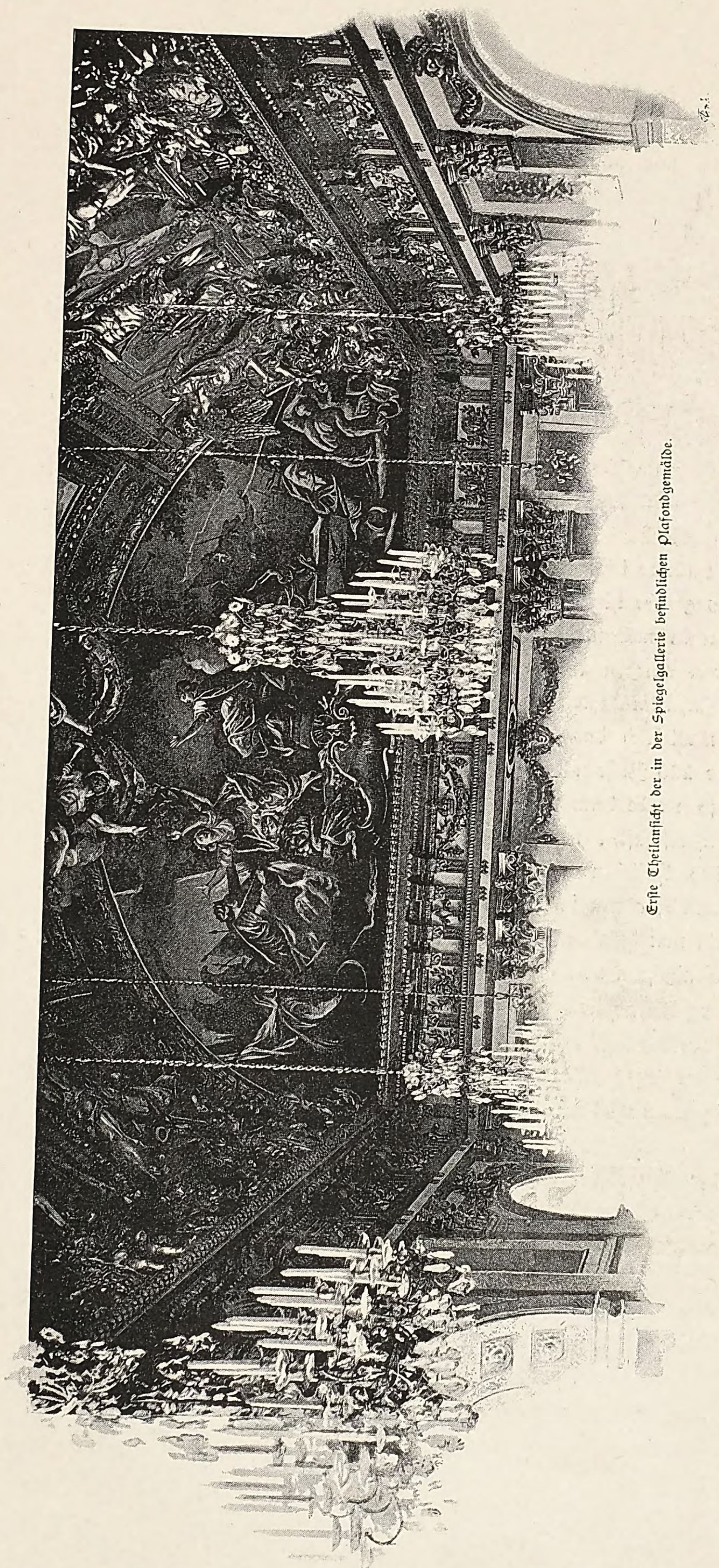
Auch hier wieder zeigt das farbenstrahlende Plafondgemälde dieselbe Beziehung zu Art und Charakter des Zimmers wie vorher. Es zeigt den Olymp, dem auf Geheiß des göttlichen Vaters Merkur entsteigt, um den König hier unten mit dem Rathe des Allmächtigen zu segnen. Professor Ed. Schwoiser, der Schöpfer auch der beiden vorhergehenden Plafondgemälde, hat auch diesem trotz der Gestaltenfülle eine reiche Bewegung zu geben verstanden, daß man in der That den beflügelten Göttersohn im Begriffe sieht, dem Könige hier unten zu nahen. Auch hier, wie in allen andern Räumen erzählt jedes der Surportbilder ein Stück aus dem Leben Ludwigs XIV. Da besucht er die Akademie, hier macht er seinen Enkel zum König von Spanien; dort wieder bringt der päpstliche Legat die Werbung Sr. Heiligkeit, während hier wieder der Doge von Genua empfangen wird.

Die drei eben gesehenen Räume sind zusammen mit der Spiegelgallerie — der wir erst später nahen, um den beiden sie umgebenden Sälen des „Kriegs" und des „Friedens" (deren einer in Roth und



Theilansicht der Salle du Conseil.

deren anderer in Blau gehalten ist) jetzt schon einen flüchtigen Blick zu gönnen — diejenigen des ganzen Schlosses, welche am schnellsten und zwingendsten in die Vergangenheit zurückführen. Was auch an



Erste Theilansicht der in der Spiegelgallerie befindlichen Plafondgemälde.

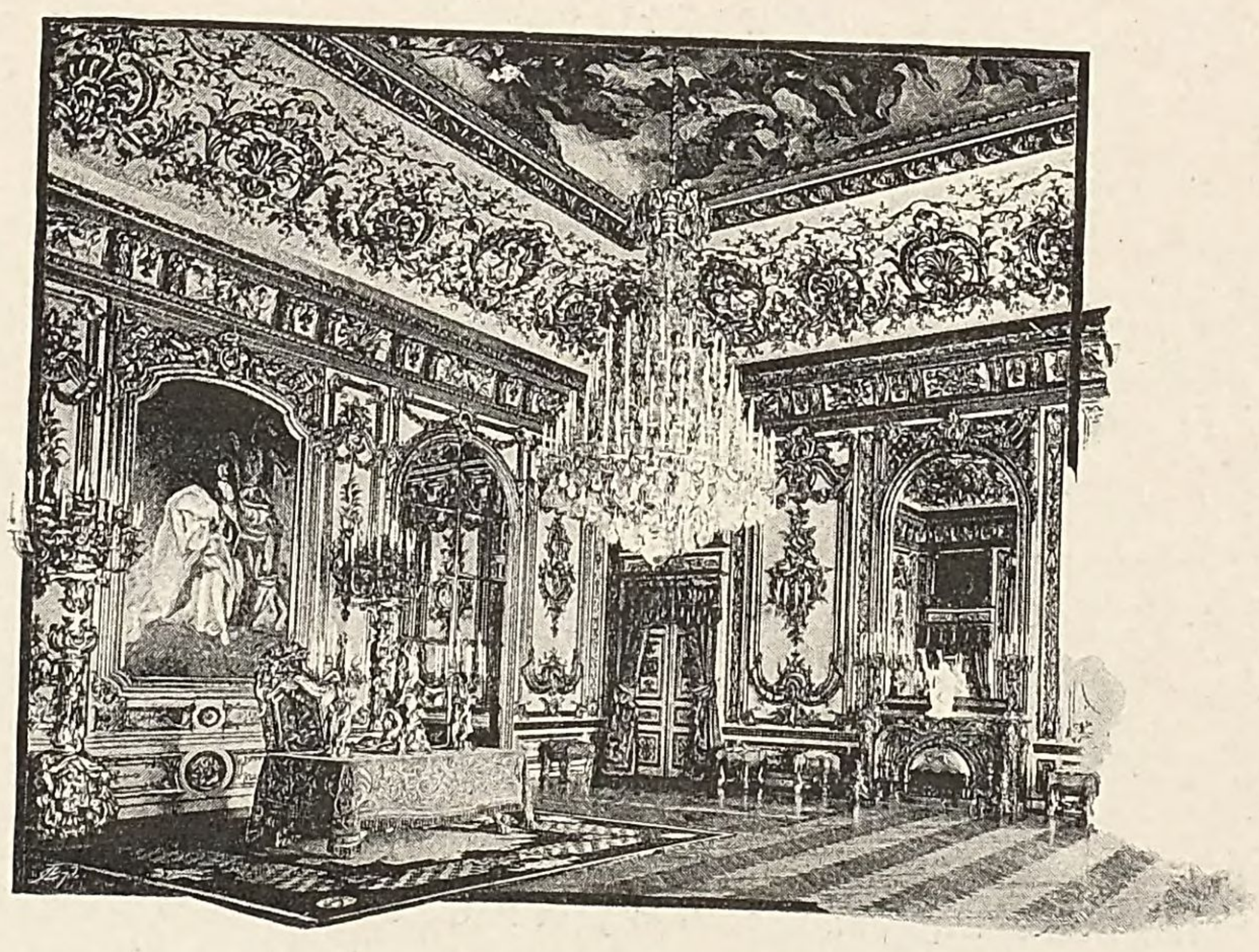


Ludwig XIV. als Triumphator.
(Salle de la Guerre.)



Pracht und Ueberpracht die ferneren Gemächer bringen werden: der Gedanke, der all diesen Glanz erstehen ließ, tritt nirgends klarer zu Tage als gerade hier, weil wir gerade hier auf Schritt und Tritt in dem Zeitalter des vierzehnten Ludwig wandeln müssen. Wir müssen das vielleicht um so mehr, weil die Neuheit, der ungebrochene Glanz dieser Räume jeden Augenblick die Täuschung möglich zu machen scheint, daß wir uns statt auf einer einsamen Insel im bayrischen Meere wirklich zwei Meilen von der französischen Hauptstadt entfernt befinden und nun wirklich das ganze reiche Königsdasein des „großen" Ludwig leibhaftig vor uns sehen, wie es vor 200 Jahren in einer Welt von Bewunderern und Neidern, von Freunden und Feinden stand. Und so werde denn möglich, bestrickende Täuschung! Da, die Andern, die verehrungswürdigen Vergnügungsherrschaften mögen ein wenig vorausstaunen. Wir aber wollen warten und mitten hineintreten in das Hofleben von Versailles. Und wenn es uns umrauscht und umfluthet, sind wir hoffentlich so glücklich, ahnen und denken zu können, was ein König denken müßte und denken muß, der, weit abgewandt von dem angeblich plebejischen, respectlosen Treiben und Gähren der Gegenwart ruhelos vom echten Königthum von Gottes Gnaden träumt.

Bis in die reiferen Mannesjahre Ludwigs XIV. war das von seinem Vater erbaute Versailler Schloß als Rendez-vous königlicher Jagden bestimmt und schon damals keineswegs in dem Rufe eines sonderlich angenehmen Aufenthaltsorts. Ludwig XIV. war ein dreizehnjähriger Jüngling, da er zuerst hierher kam, um wenige Jahre später ein Prachtfest und eine Prachtjagd nach der andern hier zu veranstalten. Daß er dann gerade dieses Schloß mit unerhörtem Aufwand zu seiner Residenz gestalten ließ, um es mit dem herrlich gelegenen St. Germain zu vertauschen, haben Wenige begreifen und Viele verschieden erklären wollen. Die Einen haben in dem Thurme von St. Denis, der als Wahrzeichen der Vergänglichkeit auch königlichen Lebens am fernen Horizonte in die Sehweite St. Germains sich stellt, ein Memento erblicken wollen, das dem jungen König unbehaglich war. Die Andern dachten und denken an die Kämpfe der Fronde, da



Weitere Ansicht der Salle du Conseil.

Ludwig aus Paris verjagt, den Zorn seiner nächtlichen Flucht in dieses alte Schloß trug und es darum allezeit mit den schlimmen Stunden ohnmächtiger Majestät zusammensah; und um dies nicht ewig sehen zu müssen, um nicht den Plebejerlärm der Hauptstadt von den Fenstern seines Schlosses aus stumm und doch vernehmbar an sich herandrohen zu sehen, habe er das Unbegreifliche gethan: den Eintausch einer unwirthlichen, verwahrlosten Gegend für eine wahre Perle der Natur.

Es mag wohl sein, daß eine dieser beiden Meinungen der Wahrheit nahe kommt und daß die letztere die Wahrheit ist. Bei unserm deutschen Ludwig denken wir ja ähnlich. War die Veranlassung auch anderer Art, mag es sein, daß vorschneller Widerspruch seiner Münchener ihn hinderte, innerhalb der Hauptstadt seine steinernen Märchen zu träumen, genug: auch er entzog sich soviel er konnte, ihrer Schweite, um weit und weiter von ihr entfernt, aufdringlichen Erinnerungen zu entgehen. Und sieht man im Geiste das elende Jagdschloß in elender Gegend, das Ludwig XIV. zugleich mit dieser zum Ausdruck, zum sichtbaren Widerschein seiner eigenen königlichen Majestät erbaute und erzwang, so giebt sich zwischen beiden Königsschicksalen noch eine andere Aehnlichkeit, von der aus wir hoch hinauf denken dürfen bis dahin, wo man lieber das Denken sein läßt. Die Menschen so gestaltet zu sehen, wie sie sie sehen wollten, war beiden Königen versagt. So wollten beide einen vielleicht größeren Triumph feiern, indem jeder von Beiden statt des Menschen die Natur bezwang.

Wir reden hier nicht von Linderhof und Neuschwanstein, und wie verlockend auch der sinnbethörende Reiz jenes und die alles bezwingende Poesie dieses uns jetzt schon zu Vergleichen nöthigen möchten, so zeugt ja Herrenchiemsee laut und überlaut von der frohlockenden Begierde, eine widerstrebende Natur in königliche Fesseln zu legen. Unnöthig zu sagen, daß der maßlosere Deutsche unendlich weiter ging in seinem Trotz als der Franzose, den eine gesündere Begabung der Gefahr der Maßlosigkeit entzog; aber gerade weil man sich gefallen hat und noch gefällt, die Um- und Ausgestaltung Versailles' durch Ludwig XIV. als ein monarchisches Kraftstück ohne Gleichen zu feiern, so dürfen wir doch bezweifeln, ob unser Ludwig, der im Wollen nach Unerreichbarem griff, im Können hinter seinem französischen Vorbilde zurückblieb.

Freilich ist es leicht, in heutiger Zeit mit Maschinen und Dynamit sozusagen Berge zu versetzen; und wenn trotzdem die Schnelligkeit, mit der die bayrischen Paläste aus dem Boden wuchsen — obgleich wegen häufigen Geldmangels die Schnelligkeit nicht einmal die gewollte sein konnte — bewundert wird, so muß man die Schnelligkeit, mit der Versailles von 1675 bis 1682 zum großartigsten äußern Denkmal bourbonischer Größe heranwuchs, noch mehr bewundern. Aber wurde das Alles geleistet ohne die Hilfsmittel heutiger Bautechnik, so hatte Ludwig XIV. einiges Andere, was die Aufgabe leicht machte, er hatte Künstler und Geld. Jene hatte der Deutsche auch, und er hätte wohl auch noch größere haben können, wenn er den Künstler in ihnen mehr neben der Kunst als unter der Majestät hätte haben wollen. Aber wo er mit zehn Millionen baut, da baute jener mit hundert. Nach Tausenden und Abertausenden zählten die Arbeiter, die Versailles aus dem Boden zogen. Man hat die Menschenopfer, die der Bau kostete, auf geradezu erschreckende Ziffern gestellt und allein die Geldkosten auf weit mehr als 500 Millionen Francs geschätzt. Dieser Ludwig stampfte, schlug das Gold aus der Erde, und der unsrige, der sein üppigstes Schloß in die Nähe goldstrotzender Sagenwelt stellte — denn nicht bloß der Chiemsee träumt von einem goldenen Palast, auch in der nahen Kampenwand liegt Sagengold in Haufen ohne Zahl — erlebte schließlich die ganze Herrlichkeit neudeutscher Gerichtsvollzieherei. Das ist denn doch ein gar erbaulicher Unterschied, der berücksichtigt sein will, wenn man urtheilt, was und wie viel dieser Ludwig im Gegensatz zu seinem erfolgreicheren Vorbilde erreichte.

Lassen wir den Gedanken, was denn Ludwig mit seinem Herrenchiemsee wollte, noch eine Weile beiseite, erscheint sein Wollen verhüllt und unerkannt, so ist doch das Schicksal beider Schlösser, die jeden-

falls das sichtbare Eine, die Natur und damit das unsichtbare Eine: das Gesetz der Natur zu besiegen, von allem Anfang an gemeinsam haben, wieder ein ähnliches: Herrenchiemsee blieb unvollendet und wurde die Ursache der tristen Verschuldung und damit zum guten Theil des trostlosen Untergangs unseres Ludwig und seines Majestätsbegriffs.

Versailles freilich erreicht scheinbar auch die sicherste Höhe, es wird wirklich das steinerne Ego seines Erbauers, es wird das Allerheiligste des französischen Königthums, um dann desto sicherer sein Grab zu werden. Tragik ist hier wie dort, dort wie hier predigt sie eine erschütternde Geschichte, ob sie hier ein ganzes königliches Geschlecht vor sich dahin peitscht, ob sie dort die eine Königskrone zerbricht. Spricht man von dem fertigen Versailles, von dem leuchtenden Ausdruck königlicher Majestät, dann muß man im Hinblick auf die „Nachahmung" unseres Ludwig das Eine, vielleicht außerordentlich Wesentliche nicht vergessen, daß mit der entgiltigen Uebersiedelung Ludwigs XIV. im Jahre 1682 seine ausschweifende Zeit vorbei war. Weder die Nichten Mazarin's, in deren eine der junge Ludwig verliebt genug gewesen war, daß er sie heirathen wollte, noch die La Vallière, die Montespan, noch endlich die Fontanges reichen in das neue Dasein der königlichen Residenz herein. Sie alle haben hier in verbotenem Liebesspiel ihre große Rolle gespielt. Aber — das war vor 1682, das war und ist gewesen, weil der Ludwig des fertigen Versailles ein anderer ist als der des unfertigen. Man sagt dem allerchristlichsten Könige nach, daß er nie eine Messe versäumte. Und wenn man solche Uebung für ein noch so äußerliches Zeichen religiöser Denkungsweise erklären will, so muß man den 30. April 1682, da der Erzbischof von Paris die Schloßkirche von Versailles einweihte, da wenige Tage später, im wunderschönen Monat Mai, der Einzug Ludwigs geschah, als bedeutsamen Wendepunkt erachten, in dem und um den für Ludwig ernster als je zuvor, weil dauernd, geschrieben stand: „Mit Gott!" Ob und wie Madame de Maintenon den König zu solcher Einkehr brachte, ob das traurige Hinscheiden der Fontanges ihm wirklich als drohende Mahnung Gottes erschien, ob er einsehen gelernt hatte, daß jeder äußere Genuß theuerer erkauft wird, als er werth ist, brauchen wir hier nicht festzustellen. Gewiß ist, daß diese Einkehr ein Kraftstück war. Er, ein Mann in den Vierzigern, schön und kräftig, der mächtigste, berühmteste und galanteste Mann seiner Zeit, das Idol der Fürsten und der Frauen hält dieselbe Hand, die nach aller Schönheit ungestraft weiter greifen dürfte, zurück, um reumüthig der Gattin zu nahen und nach ihrem Tode der vielverleumdeten und vielverhaßten Wittwe des Satirikers Scarron unwiderruflich anzugehören, die älter war als er, die nach landläufigem Begriff ein altes Weib war. Das dieses „Mit Gott", mit dem Maßstabe unserer Zeit gemessen, nicht weit hinauf reicht an unseren Religionsbegriff, ändert an der Bedeutung dieser Umkehr Ludwigs gar nichts. Er war zu gleicher Zeit fähig, an Deutschland und Spanien einen Raub nach dem andern zu begehen, in derselben Zeit auch dauerte sein oft häßlicher Kampf mit Papst Innozenz. Indem er solcher Art Europa tyrannisirte und von großen vaterländischen Bischöfen unterstützt, die Königsmacht weit über Papstesmacht hinausstellte, erscheint er gerade bei seinem Einzuge in Versailles, wenn nicht als das Muster eines absoluten Königs — denn dazu fehlt ihm die weise Selbstbeschränkung in politischen Dingen — so doch als der erfolgreichste und mächtigste Monarch der Zeit.

Dies Alles muß man sich gegenwärtig halten, wenn man hier in der strahlenden, sich überstürzenden Pracht Herrenchiemsees in der Versailler Zeit Ludwigs XIV. wandelt, um dabei dem Schatten

des deutschen Ludwig zu begegnen. Gehen wir ein, zwei Säle zurück: — da sind wir wieder im Oeil de Boeuf und können nun auch die Umgebung des „großen Königs" und mit ihr sein ganzes Zeitalter uns vor Augen zaubern. Denn hier ist der Versammlungsplatz höfischer Dienstfertigkeit, in den es die Marmortreppe herauf und durch die Salle des Gardes, das Vorzimmer, schon von aller Frühe an hierherströmt. Von hier aus führt der große steile Weg zur königlichen Gnade und hier auch münden die Gemächer der Königin aus. Der Zutritt aber ist je nach dem Hofrange der Höflinge verschieden; denn es versteht sich von selbst, daß gerade auch derartige Dinge in der allersublimsten Weise festgestellt sind: während die Flügelthüren sich weit öffnen, wenn ein Prinz königlichen Geblüts erscheint, haben die gewöhnlichen Höflinge leise mit dem Kamme an der Thür zu kratzen und zu warten, bis jedem Einzelnen aufgemacht wird: eine Einrichtung, die ja auch bei unserem Ludwig, wenn auch in etwas anderer Weise, in Aufnahme gekommen war.

Ein paar Verszeilen kennzeichnen diese Art, wie sie am französischen Hofe herrschte, recht anschaulich und so seien sie hier im Urtext wiedergegeben, da ja nun mal bei uns zu Hause Jedermann so hübsch französisch versteht:

Avec vos brillantes hardes
 Et votre ajustement,
Faites tout le trajet de la salle des gardes;
 Et, vous peignant galamment,
Portez de tous côtés vos regards brusquement;
 Ne manquez pas d'un haut ton,
 De les saluer par leur nom,
 De quelque rang qu'ils puissent être.
 Cette familiarité
Donne à quiconque en use un air de qualité.
 Grattez du peigne à la porte
 De la chambre du Roi,
 Ou si, comme je prévoi,
 La presse s'y trouve trop forte,
 Montrez de loin votre chapeau.
 Ou montez sur quelque chose
 Pour faire voir votre museau;
 Et criez sans aucune pause,
 D'un ton rien moins que naturel:
Monsieur l'huissier, pour le marquis un tel.

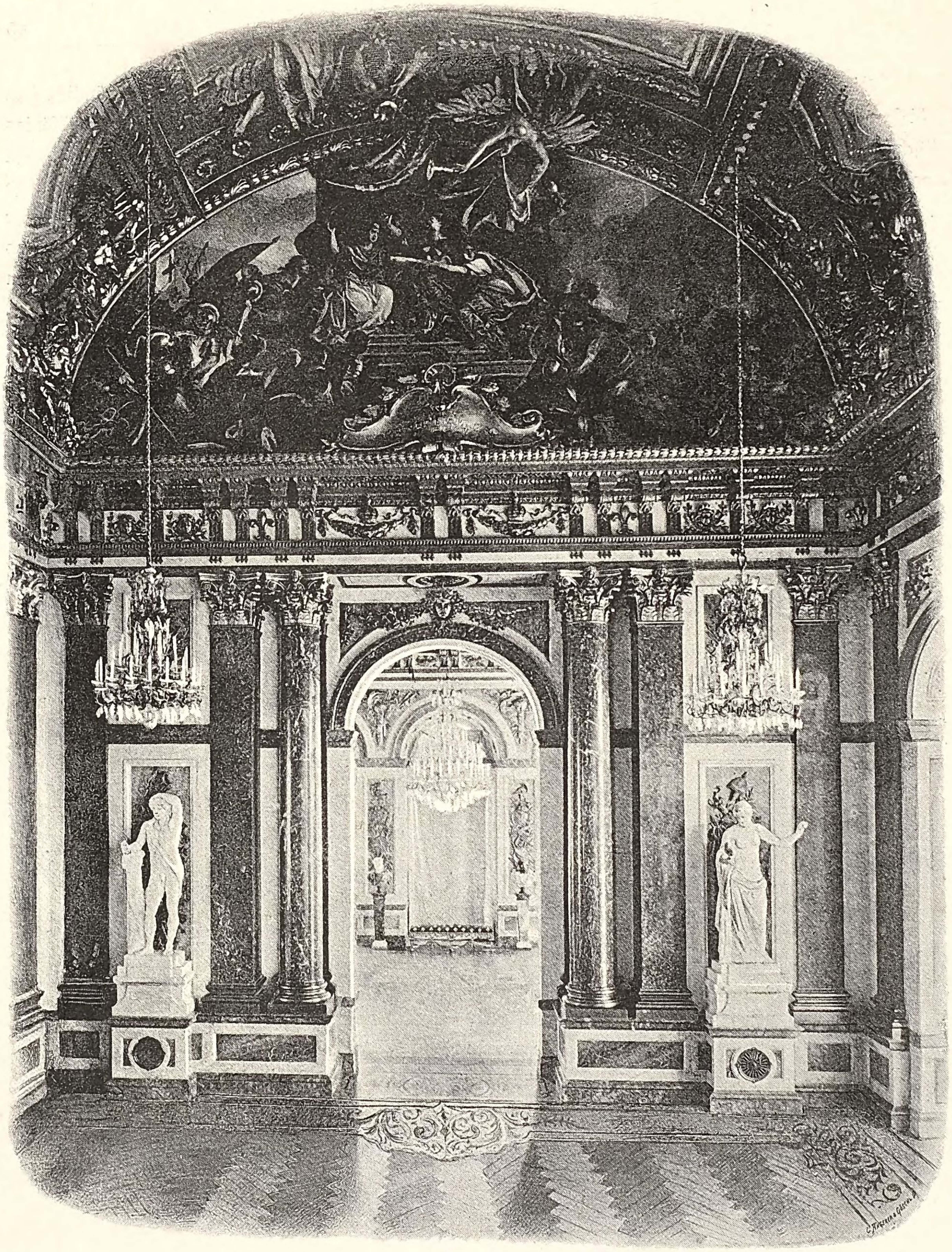
Während dieses schöne geordnete Durcheinander höfischen Lebens sich hier abspielt, sitzt Ludwig XIV. im großen Berathungszimmer, wo er mit seinen Ministern arbeitet. Tag für Tag erhebt er sich um 8 Uhr Morgens von seinem königlichen Lager, um Tag für Tag in demselben Augenblick, da er aus der Balustrade heraustritt, zu sagen: »Au Conseil!« Dies Arbeiten währt genau bis $^1/_2$1 Uhr. Wieder öffnen sich die Thüren und der König begibt sich, die Spiegelgallerie durchschreitend, hinter sich sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen und die Cavaliere, zur Messe.

Hier nun fällt eins auf, was man so gern vergißt oder gar nicht gewußt hat, nämlich, daß in diesem wunderbaren Spiegelsaale alltäglich das „Volk" steht, um bei dem Vorbeigange des Königs Bittschriften zu überreichen oder auch eine Bitte vorzutragen. Diese altväterische behagliche Art ging ja soweit, daß die allerhöchsten Herrschaften die plebejische Menge nicht bloß als Zuschauer bei Tische duldeten; man hatte sogar die minder hübsche Einrichtung getroffen, daß die Niederkunft französischer Königinnen ein öffentliches Volksvergnügen wurde, sintemal ein Jeder bei solcher Gelegenheit in das Zimmer der Königin hinein durfte, um den oder die Neugeborene willkommen zu heißen. Wir wissen ja, daß bei ähnlicher Gelegenheit die arme Marie Antoinette vor Lärm und Hitze umzukommen fürchtete. Jedenfalls aber sprechen solche Gebräuche, die eine jetzige Zeit nicht ohne Mißtrauen oder Lächeln hört, dafür, daß der „fürchterliche" Absolutismus jener französischen Könige doch auch seine patriarchalische Seite hatte. Selbst bei den Gartenfesten durfte sich das Volk in einer gewissen, zudem keineswegs immer eingehaltenen Entfernung als Zuschauer betheiligen. Auf der andern Seite freilich gebot dann wieder die Etiquette, daß Jedermann, selbst Prinzen und Prinzessinnen, beim Betreten oder Durchschreiten des königlichen Schlafzimmers das Bett des Königs in Andacht grüße. Und dieselben höchsten Hofleute, in denen der König gewissermaßen Anverwandte sah, betrachteten es als besondere Huld, ihrem Könige beim Schlafengehen den Leuchter zu halten.

Solch kleine Thatsachen sind dem, der hören gelernt hat, gar brauchbare Zeichen einer eigenen Beurtheilung des viel beschriebenen und dennoch sagenhaft gebliebenen Versailler Hoflebens. Wir werden gleich noch andere erfahren. Wir verließen den König in der Spiegelgallerie, in seiner Spiegelgallerie, wo alle Deckengemälde in hochaufjauchzenden Farben seine Siege verkünden, wo sein geistiges wie körperliches Abbild ihm tausendfach entgegenstrahlt. Und wie wir nun einmal sind, so möchten wir ihn hier in dieser Gallerie des Nachahmers sehen, um zu hören, was er zu diesem Prachtstück sage. Ich meine, er würde zunächst durchaus nicht vergnügt sein, denn ein Ludwig XIV., der eine Frau — Madame de Caylus — ihres, die Schwächen und Schattenseiten des Hoflebens treffenden Spottes wegen aus Versailles verbannen konnte, hat niemals seine Freude daran gehabt, daß Einer ihm nachzustreben oder ihn gar zu übertreffen suche. Er würde sich vielleicht erst dann zu

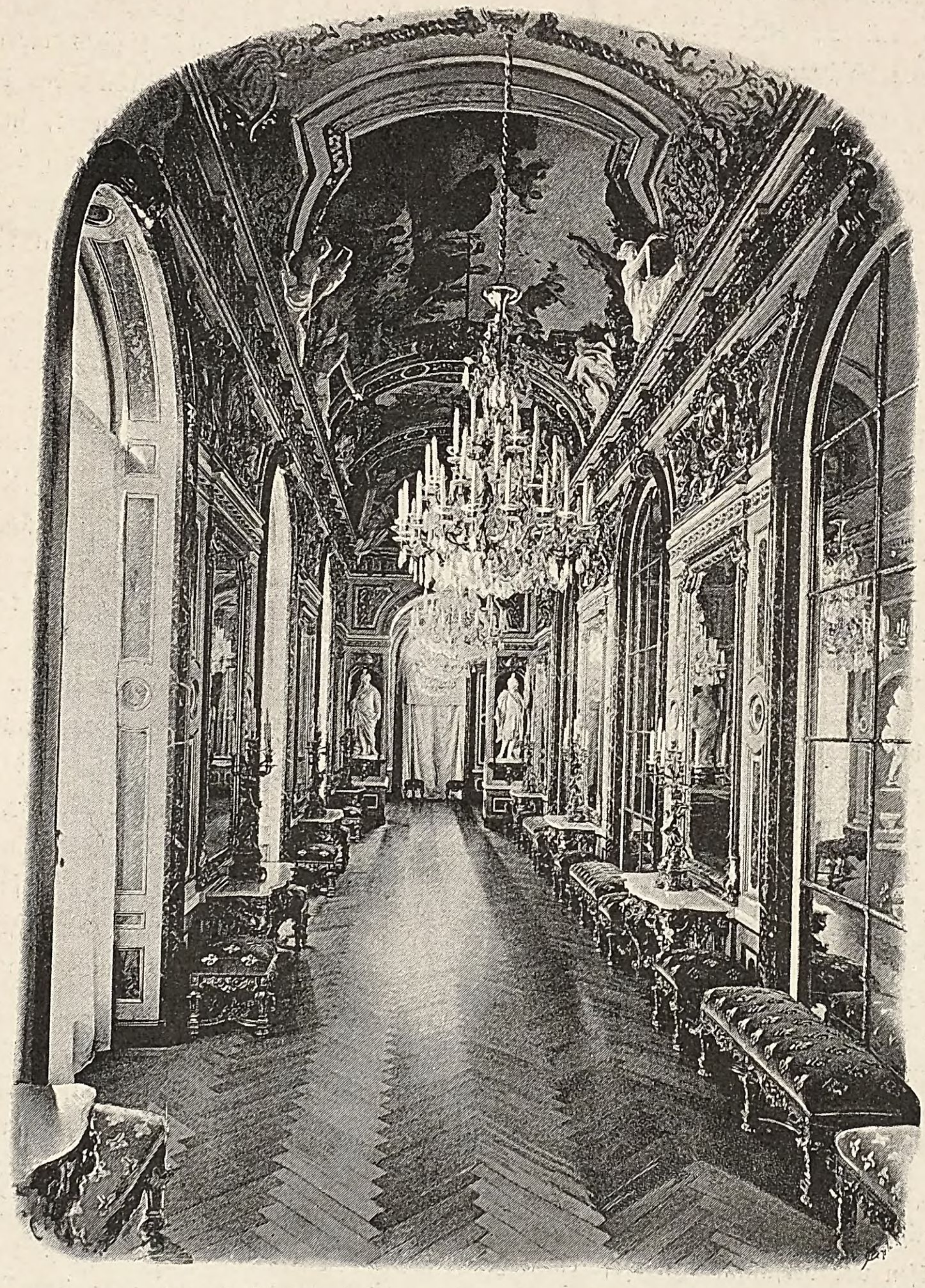


Candelaber und Büste aus der Spiegelgallerie.



Ausgang der Großen Spiegelgallerie.

einer gnädigen Würdigung entschließen, wenn er bemerkt, was sein Versailles, was seine Spiegelgallerie nur in dem einen Jahre 1871 Alles durchgemacht. O, Fatinitza! In dieser lagen preußische Verwundete,



Kleine Spiegelgallerie.

in dieser wurde König Wilhelm von Preußen, der Nachkomme jenes großen Kurfürsten, dem es vielleicht zu danken ist, daß Ludwig XIV. vergeblich die Weltherrschaft erträumte, zum deutschen Kaiser ausgerufen,

in dieser schlugen die Abgeordneten der französischen Nationalversammlung eine zeitlang ihr — Nachtlager auf. Bei solcher schauderhaften Entweihung seines Versailles läßt sich dann allerdings das jungfräuliche Herrenchiemsee erträglich finden, selbst wenn „Man" zugeben muß, daß auch in rein künstlerischer Hinsicht die unbefleckte Spiegelgallerie ihr besudeltes Vorbild übertrifft.

Dies thut sie denn auch nach dem Urtheil derer, die dem bayrischen Versailles nur eine widerwillige oder sehr bedingte Anerkennung zollen. Sie strahlt in ihrem Glanze soweit über ihr Vorbild hinaus, daß von einem Vergleiche gar keine Rede sein kann. In dem endlos langen, in kraftvoller Hoheit sich brüstenden Saale reiht sich ein Prachtcandelaber dem andern an in endloser güldener Zeile; Lustre um Lustre hängt hier ohne Aufhören von der Decke herab, von diesen nicht weniger als 33, von jenen gar 44 Stück. Eine Ruhebank reiht sich der andern an und zeigt in schwerem königsblauen Sammt die goldenen Lilien. Zwischen den Candelabern steht Vase um Vase in einer Größe, daß die Orangeriebäume bequeme Unterkunft darin finden. Und dazu der Glanz der Spiegel und der Prismen, die in tausendfacher Zahl an den Lustren herniederlaufen! Alles Gold, Glas, Marmor und Licht. Der Eindruck des noch jetzt gerühmten Versailler Originals ist matt und hölzern, aber freilich durch die Weihe einer grausamen Geschichte schließlich desto ergreifender. Hier aber sonnt sich ungebrochener Glanz in seinem Abbild. Und ob auch die Gemälde ganz wie in Versailles den immer siegreichen Erfolg Ludwigs XIV. predigen, so soll uns das nicht hindern, diese Pracht, so wie sie da ist, da sie nun einmal da ist, mit redlichem Entzücken zu preisen.

Natürlich spielt, dem Vorbilde entsprechend, ein Abglanz antiker Götter- und Heroenwelt auch in diese Verherrlichung Ludwigs XIV. herein. Die Büsten einer ganzen Anzahl römischer Kaiser ruhen hier wie auch in den benachbarten Sälen des „Kriegs" und des „Friedens" auf vergoldeten Postamenten in geduldiger buntfarbiger Marmorschöne, während in den Nischen die Götterwelt Platz gefunden. Einen schwachen, aber behaglichen Abglanz dieser Herrlichkeit bringt die „Kleine Gallerie", an deren Eingang die leuchtertragenden Mohren jedenfalls von der vielseitigen Darstellungslust unseres Ludwig, der sich ja auch mit der Nachbildung asiatischer Bauherrlichkeit trug, zeugen.

Aber wir verließen den französischen Ludwig zu schnell auf seinem Wege durch seine Spiegelgallerie. Wohin geht er alltäglich um die Mittagszeit? Zur Messe. In langer Prozession stolzirt er von der Spiegelgallerie aus durch eine Reihe weiterer Säle, die eigentlichen »grands appartements du roi« hindurch zur Kapelle. Hier bilden die Höflinge zu Füßen des Altars einen Halbkreis und während sie, den Rücken dem Priester zugekehrt, aufrecht stehend zu ihrem knieenden König hinsehen, scheint diese Art Etiquette, um mit La Bruyère zu reden, die Anbetung des Fürsten durch sein Volk zu bedeuten, während der angebetete Fürst sich in Demuth vor dem Allmächtigen neigt. Daß dieser im Uebrigen der Kirche, so sehr er ihre weltlichen Herrschaftsgelüste bekämpfte, gern jede Macht auf die Seelen zugestand, hat er ja auch dadurch genug bewiesen, daß er sich in den Tagen der Montespan mehr als einmal von seinen Bischöfen vor versammeltem Hofe einen ganz nichtsnutzigen Sünder schelten ließ.

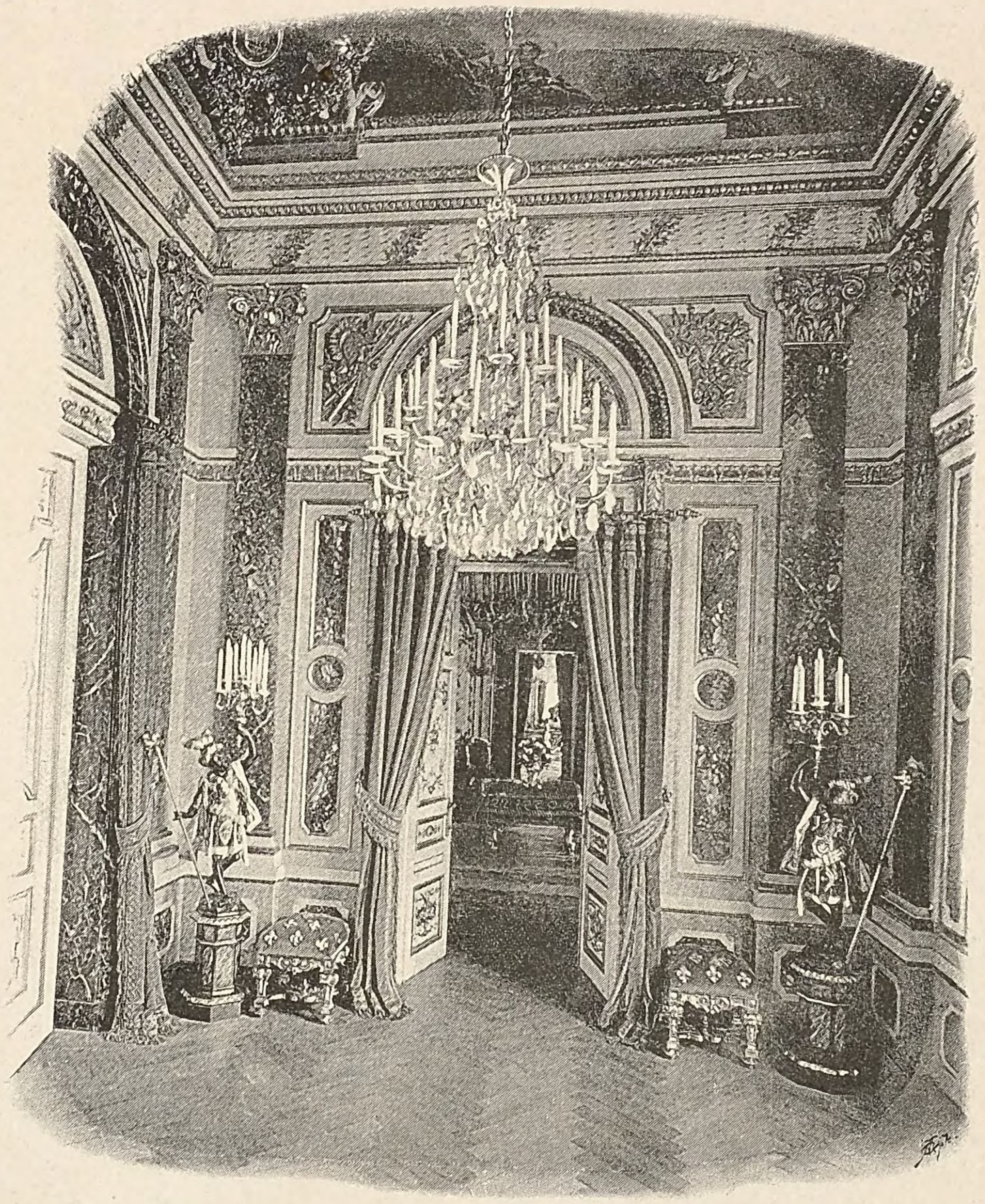
Nach der Messe dinirt der König, nicht selten allein, um dann, wenn es das Wetter erlaubt, im Parke sich zu ergehen, zu jagen und zu reiten oder zu fahren, um nach fünf Uhr von neuem bei der Arbeit zu sein. Nach dem Tode der Königin fand diese Arbeit, die nicht selten sich mit den allerwichtigsten Staatsgeschäften zu befassen hatte, regelmäßig bei der Maitenon statt, nach vielen, und nicht zum wenigsten



Procédé Boussod Valadon & Cie

Spiegelgallerie – Salle des Glaces

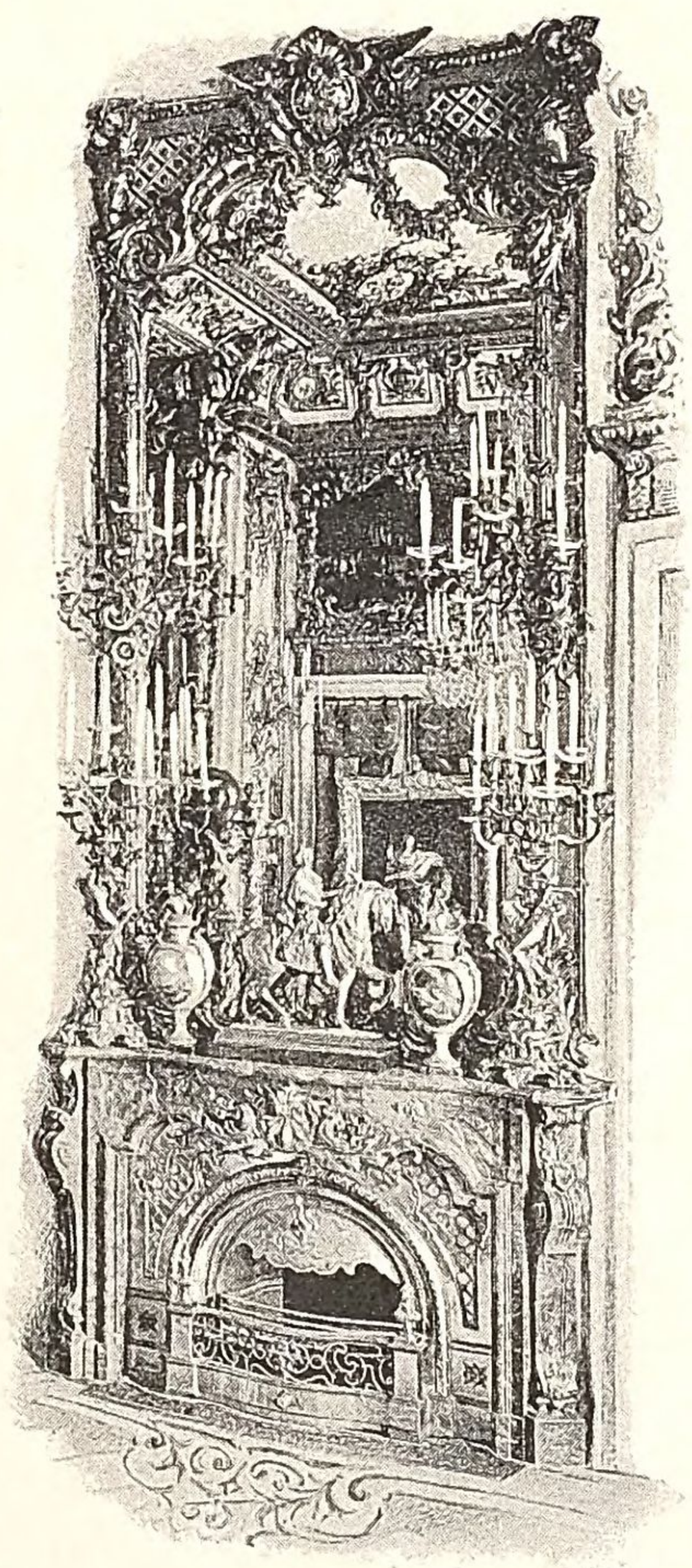
nach St. Simon, zum Verderben, nach Andern, zumal modernen Kritikern, zum Segen des Staates, die da mit Fénelon meinen, daß die seltene Frau sich eher zu wenig als zu viel mit Staatsgeschäften beschäftigt habe. Wie dem auch sei und wenn eine männliche Zeit bei aller Achtung weiblicher Begabung



Einblick in das Speisezimmer.

die Politik der Weiber stets verschmähen wird, so darf man zugeben, daß Frau von Maintenon unendlich stiefmütterlicher von der Geschichte bedacht wurde als sie verdient. Eines Tages meinte Ludwig zu ihr, wie man den Papst »Votre Sainteté«, den König »Votre Majesté« nenne, so müsse sie »Votre Solidité«

heißen — ein Lob, das gerade aus dem Munde dieses Monarchen um so ehrender war, aber keineswegs die alte Favoritin thöricht machte. Im Gegentheil stand sie mit ihrem klugen Verstande so hoch über dem äußern Glanze der Versailler Herrlichkeit, daß es ihr die liebste, wenn nicht einzige Freude war, tagtäglich nach St. Cyr zu fahren, um hier die Fee der Wohlthätigkeit zu sein. Daß sie im Uebrigen an dem sinnbethörenden Luxus des Versailler Hofes ganz und gar keinen Antheil hatte, ist durch beglaubigte Beweise genugsam erwiesen. Von ihrem „Appartement" sagte ein Kenner desselben, er vermuthe, daß die Kammerfrau irgend eines Emporkömmlings sich schwerlich mit diesem Raume begnügen würde, in dem Ludwig XIV. ganze Stunden lang zu arbeiten pflegte, in dem Madame de Maintenon schlief und speiste, in dem sie die Huldigung der Höflinge empfing, die sich hierher drängten wie in eine Kirche. Daß im Uebrigen der ganze Hof, vom König angefangen, trotz oder gerade wegen der großspurigen Pracht der Säle miserabel wohnte, ist ja auch richtig. Wer solchem achtspännigen Glanze opfert, der muß eben auf die traute Behaglichkeit, die uns gewöhnlichen Sterblichen des Lebens besten Reiz bedeutet, verzichten. Besonders schlimm war es im Winter, denn da froren die Herrschaften mit den Eisbären um die Wette.



Kamin des Schlafzimmers.

Man sagt auch, daß Madame de Maintenon ein für allemal nur dann in die Staatsgeschäfte hinein sprach, wenn sie um ihre Meinung gefragt wurde, was freilich oft genug geschah. Während der König mit den Ministern arbeitete, saß sie in ihrem Fauteuil und stickte oder las; sie an der Bettseite des Kamins sitzend — denn das Bett stand in einem Alkoven — er rechts von dem Kamin mit dem Rücken der Wand zugewendet. Waren die Staatsgeschäfte erledigt und der Aufenthalt bei der Maintenon beendet, dann wohnte er — in den ersten Jahren wenigstens — gewöhnlich der „Comédie" bei oder aber er hatte seinen »jour d'appartement«, den wir heutzutage mit jour fixe zu bezeichnen pflegen. Solcher Tage oder richtiger Abende gab es nicht weniger als drei in der Woche und sie fanden, wie der Name sagt, in den Gemächern des Königs statt: Von der Salle de l'Abondance angefangen bis hinüber zum Thronsaal, auch Salon d'Apollon genannt, wie denn die eigentliche Bezeichnung der Gemächer und Säle sich nach dem jeweiligen, darin enthaltenen Hauptbilde zu richten pflegte. In Herrenchiemsee, wie auch in den andern Schlössern unseres Ludwig fehlt bekanntlich der Thron, der hier in Versailles acht Fuß hoch in seiner silbernen Herrlichkeit da stand und an feierlichen Tagen die Audienzen der Gesandten, an den jours d'appartement den Tanz der Höflinge sah. Regelmäßig um 6 Uhr Abends begannen diese Zusammenkünfte, um bereits Punkt 10 Uhr zu enden. Eine Beschreibung aus jener Zeit sagt darüber: „Die Einen spielen dieses, die Andern jenes Spiel. Wieder Andre sehen nur zu oder promeniren, um

den Glanz der Versammlung oder den Reichthum der königlichen Gemächer zu bewundern. Unter all den Männern und Frauen, wie zahlreich sie auch sind, sieht man nicht einen, der nicht einen hohen gesellschaftlichen Rang einnähme. Die Freiheit der Bewegung ist die denkbar vollkommenste; wobei es sich von selbst versteht, daß der Lärm der Stimmen nicht zu laut und unbehaglich wird. Der König selbst läßt sich herab, bald mit Diesen, bald mit Jenen, die noch nicht einer solchen Ehre theilhaftig wurden, zu spielen. Dabei will er nicht, daß man bei seinem Nahen sich vom Spiel erhebe oder das Spiel unterbreche."

Um 10 Uhr endet dies Vergnügen und der König speist mit seiner Familie — wobei Frau von Maintenon nicht anwesend ist — zu Nacht. Um 11, spätestens 12 Uhr versammelt sich die Elite seiner Umgebung in seinem Schlafzimmer, wo noch ein wenig geplaudert wird, und dann geht Seine allergroßmächtigste Majestät zu Bett, wobei — wie schon bemerkt — die angesehensten Großen seines Reichs es sich zur Ehre schätzen, den Leuchter halten zu dürfen, während der Monarch sich entkleidet. Das Tagewerk des Königs ist zu Ende und gleich ihm scheint auch sein Palast der Ruhe hingegeben.

Wir nannten vor Beginn unsrer Schilderung dieses Versailler Leben bestrickend; denn wenn wir etwas unvorsichtiger gewesen wären und einen vielleicht gerade entgegengesetzten Ausdruck gebraucht hätten, würde uns doch Keiner geglaubt haben, weil nun einmal mit dem Namen Versailles alle Zauberschlösser der Phantasie aufspringen, um jubelnden Lebensgenuß zu erschließen.

Jetzt, nachdem ich mir angelegen sein ließ einen Tag dieses Versailler Lebens in möglichster Treue — etliche Reize kann sich ja ein Jeder nach Geschmack hinzuträumen, wobei man aber Klatsch und Neid und Herrschsucht jener Hofwelt nicht vergessen wolle — hier abzuzeichnen, wird sich wohl auch die ungeberdigste Phantasie etwas abkühlen. Was zumal den König anbetrifft, so geht aus alledem das Eine hervor, daß er den ganzen Tag kaum einen Augenblick allein, immer und immer von Menschen umgeben war. Und wenn man auch nicht zuzugeben braucht, daß er dabei immer thätig und zwar für seinen Staat und seine Herrschaft thätig war, so bedeuten doch diese paar Worte „niemals allein" um so mehr, wenn man sie zu dem „immer allein" unseres deutschen Ludwig stellt. Geht man weiter und hört man das Urtheil kundiger Zeitgenossen, dann bleibt von dieser höfischen Herrlichkeit eigentlich gar nichts übrig. La Bruyère beispielsweise sagt von ihr, daß ihr Glanz wohl in die Augen falle, aber es sei ein falscher Glanz, während ihr verborgenes Elend ein echtes Elend sei. Madame de Caylus aber hatte als junges lebenslustiges Geschöpf die Courage laut zu sagen, daß Versailles so langweilig sei, daß dort leben müssen das Exil bedeute. Worauf sie dann allerdings schleunigst Gelegenheit erhielt, zehn Jahre lang fern von diesem Exil zu leben. Kühner noch und rücksichtsloser urtheilt wieder und wieder die Herzogin von Orléans, jene deutsche Prinzessin, die an den Hof Ludwigs die derbe Unerschrockenheit einer unverdorbenen deutschen Natur trug. Gewiß sind ihre Briefe, die sie schrieb, um der gräßlichen Einförmigkeit des Hoflebens zu entgehen — und wenn sie nicht schrieb, ritt, jagte oder lief sie gleich einmal stundenlang in Wind und Wetter dahin — nicht die Offenbarungen einer objectiven reifen Seele. Das hat sie als Frau auch gar nicht nöthig. Aber sie giebt zuweilen soviel gesunde frische Weltbetrachtung, daß man um dieses einen deutschen Weibes wegen die ganze Versailler Herrlichkeit vergessen könnte.

Nichts von all dieser Herrlichkeit war fähig sie zu verführen und sie ihren deutschen Rhein, ihren Neckar, ihr Heidelberg vergessen zu lassen. Sie zog das dürftigste Stück Natur der ganzen aufgekünstelten Versailler Pracht vor, „denn", schrieb sie, „alles Natürliche sagt mir unendlich mehr zu als die Werke

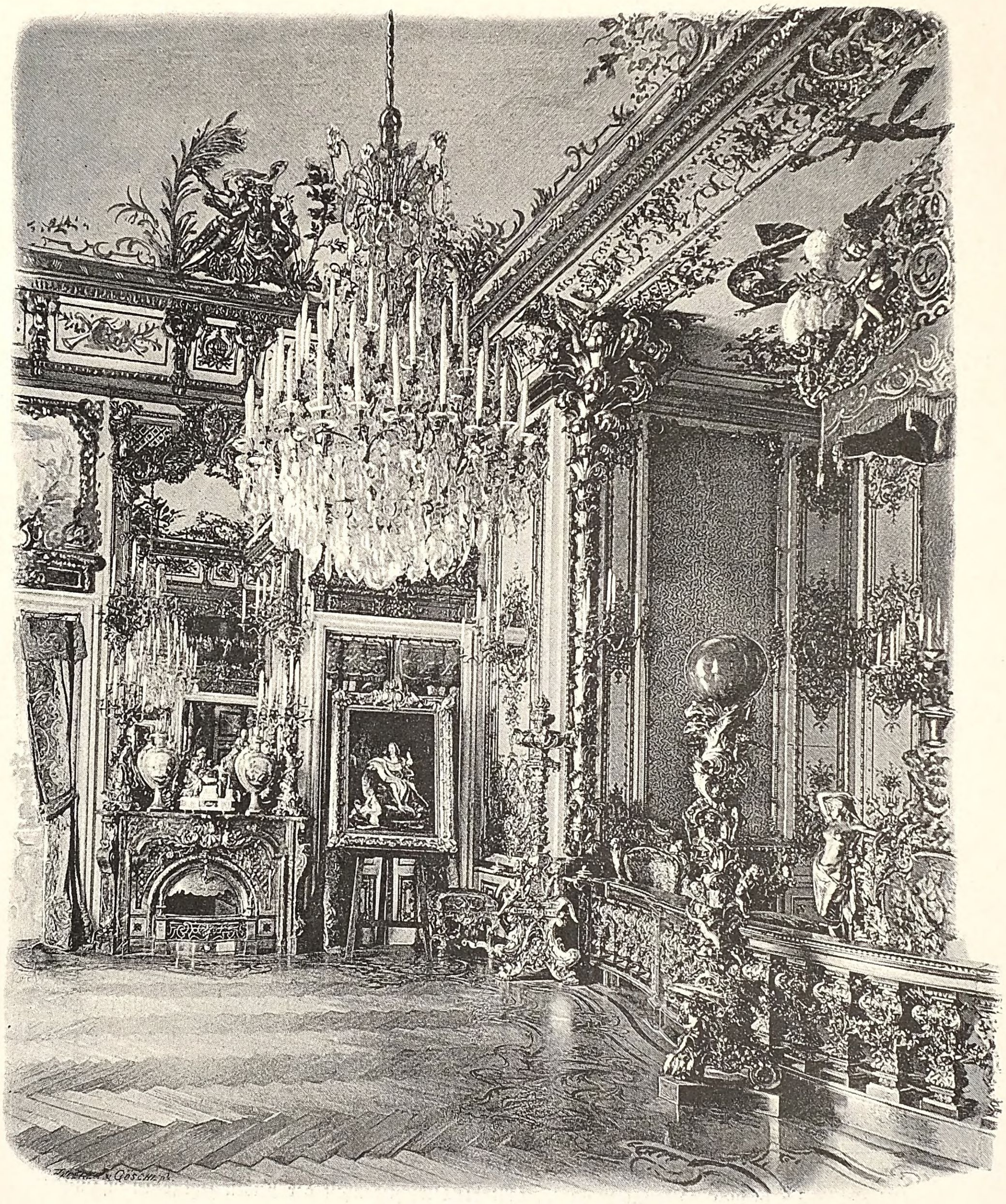
der Kunst und der Prunksucht; die gefallen beim ersten Anblick, dann aber, sobald man an den Anblick gewöhnt, langweilen und ermüden sie, daß man sie kaum noch sehen möchte". Wie dem Palast, so erging es seinen Bewohnern: auch sie — und vor Allem die männliche Jugend — finden vor ihr keine Gnade. Die ganze Schale ihres teutonischen Zorns gießt sie über die Maintenon aus, während sie mit wirklichem, dann und wann aber doch leicht ironisirendem Respect eigentlich nur über den König, den „großen Mann", schreibt. Dieses Erstere freilich hinderte sie nicht — beiläufig Jahre nachdem sie in Folge aufgefangener und von der Maintenon gelesener Briefe dieser hatte Abbitte leisten müssen — zu wünschen, daß die Alte, die ihr Feind sei, noch lange lebe. „Denn", fügt sie hinzu, „Alles würde noch zehnmal schlimmer gehen, wenn der König jetzt (1712) stürbe. Er hat diese Frau so sehr geliebt, daß er sie gewiß nicht überleben würde und darum wünsche ich ihr ungetrübte Gesundheit". Ein anderes Mal — beiläufig in früheren Jahren — schrieb sie, offenbar im Hinblick auf Bossuet's Einfluß: „Ich kann nicht begreifen, daß Könige sich einbilden können, Gott mit vielem Beten zu gefallen. Deshalb hat er sie ganz sicher nicht auf den Thron gesetzt. Gutes thun, Recht und Gerechtigkeit üben, der Kirche das Ihre geben, aber sie zwingen, sich an ihren Cultus und an nichts anderes zu halten, das ist meiner Meinung nach der wahre Beruf, die wahre Devotion der Könige. Ein König bete morgens und abends und damit genug. Im Uebrigen aber denke er daran, seine Unterthanen glücklich zu machen, soviel er nur kann".

Gleich offen spricht sie über Alles, über die wahre und falsche Religiosität der Höflinge, über religiöse Unduldsamkeit und wahrhaft rührend über ihre verwüstete Heimath, die Pfalz: „Ich sollte kalten Blutes mein armes Mannheim und Alles, was mein verstorbener Vater mit soviel Sorge geschaffen, zerstört sehen! Ja, wenn ich denke, was Alles man verwüstet hat, bebe ich vor Erregung und Schmerz und allnächtlich im Traume glaub' ich mich in Heidelberg und Mannheim und sehe die Verwüstung. Ich springe dann auf und kann stundenlang nicht schlafen. Ich sehe Alles, wie es zu meiner Zeit war und sehe es, wie es heute sein muß und weine heiße Thränen". Sie auch ist es, welche die Bastardkinder Ludwigs verabscheute und sie »les bâtardes d'un double adultère« nannte, so daß sie nicht wenig entrüstet war, als ihr eigener Sohn solch eine Bastardtochter heirathen wollte. Nach Saint Simon war sie so aufgebracht, daß sie ungeduldig in der Spiegelgallerie die Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften erwartete, um vor ihnen allen ihrem Herrn Sohne eine schallende Ohrfeige zu verabreichen. Wozu ich freilich bemerken muß, daß diese etiquettewidrige Ohrfeige bestritten wird, und zwar von der Herzogin selbst. Das aber geht aus allem hier Gesagten hervor, daß wir nicht erst des Urtheils eines Saint Simon bedürfen, um diese Frau einen eigensten Platz in Versailles einnehmen zu sehen. Und darum ist ein weiteres Urtheil von ihr über dieses verhimmelte Versailles von um so größerm Reiz und Werth. „Gewiß", schrieb sie, „lieb' ich die Größe, aber man müßte dazu nur auch Alles haben, was sie begleiten soll. Das heißt Gold in Ueberfluß, um auch prunken und dazu die Macht haben zu können Gutes den Guten und Böses den Bösen zu thun. Aber Größe nur dem Namen nach haben ohne Gold, kaum das Nothwendige haben und dabei in immerwährendem Zwange ohne wirklichen Umgang dahinleben, das, scheint mir, ist ein mehr als albernes Dasein und ich für meine Person gebe ganz und gar nichts darauf. Da zieh' ich doch eine bescheidene Lage vor, in der ich mich mit guten Freunden ohne höfischen Zwang vergnügen und nach meiner Liebhaberei Gutes thun kann".

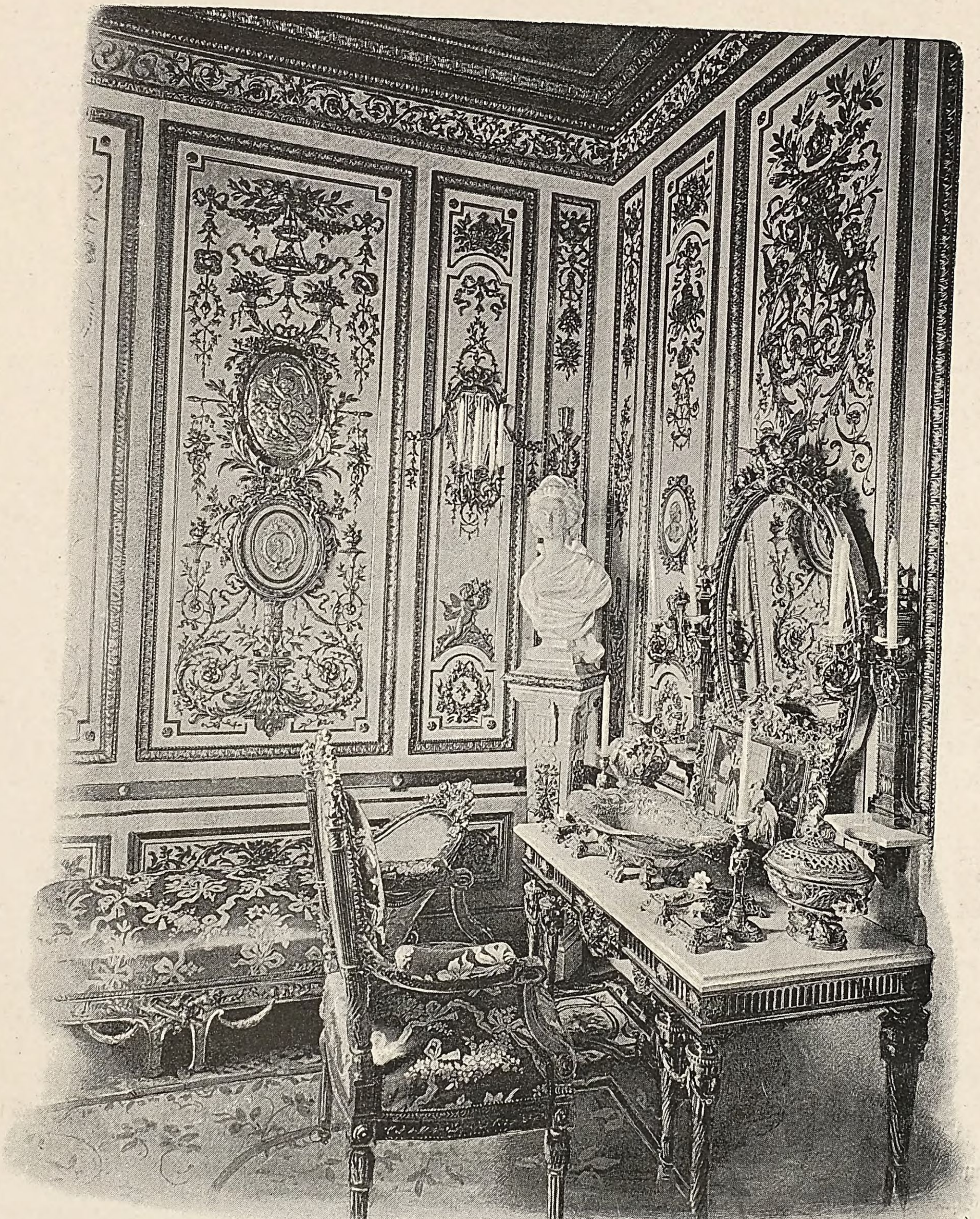
Das hinderte nun freilich nicht, daß viele Andere fast gleichen oder ähnlichen Ranges ganz anders dachten als die stolze badische Prinzessin. Diese von ihr so verschmähte Hofluft war vielen Andern begehrenswerthester Ozon, wobei man nur an Madame de Sévigné, die angeblich geistreichste Frau ihrer Zeit, zu denken braucht, die trotz allen Geistes geradezu außer sich vor Entzücken gerieth, weil der allmächtige König nach einer Theateraufführung der jungen Mädchen von Saint Cyr mit ihr einige Redensarten gewechselt hatte. „Der König", schreibt sie, „machte im Vorbeigehen einen Augenblick Halt und sagte: „Madame, ich denke, Sie werden sich unterhalten haben. Racine hat viel Geist". Worauf ich furchtlos antworte: „Sire, er hat viel Geist, aber diese jungen Mädchen haben auch genug, sie sind in den Charakter ihrer Rollen eingedrungen, als ob sie immer Theater gespielt hätten". — „Ah, das ist wahr". Worauf S. Majestät weiter ging, um mich zurückzulassen als Gegenstand des Neides".

So adelte das gleichgültigste Wort des Herrschers gleichsam den, an den es gerichtet war, woraus das Eine folgt, daß dieser Herrscher ein Etwas in sich tragen mußte, das ihn sicher und sieghaft in die Achtung seiner Umgebung stellte. Und daß diese letztere nicht die erste beste war, daß nicht bloß seichte Hofdienerei vor dem Gewaltigen im Staube lag, fassen wir mit einem Blick, wenn wir der glänzenden Reihe der Staatsmänner, Dichter und Schriftsteller, die ihn umkreisten und umlobten, gedenken, deren Namen noch einer heutigen Zeit so geläufig sind wie heutige Namen. Desto größer ist bei solcher Macht und solchem Ansehen die Wirkung eines Sichbescheidens, eines Verzichtens auch in harmlosen Dingen, die er sich, ohne seinen religiösen Ansichten wehe zu thun, recht wohl hätte gestatten können. Dergleichen stimmt denn gar nicht mit dem Bilde, das man sich von Dem träumt, der das famose »L'État c'est moi« sagte, oder vielmehr, obschon er es möglicher Weise hätte sagen können, niemals gesagt hat. Seit den Tagen unseres Ludwig jagt man ihn freilich mit dieser Redensart wieder recht lebhaft durch die Zeitungsspalten, wie man Bismarck mit der gleichfalls nie von ihm gebrauchten Phrase „Macht geht vor Recht" abthun zu können wähnt. Aber gerade aus einer leicht aufzuhäufenden Fülle kleiner Züge würde unweigerlich hervorgehen, daß dieser allmächtigste Ludwig aller Augenblicke sich an's Verzichten gewöhnen mußte und auch gern gewöhnte. Er verzichtete — wie wir schon gesehen haben — im Glanze seines Alters, seiner Kraft auf so viel, daß er damit die Ruhe für frühere Sünde einzutauschen hoffte. Wenn ihm naturgemäß die von allem überirdischen Beiwerk losgelöste, rein menschliche Erkenntniß irdischer Daseinsbedingungen fehlte und er nur im Hinblick auf ein späteres Dasein seine Gelüste und Wünsche mäßigte, so thut dies der einen großen Wahrheit keinen Abbruch, daß, wie jedem Andern, so auch ihm jeder über sich selbst erfochtene Sieg die innere Festigkeit und damit die Vorbedingung weiterer Erfolge wahren muß und mußte. Zum Glück für uns Deutsche ging diese so zu sagen private Mäßigung mit der politischen nicht Hand in Hand. Noch auf dem Sterbelager bereute er, den Krieg zu sehr geliebt zu haben. Er hätte mit der Kriegslust zugleich noch einiges Andere bereuen dürfen, das ihn Stück für Stück um seine großen Erfolge bringen mußte und ihn noch in ganz anderer Weise um dieselben gebracht haben würde, wenn das damalige Deutschland nicht allzu schlappige, verächtliche Personnagen an seiner Spitze gehabt hätte. Aber jedenfalls ist er durch seine ganze Art von Maß und Uebermaß ein Königsmodell geworden, an dem auch ein heutiger Thronfolger, ja jeder denkende Mensch die Kunst zu leben und damit die Kunst zu siegen studiren kann.

Hier nun, ich brauch' es kaum zu sagen, fällt die Verschiedenheit der beiden jetzt soviel zusammen genannten Ludwige gar sonderbar in's Auge: Jener, der Franzose, findet in mehr privaten Dingen immer

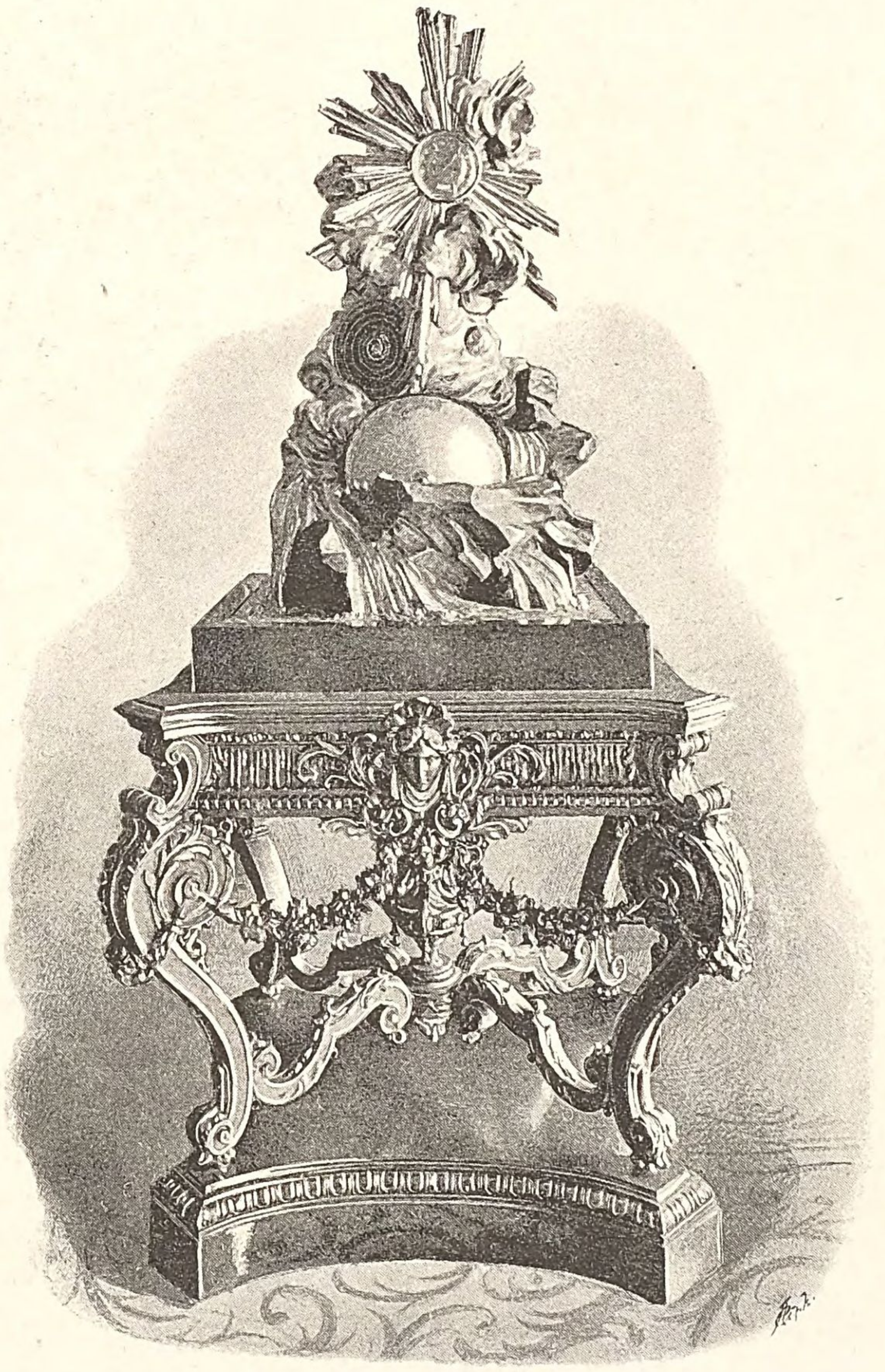


Theilansicht des Schlafzimmers.



Rosa-Cabinet.

mehr das rechte Maß, während er es in politischen verliert, dieser, der Deutsche, darf sich rühmen, in seinem kleinen Wirkungskreise, vielleicht noch glücklicher geleitet von erleuchteten Staatsdienern als von sich selbst, politisch Einiges — um nicht zu sagen Vieles — gethan zu haben, was ihm einen dauernden,

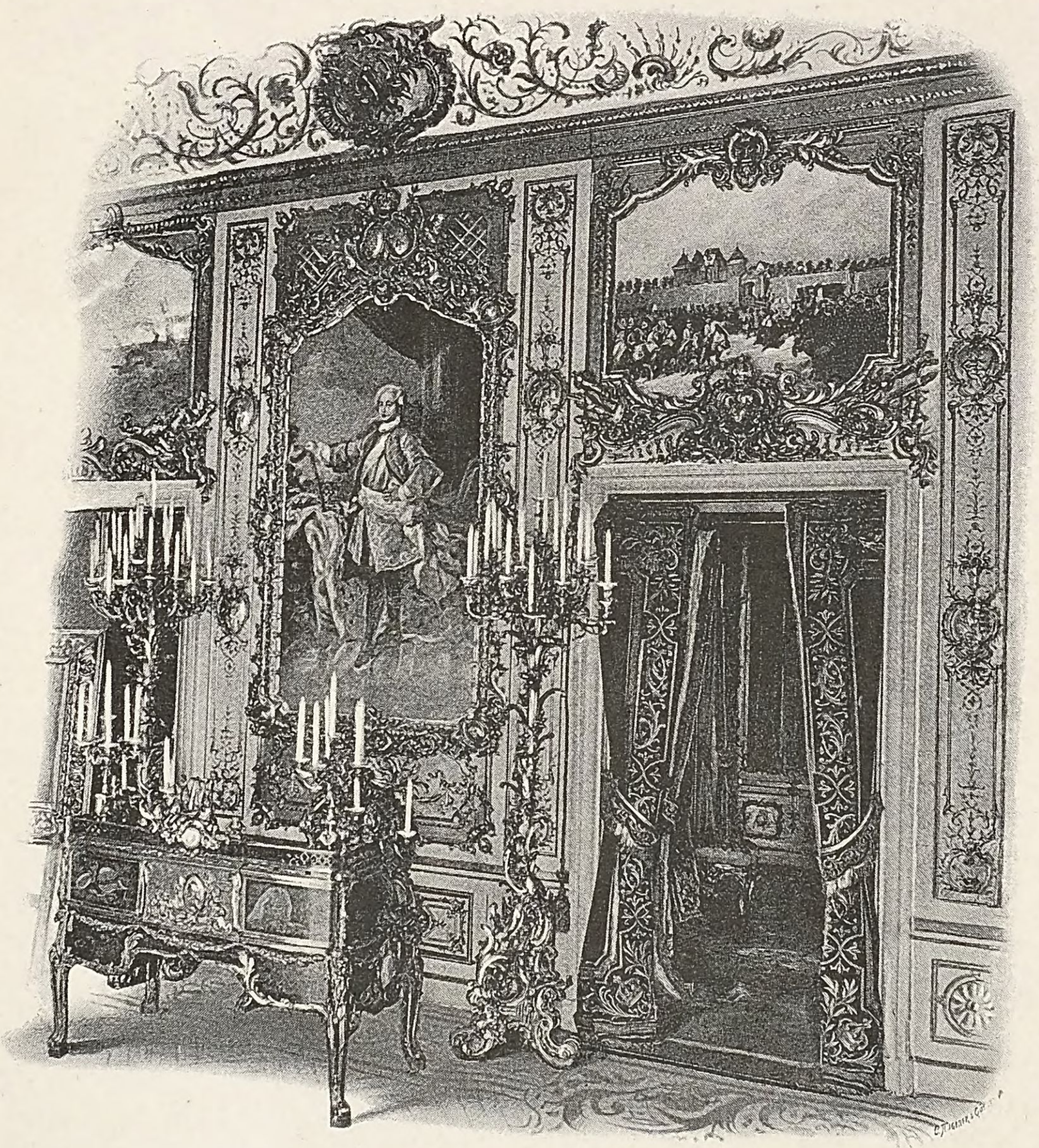


Große Uhr des Arbeitszimmers.

glänzenden Ruhmesplatz in der Geschichte geschaffen hat: was auch die spätere Zeit krankhafter Gedanken und Entschlüsse um so weniger trüben kann, weil diese zum Segen des Königs und seines Landes keine Thaten und keine Beschlüsse werden konnten.

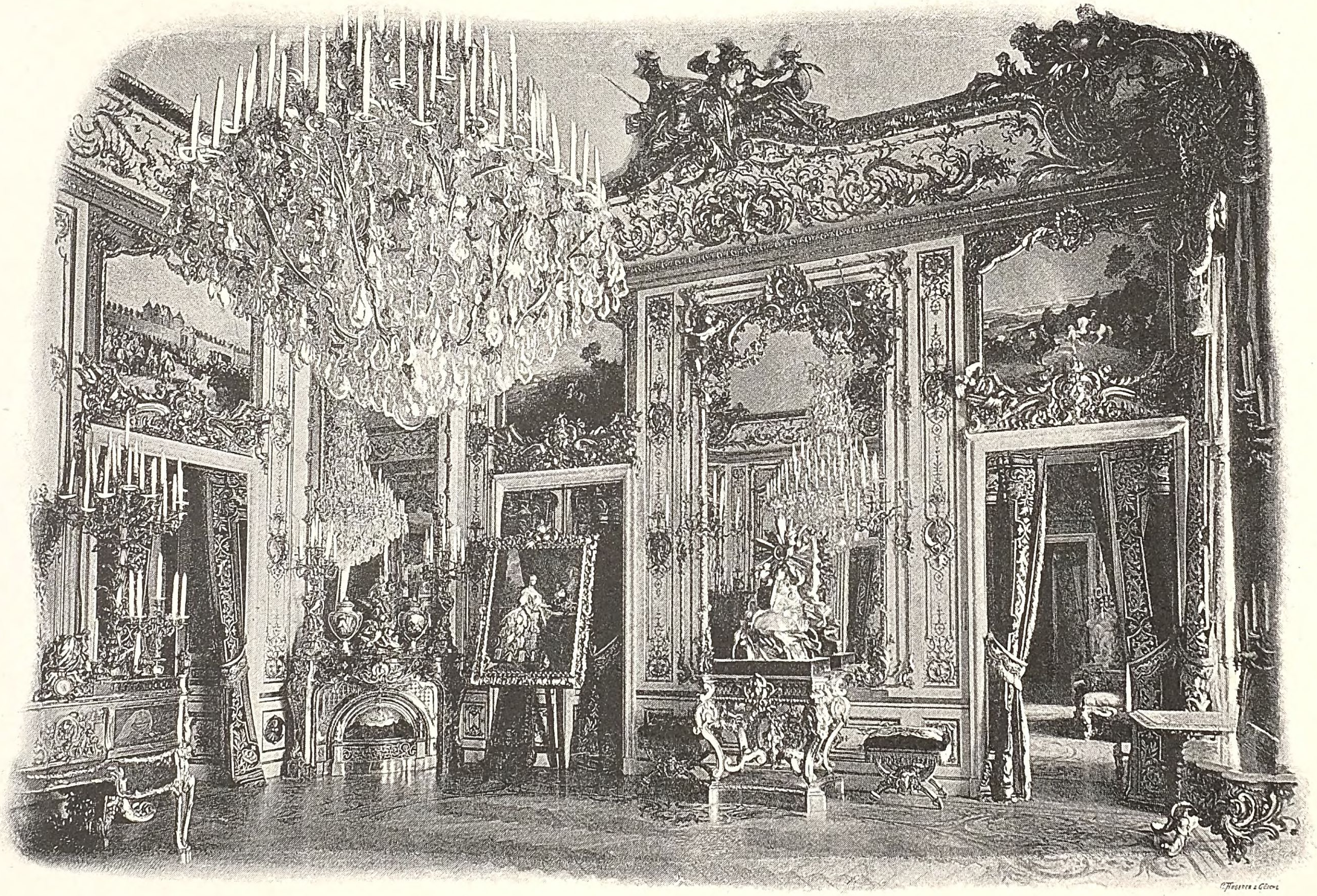
In Allem aber, was nicht Haupt- und Staatsaktion bedeutet, steht unser Ludwig ungleich freier und rücksichtsloser da, als sein Vorbild. Sich auszuleben in seiner Weise, nach seiner Liebhaberei, ohne

Hinblick auf Zustimmung oder Bedürfniß höfischer Etiquette, galt ihm als ein eigentliches Recht des Herrschers. Jener, der Franzose, knechtete die Fürsten und Völker und nicht am wenigsten das eigene Volk, um sich hinwieder durch die Bedürfnisse seiner Umgebung, seiner Töchter und Söhne, wenn nicht



Theilansicht des Arbeitszimmers.

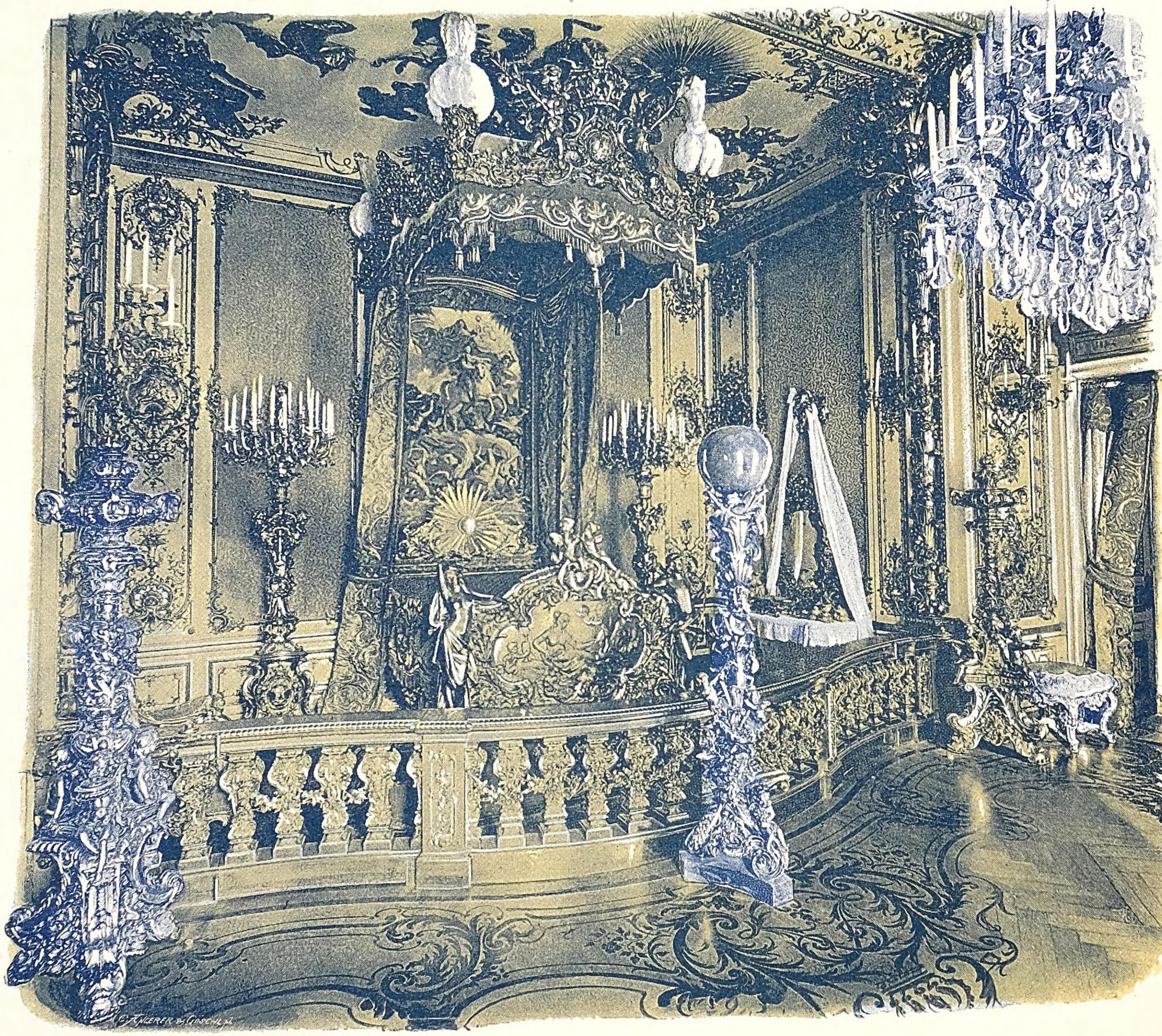
knechten, so doch herumärgern zu lassen, dieser, der Deutsche, verzichtet, dem Zwange der Zeit und vielleicht gereifter Einsicht folgend, auf das rücksichtslose Selbstregiment im Staate, um dafür all seine ihm eigenen idealen Begriffe vom Königsein in die private Lebensführung zu tragen. Man hat ihm dies verdacht, Andere haben ihn deshalb nur um so begeisterter gerühmt. Die Wahrheit ist, daß alles Volk



Weitere Ansicht des Arbeitszimmers.

von jeher den Fürsten entgegenschwärmte, die um ihr fürstliches Dasein den Reiz einer eigenartigen, poetischen um nicht zu sagen romantischen Lebensführung woben. Und das Volk hat Recht; denn weil es in der Majestät ein etwas unsagbar Hohes sieht und doch auch sehen soll, muß die Phantasie des Volkes dort oben eine Lebensführung sehen, die von der seinen weit abweicht. Da, wo reife Bildung einzog, mag und soll es anders sein. Da jauchzt man dem Fürsten am lautesten zu, der von der Höhe seines Amtes weit herunter stieg in das gemeinschaftliche Wohl und Wehe des Volkes, um da eine verklärte Menschlichkeit zu zeigen, die ihn nur um so unwiderstehlicher zu dem Sitze erhabenster Majestät hinaufträgt. Aber — solche Fürsten sind selten. Und die Völker, die Menschen, die solche Poesie der Majestät zu schätzen wissen, sind vielleicht noch seltener. Man braucht nur nach Frankreich hinüberzublicken, um zu sehen, wie selbst innerhalb „modernster" Zustände der Glanz, ja, der erborgte Glanz eines Namens alle romantischen Gefühlsduseleien eines Volkes hervorlockt, wie alle Mondscheinideale der Volksseele selbst bei der ersten schlechtesten Gelegenheit einen zügellosen Cancan tanzen. Aus solcher bald klaren, bald unklaren Quelle entwuchs der Triumph der Religion, der Triumph der Majestät, entwächst die schrankenlose Herrschaft der Musik, weil das im Grunde pessimistische Urgefühl des Menschen immer und immer nach einem unsagbaren Etwas strömen muß, was ihm die Befreiung von sich selbst bedeutet. Aber weil diese Begabung der Menschenseele diejenige ist, der neben Kleinem und Kleinstem unendlich viel des Großen und Größten entwuchs, wird der eine vergebliche Arbeit thun, der sie an dem landesüblichen Nützlichkeitsprincip zu messen und zu entscheiden sich erdreistet, wo sie aufhört gut zu wirken, um schlimm zu sein. Wenn aber Einer mit ihr rechnen muß, so ist es der Herrscher, weil er, über eine große Gemeinschaft gestellt, sich nicht begnügen darf zu sein. Für die großen bitter erkämpften inneren Thaten der Herrscher hat die Masse kein Bewußtsein; sie hat es für den äußeren Schein, und wenn auch dieser unbekannter Weise eine bloße Theaterdekoration wäre. Und hier in diesem Punkte trifft der deutsche Ludwig mit dem französischen zusammen. Man hat von ihm ein Wort berichtet, wonach er gesagt, er begreife wohl, wie der Thronfolger eines Staates inmitten des Volkes als ein gewöhnlicher Sterblicher einhergehen könne. Ein König aber müsse unnahbar sein. Wenn die Worte nicht stimmen, so stimmt der Gedanke, er gehört zu diesem Könige, weil seine Thaten es beweisen. Und gerade deshalb, weil ihm die neue Zeit, die Gegenwart ganz andere Königsbilder zeigte, so fühlte er sich — unabhängig von jedem nationalen Vorurtheil — um so eher und einziger zu dem französischen Vorbilde hingezogen, weil seine ganze Erziehung naturgemäß vor der französischen Revolution, um nicht zu sagen vor der Reformation stehen geblieben war und daher nur ein Einziger ihm Ideal sein konnte. Und dieser Einzige war der vierzehnte Ludwig, dessen Ruhm über Völker und Fürsten strahlte, den eine Welt von Dichtern besang, der einer katholischen, romantischen Fürstennatur, weil sie das Ideal ohne die Schlacken der Alltäglichkeit sieht, auch heute noch das Ideal sein muß, sofern diese bescheiden genug ist, einen Andern zum Ideal zu haben als — sich selbst.

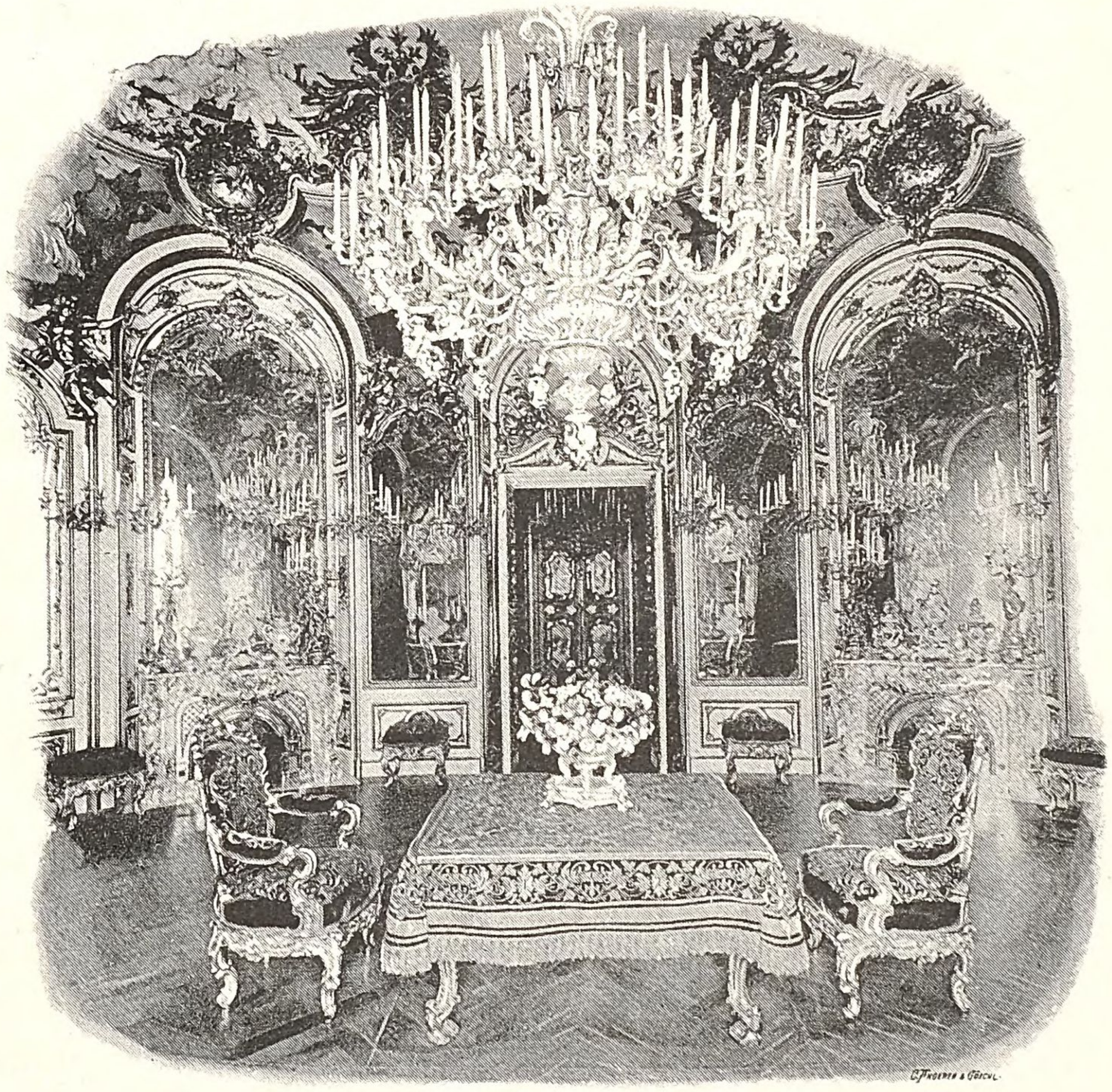
Wir haben oben gesehen, wie ledern eigentlich das Versailler Leben sich abspielte, wie neben der Arbeit eigentlich recht prosaische Vergnügungen einhergingen. Wir hätten an dem Schicksal der vielbewunderten Frauen Versailles', das durchweg trostlos war oder endete, an dem Schicksal des Sonnenkönigs selbst, der Zweig um Zweig seiner Erfolge, ja seines Geschlechts verdorren sah, erweisen können, daß der Glanz von Versailles ein scheinbarer war, weil dort, wie überall in der Welt der schwere Kampf



Schlafzimmer des Königs.

um's Dasein gekämpft wurde. Dem deutschen Ludwig zuzumuthen, daß er dies Alles nicht gewußt, wäre nun freilich kindlich. Aber wenn er die Flecken der Sonne sah, so ist soviel gewiß, daß er sie vergaß oder daß er sie in seiner romantischen Neigung, Vollkommenstes zu sehen, selbst wieder zur Quelle neuen Lichtes machte. Ob dabei die dem Deutschen ureigene Neigung, am liebsten Fremdes zu bewundern, eine Rolle spielte, ob er, in staatlichen Entschließungen der Nothwendigkeit gehorchend, nun erst recht seinen eigentlichen Idealen leben wollte, kommt nicht in Betracht, zumal seine Burg Neuschwanstein, seine Schwärmerei für Wagner'sche Musik und Dichtung zur Genüge beweisen, daß er gar nicht daran dachte, die Quellen seines Deutschthums zu verleugnen. Er sah seine Deutschen, seine Bayern der Gegenwart — Fürsten wie Volk — nicht so, wie sein romantisches Auge sie sehen wollte, und so ließ er seine Schwärmerei bald in Versailles, bald im Heiligen Gral einkehren. Mit der Politik oder gar mit der bewußten Verleugnung unserer neuen deutschen Ideale hätte diese Schwärmerei auch dann nichts zu thun, wenn sie nicht in schrankenlose und damit das Urtheil entwaffnende Krankhaftigkeit hinausgewachsen wäre. Sie bewiese höchstens, daß Ludwig eher begabt war ein Märchen- als ein Menschenkönig zu sein. Aber trägt man trotzdem gerade in die Verherrlichung des französischen Ludwig, wie sie seitens des deutschen geschah, mehr bewußte, auf den Erwägungen des Verstandes als auf den Verzückungen der Phantasie beruhende Erkenntniß, ja meinethalben selbst den wohlüberlegten Protest gegen heutige Art und Weise hinein, dann würde dennoch seine Vertheidigung Schritt für Schritt aus seiner Erziehung und Begabung, aus seiner Lage als ahnenstolzester Herrscher eines schönen, aber im Grunde nicht übermächtigen Landes heraus zum Siege führen müssen. Natürlich nur zur Rettung seiner historischen Existenz und nicht auch insoweit, daß man folgern könnte, er wäre der geborene Herrscher gewesen. Wir haben ja schon früher gesehen, wie er dies nicht war und weshalb er es nicht sein konnte. Der König, der es verschmäht, der es seiner Natur nach verschmähen muß, der Sohn seiner Zeit zu sein, kann nie ein großer Herrscher werden. Nur der rücksichtslose Kampf in und mit der Gegenwart macht die Herrscher, wie er die Dichter macht. Der mit den Idealen einer vergangenen Zeit großgezogene Königssohn muß daher, zumal wenn die Begabung der Erziehung entgegenkommt — und das that sie bei dem, der in Hohenschwangaus bethörender Natur- und Sagenherrlichkeit aufwuchs — nothwendig an der Rauhheit seiner Zeit zu Grunde gehen, wie die Dichter zu Grunde gingen und — wie oft ungehört und ungekannt! — tagtäglich zu Grunde gehen, die zu groß denken von Dem, was die Gegenwart versagt, und zu klein von Dem, was sie spendet. Die sind nicht die schlechtesten, die solcher Weise stranden; aber freilich auch nicht die besten; denn unendlich mehr Güte und Kraft und Entsagung gehört dazu, seiner Zeit zu dienen als seine Zeit zu verschmähen. Wie schwer es aber gerade die heutige Zeit dem Fürsten macht, an diese Zeit zu glauben und das in ihr ruhende Ideal zu fassen und zu gestalten, das sieht sich gar schnell bei einer auch nur oberflächlichen Betrachtung unserer socialen Zustände. Wir brauchen nur an die Sucht der Einzelnen, eine vom Ganzen losgelöste Einheit zu sein, brauchen nur an die Attentate, die gegen den schlichtesten und liebenswerthesten Herrscher sich erheben konnten, zu denken, um die Schwierigkeit ahnen zu können, in welcher der moderne Monarch die herrschfreudige Gleichmäßigkeit seines Amtes gestalten und festhalten muß. Und gerade hierfür ist der tragische Untergang Ludwigs auch eine Probe auf's Exempel, weil wir aus Berichten über seine Krankheit spüren können, daß gerade die Attentate in den bayrischen Gebirgsschlössern ein grausames Echo weckten. Hieraus und aus dem schnellen

Anwachsen der Socialdemokratie in München läßt sich, wenn aus irgend etwas, das schnelle Wachsen der Verfolgungsideen des Königs folgern. Daher sein Plan, auf einer weltfremden Insel zu hausen, daher sein ängstliches Meiden des Volkes und seiner Hauptstadt, daher die Sucht, nun erst recht einzig und allein einer wegen der Häßlichkeit der Gegenwart nur um so mehr verschönten Vergangenheit anzugehören. Und da soll man sich noch wundern, daß er Niemand hören und sehen, daß er schließlich



Theilansicht des Speisezimmers.

nur bauen und zwar — Vergangenheit bauen wollte! Großspurige Kunsthistoriker haben ihn drum geringschätzig einen Nachahmer genannt, aber weshalb er nur Nachahmer war und sein konnte, das haben sie leider zu sagen vergessen. Und doch hätte es nahe gelegen, den romantischen deutschen König neben dem romantischen deutschen Dichter zu sehen. Ein kleiner Ausflug in unsere romantische Schule hätte so schnell die Antwort auf Zweck und Absicht dieser bayrischen Prachtpaläste gebracht, so klare Antwort, daß man die Aehnlichkeit in Ursache und Wirkung in Zahlen ausdrücken könnte: die romantische Schule wurde, weil sie sich aus der Gegenwart in eine gepriesene Vergangenheit flüchtete, folgerecht die Dienerin

und Nachahmerin dieser Vergangenheit, weil nur der Ureigenes gestaltet, der den Geist seiner Zeit gestaltet. Was von ihr Dauerndes blieb und bleiben konnte, sind die glänzenden Uebertragungen entlegener dichterischer Epochen. Die romantischen Dichter dichteten ihre Ideale nach und der romantische König baute die seinen nach. Das ist der ganze Unterschied. Seine Schlösser sind glänzende Uebersetzungen, wobei man ihn vielleicht um so mehr ehren muß, daß er sich begnügte ein Uebersetzer zu sein, statt, wie seine romantischen Mitbrüder in Apollo, mit dem Ehrgeiz zu prunken, der deutschen Welt ein neues Kunstideal aufzudrängen. Jene, die romantischen Dichter, führten uns in's deutsche Mittelalter, nach Spanien, ja bis weit hinaus an den geheimnißvollen Ganges. Dieser, der romantische König, hat uns die steinerne Uebersetzung eines seiner Meinung nach herrlichen Königszeitalters, hat uns die steinerne Uebersetzung altdeutscher Herrscher- und Sängerseligkeit gegeben. Daß auch ihn die unruhige Phantasie schließlich nach Indien führte — der Bau eines großen indischen Palastes war ja geplant — kann nur Den überraschen, der in verlotterter Alltäglichkeit unfähig blieb, der Bahn einer ihm fremden Begabung zu folgen.

Wir aber, und auch du, mein Leser, wir wollen solche Ueberraschung hübsch beiseite lassen, und wir wollen die neue deutsche Art damit bekunden, daß wir uns bestreben, auch das uns Fremdeste zu begreifen, um das uns Eigene dafür desto herzhafter auszuleben.

Nun, denk' ich, wird es kaum nöthig sein zu sagen, daß man unserm Ludwig Unrecht thut, wenn man ihn in der Gefolgschaft des Franzosenthums erblickt. Nur weil er deutsch war durch und durch, konnte er seine Phantasie grenzenlos schweifen lassen, bis sie ihn mit sich selbst vergrub. Unrecht über Unrecht würde man ihm thun, wenn man ihn mit jenen fürstlichen Genußtürken vergleichen wollte, die bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein nichts thun konnten als äußern Glanz und äußere Zügellosigkeit des Versailler Lebens „nachzuahmen."

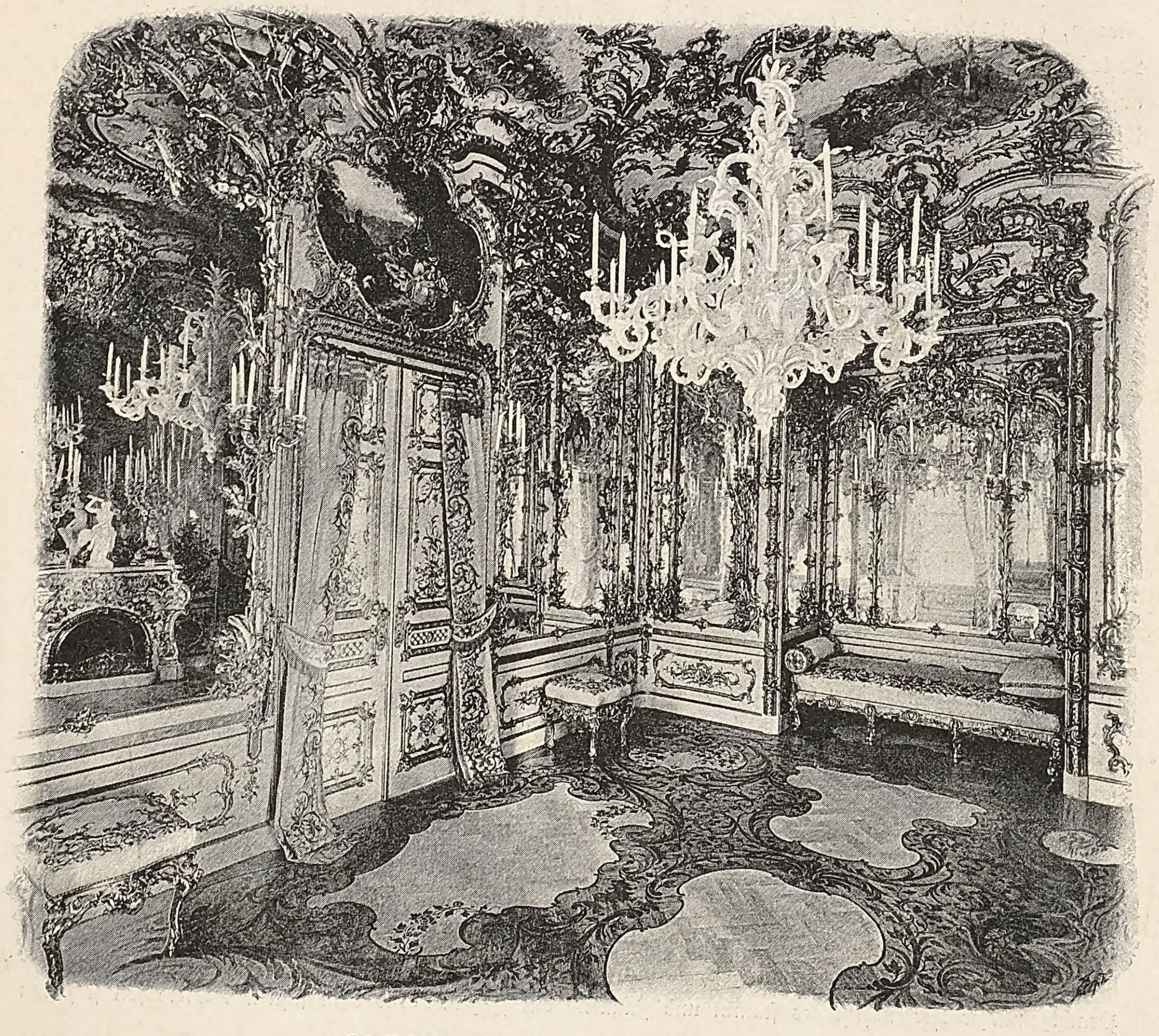
Wie harmlos sind hiegegen die romantischen Exzesse desjenigen, der fern von Welt und Menschen, fern von allem Trost und aller Liebe, sein Geschick büßen und sühnen mußte, wie nur je ein Mensch gebüßt und gesühnt.

Womit eine spätere eingehende Würdigung des Königs sich noch besonders zu beschäftigen haben wird — denn, was wir hier geben, soll über eine Anregung zum Selbstdenken nicht hinausgehen —, ist der Vergleich seiner Neigungen mit denen seines vierzehnten Ludwig. Einiges ist ja hier angedeutet, eine durchgehende Parallele aber würde zu dem überraschenden Schlusse kommen, daß der französische Ludwig mit dem bayrischen im Grunde nicht einen einzigen Charakterzug gemeinsam hat. Unser Ludwig verachtete den Krieg und liebte nicht die Frauen, ja er jagte nicht einmal, was vielleicht allein im Stande gewesen wäre, seine krankhafte Beanlagung zurückzuhalten. Jener jagte, liebte, kriegte und arbeitete fast ohne Aufhören mit seinen Ministern, was dieser nun freilich auch nicht that. Beide treffen eigentlich bloß in einem Punkte zusammen, der offenbar der entscheidende ist: in dem Glauben an das göttliche Vorrecht der Majestät. Jener ging in diesem Glauben als stolzer Sieger einher: seine Krone leuchtete über eine ganze Welt und blendete eine ganze Welt. Wohin er kam, da stand ein König, da stand **der** König. Dieser, der zu jung auf den Thron kam und keinen Mazarin zur Seite sah, der sich bei gesundem Selbstvertrauen trotzdem mit gleichem Recht als ein im Grunde größerer, weil menschlicherer König hätte wähnen, der sein München zur idealen Hauptstadt der Künste hätte machen können, zweifelt und zweifelt und beengt sich, indem er sich beengt sieht und verzweifelt, weil er nicht glauben kann, daß auch ein



Speisezimmer mit Versenkungstisch.

König durch das große und kleine Leid der Alltäglichkeit ziehen muß. Er sieht jenen ewig gleich und ewig siegreich sich geltend machen, er sieht nur den Erfolg, aber nicht die Mittel, durch die dieser Erfolg erkämpft wird. Sich aber sieht er desto erfolgloser, desto unfähiger, das zu erreichen, das in *seiner* Zeit



Erste Ansicht des Ruhezimmers; auch hellblauer Salon genannt.

zu erreichen, was er erreichen möchte, und gerade darum und einzig darum wächst in ihm eine abgöttische Verehrung seines Vorbildes auf, die aber gerade darum die denkbar verzeihlichste ist. Daß er zum Verzagen an sich selbst ganz und gar keine Ursache hatte, ist dabei gleichgültig. Es beweist nur um so mehr die Noth und das Leid, mit denen der einsame Mann sich herumschlug, und es erklärt nur um so

mehr, wie er ganz naturgemäß den Blick für die wahre staatliche Selbstherrlichkeit verlieren mußte, um dafür eine ausschweifend persönliche, private zu suchen, die logischer Weise ihn erst recht im Stich lassen mußte.

Hier auch liegt die verborgene Quelle seines unerhörten Luxus, der ihm, dem schönheitsuchenden Manne, ganz und gar nicht angeboren scheint, weil man sonst nicht begreifen könnte, wie er jahrelang Schloß Berg und Hohenschwangau, die beide recht einfach ausgestattet sind, zu seinem Lieblingsaufenthalte wählen, wie er oft noch dürftigere Einsamkeit freudig aufsuchen konnte. Der Luxus war ihm keine subjective, sondern eine objective Nothwendigkeit, da er ihm eine siegende Offenbarung der Majestät bedeutete.

Es ist offenbar — denn es ist eine Eigenthümlichkeit romantischer Naturen —, daß ein verhängnißvolles Nebeneinander von Eigenliebe, Selbstkritik und cynischer Verachtung der Umgebung ihn immer tiefer in ungesunde Anschauungen hineinführte. Von dem Zweifel an sich selbst ist, wie wir aus Geschichte, Literatur und Leben genugsam wissen sollten, der Weg zu dem Wahne, von Anderen gehindert und verfolgt zu sein, ein erschrecklich naher, ganz abgesehen davon, daß menschfremde Einsamkeit zu dem Zweifel das Mißtrauen und damit die Unfähigkeit gesellt, mit Anderen und vor Allem mit sogenannten Gebildeten überhaupt noch zu leben. Und darum ist nichts so leicht zu erklären als sein Abscheu vor dem Umgange gerade mit Gebildeten, von denen er sich obendrein immerwährend kritisirt fühlte, als seine Neigung, mit gemeinen Soldaten zu verkehren, über deren Kritik er sich himmelhoch erhaben fühlte. Wie so Vieles aus seinem Leben, so hat man auch diese Neigung zu besonderen Anklagen benutzen zu sollen geglaubt. Die Gemeinheit will ja nun einmal in Allem, was ihr unbegreifbar scheint, Gemeines sehen. Das soll ihr denn auch unbenommen bleiben, derweilen wir, wenn wir von des Tages Lärm ermüdet, uns für kurze Zeit in eine Welt der Träume und der Märchen retten, als eins der liebsten und keuschesten Märchenbilder den schönen Königsjüngling sehen werden, der, losgelöst von dem Elend seiner Erdentage, uns so königlich, so überreich in blendender Majestät erscheint, wie alle andern Erdenludwige uns niemals erscheinen können.

* * *

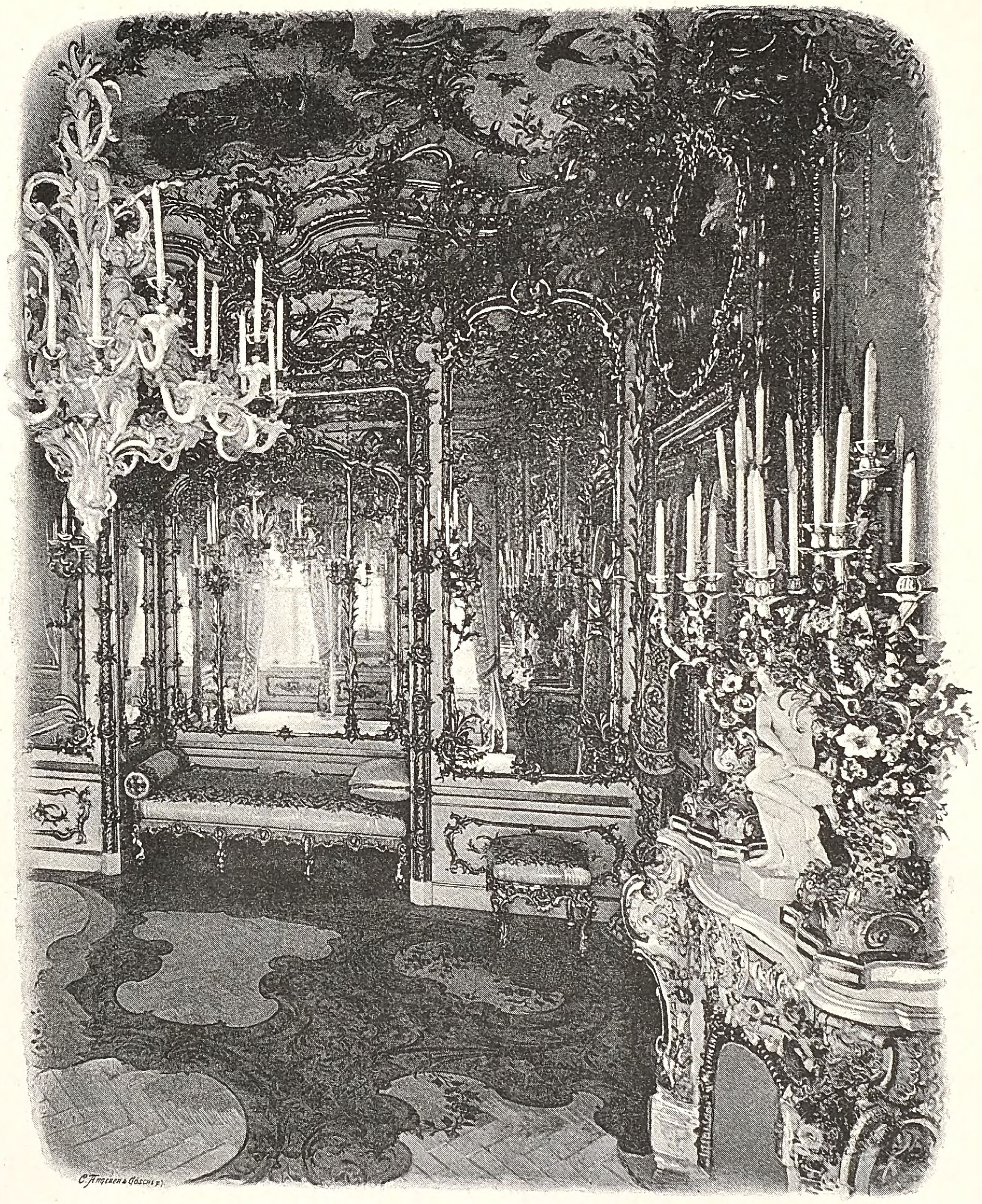
Nun hab' ich eingehender und bestimmter, als ich anfänglich wollte, meine Gedanken über den König und sein Schicksal gesagt. Aber sollte uns auf fernerer Wanderung nicht immer und wieder quälender Zweifel folgen und narren, so mußte ein über die seitherigen, meist geradezu läppischen Erklärungen hinausgehender Darstellungsversuch gemacht werden. Wir sind dabei ein gutes Stück herumgekommen und merken nun erst, daß wir nach der Versailler Gedankenreise eine Reihe weiterer Prachtgemächer Herrenchiemsees stumm und staunend durchzogen. Und dem schnellen Bilde soll sich nun ein schnelles Wort hinzugesellen:

Hier in diesem Schlafgemach hat er geschlafen. So, wie es da ist, könnt' es uns recht wohl aus einem schönen Märchen entgegenprunken. Es hat nicht ganz die Pracht jenes gold- und purpurstrotzenden, das wir schon sahen. Hier ist die Farbe blau und gold, ein Blau, wie es der König liebte, und vermuthlich das Blau der „blauen Blume." Das Bett und selbst die Matratze liegen da in blauer Seide, und dicht davor steht auf goldener Säule die blaue Glocke, die das Nachtlicht trägt. Das Bett selbst

zeigt, wie sich von selbst versteht, kunstvolle Schnitzerei und Stickerei: vorn die Toilette der Venus und hinten zu Häupten des Schläfers fällt vom Baldachin ein reicher Gobelin hernieder, der diesmal eine biblische Legende erzählt, während auf dem Plafondgemälde Apollo die Züge Ludwigs XIV. trägt. Solche für unser Gefühl peinliche Nebeneinanderstellung heidnischen und christlichen Gottesdaseins findet sich in diesem Königspalast, dem Vorbilde entsprechend, aller Augenblicke wieder. Warum es geschieht, werden wir ja sehen, wenn wir der Spur nachgehen, in welcher der französische Palaststil einherzog. Das soll denn auch geschehen, wenn wir auf unserer Wanderung soweit gelangt sind, um über unseres Ludwig Bauten soviel Uebersicht zu haben, daß wir sie miteinander vergleichen und aneinander messen können. In Versailles war dieser Raum der eigentliche Thronsaal, der Salon d'Apollon, und deshalb zeigt auch hier das Hauptgemälde den Sonnengott mit dem Sonnenwagen. Gleich dem Betschemel mit dem Christusbilde erregt das — Waschservice das allgemeine Entzücken der Beschauerinnen. Wir sind ja wieder mitten unter ihnen; sie waren so freundlich zu warten, bis wir von unserem — ach wie prosaischen — Versailler Ausfluge in ihre ach so poetische Wirklichkeit zurückkehrten. — „Da," heißt es poetisch, „kostet die Waschschüssel gewiß 3000 Mark." — „Ach, viel mehr." — „Nein, da hat man aber doch Bewunderung für ihn." — „In den Märchen ist nicht solche Pracht." — „Ich muß mir mal das Bett genau ansehen." — „Natürlich, Du!" — „Hat er wirklich drin geschlafen?" — „Ja, freilich!" Fast einen noch reizvolleren, man könnte sagen verliebten Eindruck macht das nebenan befindliche Toilettenzimmer in seiner lichtrothen Seidenherrlichkeit. Es ist ein Zimmer voll behaglichsten Reizes, das zu der schweren gewichtigen Pracht anderer Räume gar lieblich contrastirt. Unser Bild giebt ja das Wesentliche sehr hübsch wieder. Die Büste da ist diejenige Maria Antoinette's. Hier auch gelangt man zu einem ganz kleinen gelbseidenen Kabinet nebst Lesetischchen und so weiter, das aber der alltäglichen Neugierde nicht gezeigt zu werden braucht und deshalb auch nicht gezeigt wird.

„Komm mal her," meint im nächsten Zimmer eine junge Frau zu ihrem jungen Manne, „hier hat er geschrieben, da sind Tintenklexe." — „Ach Gott, ja!" erwidert er verständnißvoll. Worauf alle Welt die lieben Tintenklexe bewundert. Wir sind nämlich jetzt im Arbeitszimmer des Königs, das mit seinem lichten lachenden Grün den, der da schrieb, hätte ermuntern müssen, immer lichte, hoffnungsfreudige Gedanken niederzuschreiben. Da der Kostenpunkt bei all dem Staunen und all den Erklärungen immer wieder erfolgreich seine Rolle spielt, so müssen wir gewissenhaft berichten, daß der in Paris nach Versailler Muster gebaute Schreibtisch 65 000 Mark gekostet haben soll. Hier, wie in anderen Räumen standen Bilder der französischen Königsfamilie, sie sind aber nebst noch öfteren Abbildungen Ludwigs XIV., ohne dem Eindruck der Räume zu schaden, hinweggenommen worden.

Wieder und wieder kommt man auf dieser märchenhaften Wanderung zu dem einen Gedanken zurück, daß jeder neue Raum eine neue berückende Enttäuschung bringt. Jedesmal dachte man, der jetzige Eindruck könne nicht wieder erreicht werden, da öffnet sich die Thür und wieder ist das Erstaunen da. Wie das bei 90 ausgestatteten Räumen geworden wäre, das läßt sich nun freilich nicht so ohne Weiteres denken. Die fertigen sechzehn machen Einem Schauen und Staunen sauer genug. Nach dem Arbeitszimmer wetteifern der ovale Salon, das Jagd- und Speisezimmer die Herrlichkeit des Gesehenen in den Schatten ihrer eigenen Herrlichkeit zu schieben. Hier auch feiert das Meißener Porzellan seine vielgestaltigen Triumphe bald als Bild, Büste oder mächtiges Blumenbouquet, wie beispielsweise ein solches den Speisetisch ziert.



Zweite Ansicht des Ruhezimmers.

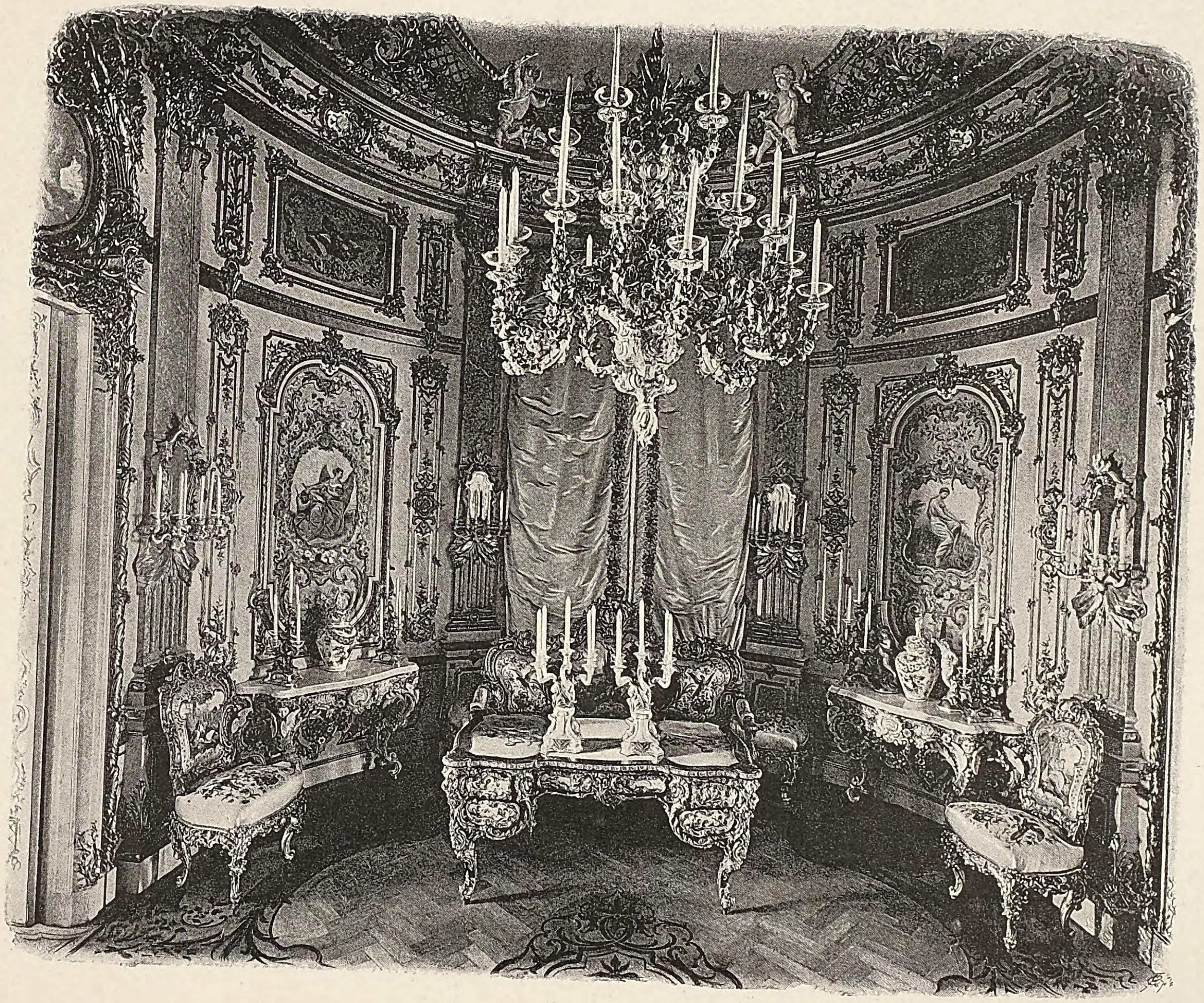
Es giebt — die sächsischen ausgenommen — keine andern Fürstensitze, die das Porzellan in gleich hinreißender Weise als Dekoration verwendet zeigen, wie gerade Herrenchiemsee. Was der ovale Salon unsres Schlosses hierin sehen läßt, ist einfach herrlich. Dabei prangt gerade die ganze Art und Weise der Verwendung dieses Dekorationsmittels bei aller Farbenpracht und allem Arabeskenreiz in einer gesunden, heitere Kraft in sich tragenden Anmuth. Indem ich aber das Porzellan überhaupt erwähnen muß, sage ich dem Kundigen mit der Bemerkung nichts Neues, daß die Prachträume Herrenchiemsees keineswegs in einem einheitlichen Stil Louis XIV. gehalten sind. Ihre Dekoration schweift von dem strengen klassizirenden Stil Le Pautre's zu Jean Berain und von diesem über den Regence-Stil hinaus zu Louis XV., ja bis zu Louis XVI. Diese Mannigfaltigkeit nachzuweisen und in ihr Absicht und Einheit zu finden, mag eine lohnende Aufgabe sein, weil ihre Lösung in erster Linie dazu beitragen wird, das Genie unseres Ludwig dem allgemeinen Urtheil zugänglich zu machen. Denn daß dieses Schweifen von Louis XIV. zu Louis XVI. kein unabsichtliches ist, sieht sich selbst bei der üblichen zu Hast und Schnelligkeit verurtheilten Betrachtung des Schlosses. Es scheint, als ob der König eingedenk der Thatsache, daß der französische Königsstil trotz aller characteristischen Verschiedenheit seiner hauptsächlichsten Schöpfer und Vertreter von Ludwig XIV., oder richtiger von Anna von Oestreich angefangen, bis zum Untergange der Bourbonen in seinem eigensten Wesen sich gleich bleibt — denn im Stil Louis XVI. findet man, wenn auch modifizirt in Form und Farbe, Le Pautre wieder — die Absicht hatte, diesen Königsstil in Herrenchiemsee zum Gesammtausdruck zu bringen.

Die in der ersten Regierungszeit des großen Ludwig geltende und immer siegreicher herrschende Kunstweise Le Pautre's bildet wie die Grundlage des französischen Königsstils so auch in Herrenchiemsee das Leitmotiv, das wohl von dem Zauber und der Werdelust der später Kommenden übertönt werden kann, aber dennoch immer wieder zu seiner zwingenden Geltung kommt. Es ist die Herrschaft des in goldener Gewandung strotzenden Pompes, die hier in Herrenchiemsee alles unter sich drückt, wie sie in jener Zeit alles unter sich drückte, da sie die eigentliche Scheidung fürstlicher und bürgerlicher Dekoration vollzog. Zu dem neuen, sichern Glanze der Majestät gesellte sich der Glanz des Goldes. Dieses allein konnte auch den äußern Widerschein der Königsmacht zeigen. Georg Hirth hat den neuen Prachtstil den Stil Mazarin genannt, weil dieser noch vor der eigentlichen Regierung Ludwigs XIV. bereits im Palais Mazarin zur Herrschaft gelangt war. Offenbar hat der geistreiche Kunsthistoriker dabei an die Wechselwirkung von Politik und Kunst gedacht, wie wir sie seit Taine zu betrachten gewöhnt sind. Dieser Prachtstil ist einfach der äußere Ausdruck der Politik Mazarin's und seiner ganzen Betrachtungsweise des modernen französischen Königthums. Dieser Prachtstil verkündet, daß die patriarchalische Zeit, da der König primus inter pares war, dahin ist. Dieser Prachtstil verkündet, daß ein Etwas im Staate herangewachsen ist, dem endlich imponirt werden muß. Dieses Etwas ist das Volk und diesem Volke streut der kluge Italiener französisches Gold in die Augen. Dieser Stil hebt die Majestät hinauf zu unnahbarer Höhe, und indem er das thut, drückt er das Volk, das Pariser Volk, das nicht selten Lust verspürte, seinen König zu Rede und Antwort zu zwingen, weit fort vom König. Wie sich die Aristokratie dieses Stils bemächtigte, wie er nach und nach wieder bürgerliche Neigungen annimmt, wie bürgerliche Neigung zu immer größerem Prachtgefühl heranwächst, um in unserer Zeit den von Mazarin geschaffenen Gegensatz von königlicher und bürgerlicher Lebensführung nicht bloß hinwegzufegen, sondern zuweilen gar höchst

gesteigertes plebejisches Prachtgelüste über königliche Lebensführung hinauszutragen — das in beständigem Hinblick auf die politische Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte nachzuweisen, um daraus für unser und das kommende Zeitalter der Weisheit letzten Schluß zu ziehen, möchte wohl keine überflüssige Arbeit sein. Ich denke mir, daß Ludwig II. in seinen gesunden Tagen nicht wenig nachdachte gerade über diese Wechselwirkung von Politik und Kunst und daß er aus solchem Nachdenken keineswegs gesunde Nahrung zog. O mein Ludwig, wenn Du auch das noch erlebt hättest, daß der Schwiegersohn eines deutschen Kaisers eine einem ganz gewöhnlichen sterblichen Berliner gehörende, allerdings „pompös" eingerichtete Villa zu dauerndem Wohnsitz miethet, da hättest Du vermuthlich doch das Geheimniß der Kampenwand durchbrochen und statt der lumpigen Millionen, die Dir eine verständnißlose Mitwelt versagte, hättest Du reines Gold gesucht und in „Haufen ohne Zahl" gefunden und Du hättest es hinauf auf den Falkenstein tragen lassen und dort oben auf seiner Höhe wäre das goldene Schloß erstanden, dessen Widerschein weit in die Lande hätte leuchten müssen: „Ich, der König!!!"

Aber! Einmal wohl konnte das Gold das Volk vom König trennen. Es scheint, es konnte oder kann auch einmal den König mit dem Volke verbinden und gerade dadurch verbinden, daß es sich abseits von Volk und König stellt mitten in das industrielle Bürgerthum hinein. Die Majestät Ludwigs II. sah und fühlte offenbar die brutale Concurrenz dieses industriellen Bürgergoldes und es ward ihm zur krankhaften Lust, noch einmal Königsgold dieselben glänzenden Triumphe feiern zu lassen, die es in 1½ Jahrhunderten bourbonischer Größe gefeiert hatte. Diese Wiederholung war ihm der Trost, während das Neue, das Kommende ihm Hoffnung und Verheißung hätte sein sollen. Wenn er aus dem Vergleich von Politik und Kunst den rechten Schluß hätte ziehen können, würde er gewußt haben, daß der Bauer bleibt und daß der König ewig wiederkommt. —

Im Uebrigen haben wir schon früher gezeigt, in welch sinnbethörender, um nicht zu sagen protziger Weise die „dorure", die Vergoldung, als Dekorationsmittel in ganz Herrenchiemsee zur Geltung gelangt ist. Was man dabei vermissen muß, ist das eigentliche „meuble d'Apparat", das Möbel aus Gold und Silber, das bei Ludwig XIV. eine Rolle spielte, bis dieser es im Jahre 1689 „zu Kriegszwecken" einschmelzen ließ. Was er beiläufig aber nur deshalb fertig bekam, weil sein Geschmack inzwischen in bequemeren Neigungen sich gefiel. Le Pautre war ihm zu „römisch" geworden und so hatte er ihn durch Jean Berain ersetzt, der unendlich mehr Ornamentiker war und nichts von der kräftigen classizirenden Weise des ersteren hatte, was aber nicht hindert, daß Le Pautre das echte, künstlerische Widerbild des mächtigen, ruhmsüchtigen und dabei mäßigen Ludwig bleibt. An Stelle des Prunkes, der sich selbst genug ist, tritt mit Berain die Prunksucht, die sich nicht genug ist und daher zugleich Bequemlichkeit werden will. Mehr als einmal tritt uns hier in diesen Gemächern die verschiedene Weise der beiden Meister entgegen. Einzelne Säle zeigen ganz und gar das Ideal Le Pautre's, die „nach innen gekehrte und gleichzeitig verstärkte Architectur der italienischen Hochrenaissance". Anderntheils zeigt schon ein Blick auf die allenthalben sich in den Weg stellenden cheminées à la royale mit ihren Spiegeln, Standuhren und Vasen, daß Le Pautre hier keineswegs Alleinherrscher ist. Zu ihm gesellt sich nicht bloß Berain: die Boule, Watteau, Meissonnier und Boucher kommen alle nacheinander und nebeneinander zum Wort. Und nicht bloß sie; denn der ungeahnte Glanz der decorativen Künste dankte ein gut Theil seiner Entfaltung der Erfindung und der Entwickelung des Porzellans und damit August dem Starken und den Künstlern



Der ovale Salon.

dieses Fürsten, der an Kunstsinn und Kunstleistung jedenfalls originaler dasteht als Ludwig XIV. und zum Vergleich mit Ludwig II. nicht eben verlegen herausfordert.

Wesentlich characteristisch bleibt gerade bei all dieser Mannigfaltigkeit, bei diesem Neben- und Ineinander des Barock, Rocailles und Rococo die fast constante Wahl schwerer, satter Farben; denn von den hellen Neutris ist es fast immer das Gold und wieder das Gold, das aus der pompösen Farbenwonne herausstrahlt.

Es ist, wie ich schon wiederholt sagte, hier nicht der Ort, den ganzen künstlerischen Habitus dieser Schlösser zu zergliedern und den Reichthum ihrer Motive nachzuweisen. Dazu bedürfte es anderer Raumverhältnisse als derjenigen unseres Buches und im Wesentlichen auch ganz anderer Leser. Wer die Champeaux, Viollet Le Duc, die Lübke, Havard, Hirth, Gurlitt und wie sie sonst noch heißen, kennt, der wird ohnehin bei der Betrachtung unserer Bilder genügenden Aufschluß finden und dem Laien das Vergnügen gönnen, in ihm verständlicher Weise von Saal zu Saal, von Schloß zu Schloß geführt zu werden. Der Eine, der eher als jeder Andere die ganze große reiche Arbeit, die diese Schlösser kosteten, und mit ihr zugleich den sie tragenden künstlerischen Geist beschreiben könnte ist der Oberbaurath Hofmann. Er ist es, der allein nachweisen kann, wo das Genie Ludwigs sich mit dem seinen deckte, wo es freie, wo es vorgezeichnete Wege ging. Ihn hat seines Königs Vertrauen an die oberste leitende Stelle dieser Prachtbauten gestellt gehabt und so bleibt ihm allein die Sendung, über diese Bauten und ihren königlichen Herrn ein entscheidendes Wort zu sagen. Für uns aber war es keine überflüssige Wahrnehmung, daß das eigentliche Entzücken der Beschauer erst beim Anblick des ovalen und des hellblauen Salon aus Rand und Band gerieth, nachdem allerdings bereits das rosarothe Cabinet mit der Büste der Marie Antoinette dem seither so ernsten, bewundernden Staunen einmal eine heitere Betrachtung hatte folgen lassen. Es ist keine Frage, daß gerade diese Räume immer lauter gepriesen werden, je mehr sich unsere Neigungen wieder dem eigentlichen Blumenstil des vorigen Jahrhunderts nähern.

Nun muß ich aber doch auch erwähnen, daß der große Speisetisch, den unsere Bilder wiederholt zeigen, ein von Jedermann angestauntes „Tischlein deck dich“ ist. Wir werden ja in Neuschwanstein und Linderhof einige andere Eigenheiten der königlichen Geschmacksrichtung kennen lernen, die einer heutigen Betrachtung nach ein wenig in's Reich des Märchens und der Fabel gehören. Aus welchem Grunde, weiß der Himmel. Daß jedes große Hotel einen „Lift“ und jede reichere Haushaltung einen Speisenaufzug hat, wird von der Menge eben so gleichgiltig aufgenommen wie das Wunder des Telephon oder des Phonographen. Aber daß ein König einen Versenkungstisch im Speisezimmer stehen hat, um nicht beim besten Bissen von Lakaiengesichtern gelangweilt zu werden, das ist mindestens geheimnißvoll und interessant. Nun, so mag es denn so sein; und so wollen wir denn bemerken, daß der König einmal bald mit in die Tiefe gestürzt wäre und seit dieser Zeit nicht gerade seine Freude an diesem Tische hatte.

Daß unser Ludwig im Uebrigen nicht selten hier gespeist haben muß und beim Speisen nicht eben kurze Zeit verweilte, zeigt ein intimer Blick auf den von ihm benutzten Stuhl recht deutlich. Nicht selten muß er bald mit seinem kräftigen Arm sich schwer auf die Lehne gestützt, bald diese Lehne mit breiter, ungeduldiger Hand umfaßt haben, da Purpur und Gold an dieser Stelle gründlich verbraucht sind. An diesem Tisch hat nur noch ein einziger Sterblicher gesessen: der Hoffourier Hesselschwerdt, derselbe, der in dem bayrischen Königsdrama eine Rolle gespielt hat, die man wenigstens in der Bühnen-



Procédé Boussod Valadon & C^{ie}

Herrenchiemsee _ Badetoilettezimmer

sprache eine „dankbare" nennen würde und dereinst vielleicht auch nennen wird. An dem Tage, da er seinen königlichen Herrn in diese fertigen Räume führte, durfte er diesem gegenüber sitzen und mit ihm speisen . . .

Von hier aus weist der Durchblick auf die früher erwähnte kleine Spiegelgallerie, in der sich der König nach Tisch zu ergehen pflegte. „Hier am Fenster hat er gewiß zuweilen sinnend hinausgesehen", meint eine Frau, da wir eben eingetreten sind. Und sie sagt es laut genug, daß es die Andern hören. Und die Andern seufzen.

Wieder öffnet sich die Thür und wieder stoßen wir auf Unfertiges, auf kaum Begonnenes und nunmehr für alle Zeit sich selbst Ueberlassenes. Solch ein eisiger Contrast fühlt sich nur, er beschreibt



Wandgemälde im Badezimmer.

sich nicht, aber er öffnet nur um so beredter das Verständniß für das, was in gleicher Unfertigkeit begann und zu einer Vollendung ohne gleichen ausgestaltet wurde.

„Nun sind wir nämlich fertig", meint der behagliche Cicerone. Aber wir sind es doch noch nicht. Der Weg führt nach unten. Auf schwanker Holztreppe geht es unter Bretterwerk dahin zum Bade, das einen gar gewaltigen Umfang hat. Es ist über fünf Fuß tief und mißt ungefähr zehn Meter im Durchmesser, so daß der König sich leidlich darin ausschwimmen konnte. Der Eindruck ist durch die Bretter, die über dasselbe zum Toilettenzimmer hinüber führen, nicht eben gehoben worden. Die Wand- und Deckengemälde erzählen von der Geburt und der Toilette der schönen Frau Venus, sind aber keineswegs zur Zufriedenheit des Königs ausgefallen. Jedenfalls ließ er sie regelmäßig verhängen.

Wir gehen hinüber zu einer letzten Thür hinein und ein letztes großes Staunen zwingt uns noch einmal in neue Bewunderung zurück: das Badetoilettezimmer hat sich aufgethan und neue Herrlichkeit erschlossen. Der ganze Character dieses Raumes ist durch und durch weiblich, wobei man nun freilich nicht an die Psyche der gepuderten Reifrockdamen zu denken braucht. Die isochrome Dekoration feiert hier ihren schönsten Triumph. Der prächtige Raum verliert sich förmlich in unabsehbare Weite hinaus. Im Uebrigen ist es im Wesentlichen nur Prunkstück. Von hier aus führt eine Wendeltreppe hinauf in das eigentliche Toilettezimmer. Wie so Manches in diesem Schlosse ist auch der reizende Lüstre nur Modell: er sollte in Elfenbein ausgeführt werden, macht sich aber auch so ganz hübsch, was man in einer Zeit, da Alles auf den Schein hinaus ist, eigentlich kaum zu bemerken nöthig hat. Eine der Damen findet bei allem Entzücken das Sopha unbequem und probirt es, so gut es eben geht. Ist es da ein Wunder, wenn man bei all dem freilich durchaus nicht bös gemeinten Geschwätz wieder und wieder den



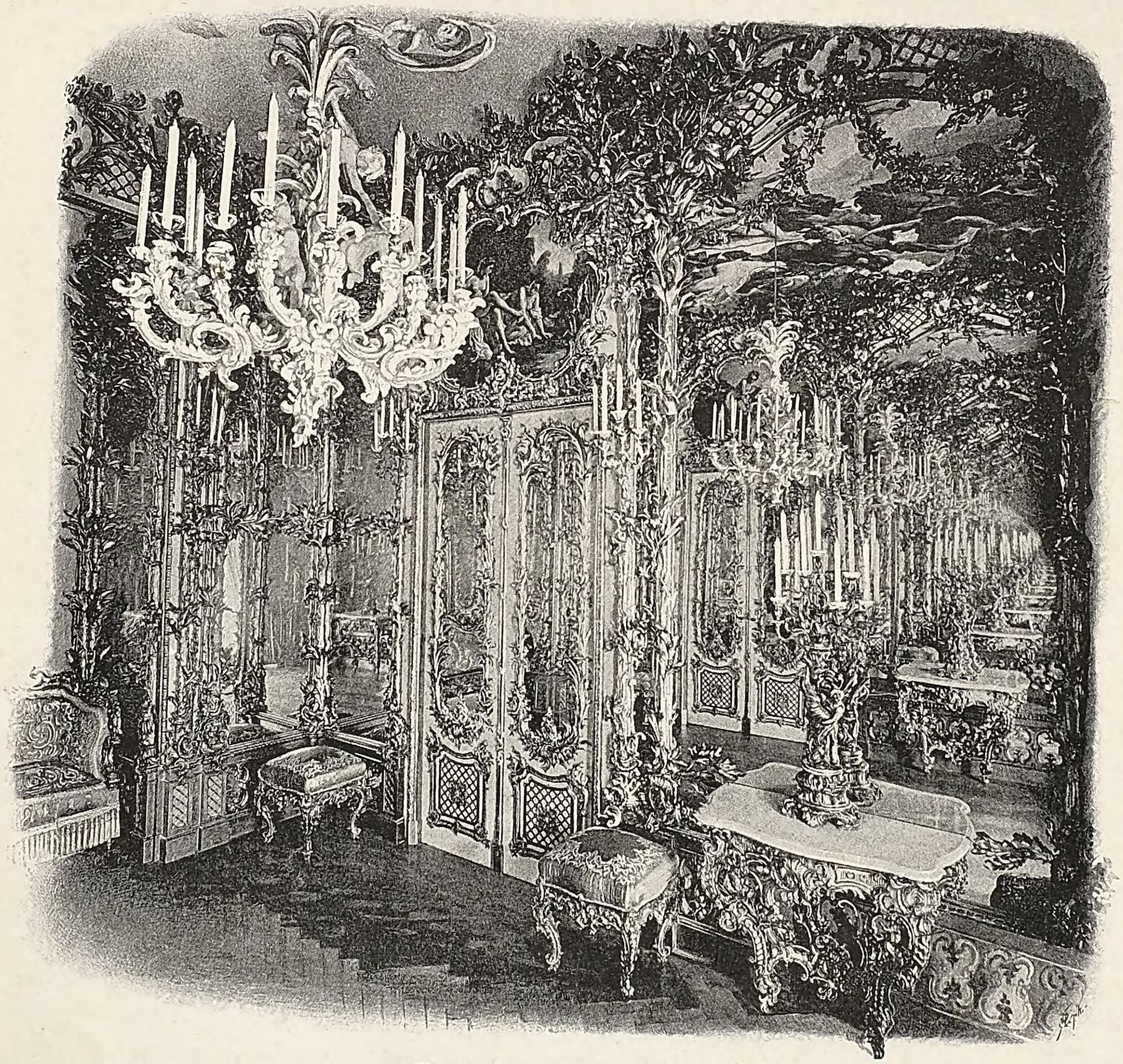
Weitere Ansicht des Wandgemäldes im Badezimmer.

zürnenden Schatten des stolzen Königs sieht? Es ist, als ob dieser Schatten zu Fleisch und Bein werden müßte, um die Gaffer hinauspeitschen zu können aus diesem Tempel königlicher Pracht und königlicher Weltverachtung. Aber — es bleibt beim zürnenden Schatten und wir treten ungehindert in's Freie.

* * *

Wer Zeit hat, wird nicht ohne Vortheil einen Tag auf der Herreninsel verweilen. Die Meisten freilich jagen voll der neuen Eindrücke nach Besichtigung des Schlosses davon und neuen Eindrücken entgegen. Das sogenannte alte Schloß wird kaum beachtet; man fragt nicht einmal nach ihm, obwohl ein großer, schattiger Restaurationsgarten dicht vor demselben hergerichtet ist, von dem aus selbst ein müder Zecher neugierig auf dasselbe werden müßte. Während der Jahre des neuen Schloßbaues pflegte König Ludwig hier abzusteigen und von hier aus Stunden lang hinüberzuschauen auf das werdende Tusculum des Königthums. Wer lauschen will, dem erzählen zudem Geschichte und Sage genug: im achten Jahrhundert schon wurde hier ein Benedictinerkloster errichtet, woher denn der Name Herrenwörth seinen Ursprung nahm. Das freilich soll uns hier gleichgiltig sein. Da, wo Geschichte und Sage zu dem

Dasein unseres Ludwig in engstes Berühren treten, wie vor Allem in Hohenschwangaus berauschender Waldeinsamkeit, dürfen wir der Lockung folgen und eintreten in ihren Zauberkreis. Hier genügt es zu wissen, daß der König die Insel im Jahre 1873 kaufte, nachdem er, ich weiß nicht ob zufällig, gehört

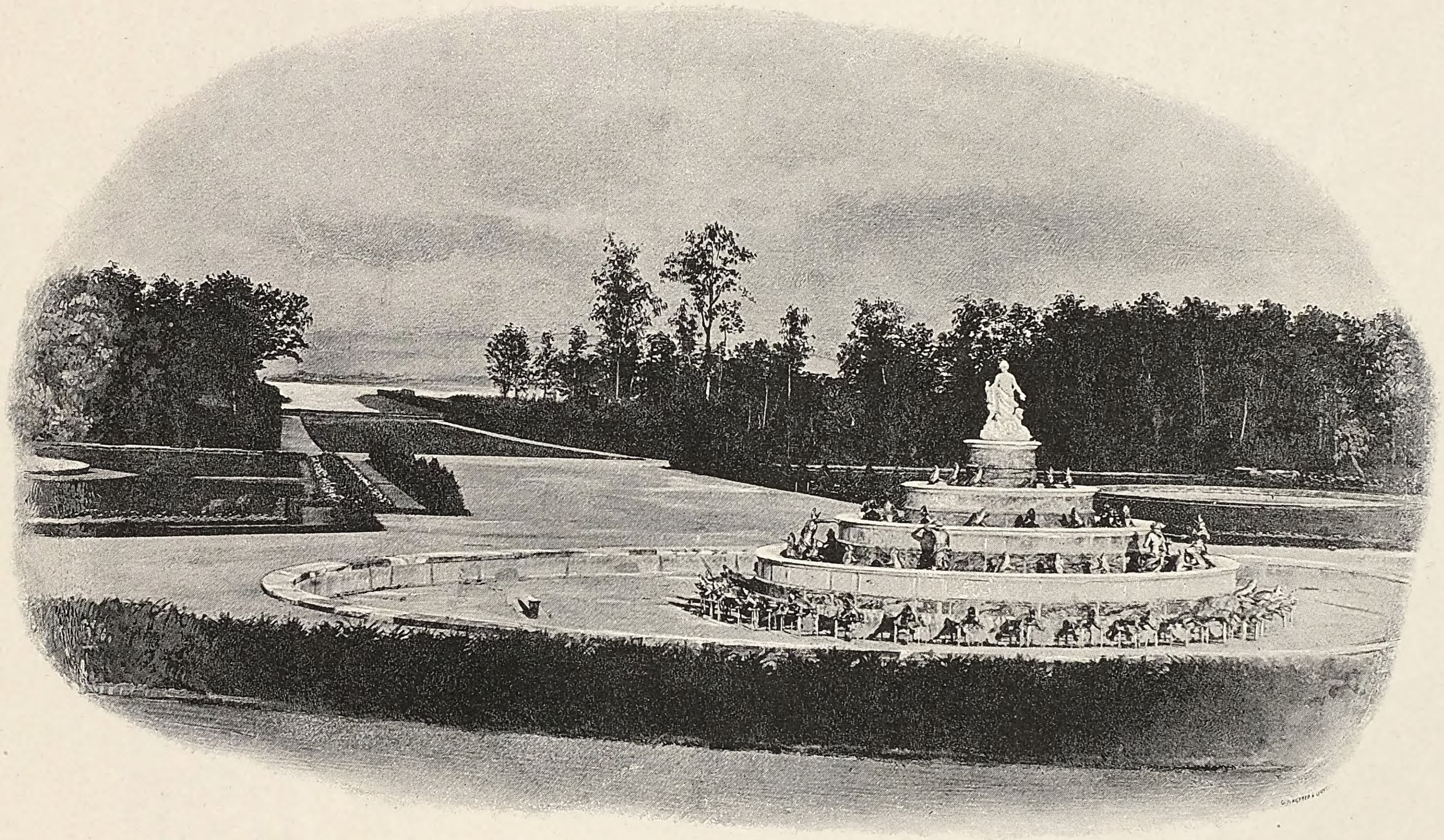


Weitere Ansicht des Badetoilettezimmers.

hatte, daß ihre schöne reiche Waldung dem Treiben gewinnsüchtiger Holzspeculanten zum Opfer zu fallen drohe, nachdem übrigens das alte Kloster seit der Säkularisirung in ein — Brauhaus umgewandelt worden war. Jedenfalls schien sie seiner Absicht besser zu entsprechen, als irgend ein anderes stilles

Eiland in der Nähe seiner Berge: zu Füßen des Säulings ließ sich wohl das hohe Lied der deutschen Ritterherrlichkeit in einer Burg Neuschwanstein nachgestalten; Schloß Linderhof durfte sich verstecken und verbergen in Waldruhe und Waldeinsamkeit, wie eine weltmüde Schöne sich versteckt und verbirgt; Schloß Herrenchiemsee aber verlangte seiner ganzen Natur nach den großausschweifenden Raum, auf dem es ragen konnte in großausschweifender Pracht- und Ruhmlust. Ueber 200 Hectare Land umfaßt die Herreninsel; es ist ein kleines Reich für sich, fern den Menschen und nahe nur dem trennenden Wasser. So mußte sie schon deshalb dem Könige gefallen, der in den schlimmen Stunden krankhaften Verzagens ohnehin weit fort von seinem schönen Bayernlande sich träumte auf ein Inselreich hinaus, da die Menschen keine Menschen wären, da König Ludwig König sei. Sobald einmal die Wahl getroffen, ging es an die Arbeit mit der sich selbst zerstörenden und dennoch herrlichen Rücksichtslosigkeit, die nun freilich kein Merkmal unserer gesunden Tage ist, die aber gerade darum uns immer wieder verführt, den kranken König auch darum zu loben und zu preisen, daß er so ganz anders war, als wir sind. Er selbst scheute nicht den weiten beschwerlichen Weg, der von seinem Linderhof, seinem Hohenschwangau bis hier heraus führt. Und wie er die Mühe der Reise nicht scheute, vielleicht im Hinblick auf die werdende große That nicht einmal spürte, so war er gleichgiltig für die Mühe der Andern. Jeder Stein des riesigen Baus mußte stunden- und meilenweit hergeholt werden; ein zwei-, drei-, vierfaches Verladen steigerte den Herstellungspreis in's Fabelhafte: er wäre nicht Er gewesen, wenn er dafür auch nur ein mitleidiges Regen verspürt hätte. In Linderhof mußten die trotzigen Felsen jahrelang unterwühlt und gesprengt werden. Ach ja, es war schrecklich, daß ein König aufgehalten wurde durch den Titanentrotz der Natur. Aber der Titanentrotz wurde endlich doch gebeugt und da, wo alles Menschenwerk zu scheitern schien, prunken die glänzendsten Paläste des Jahrhunderts.

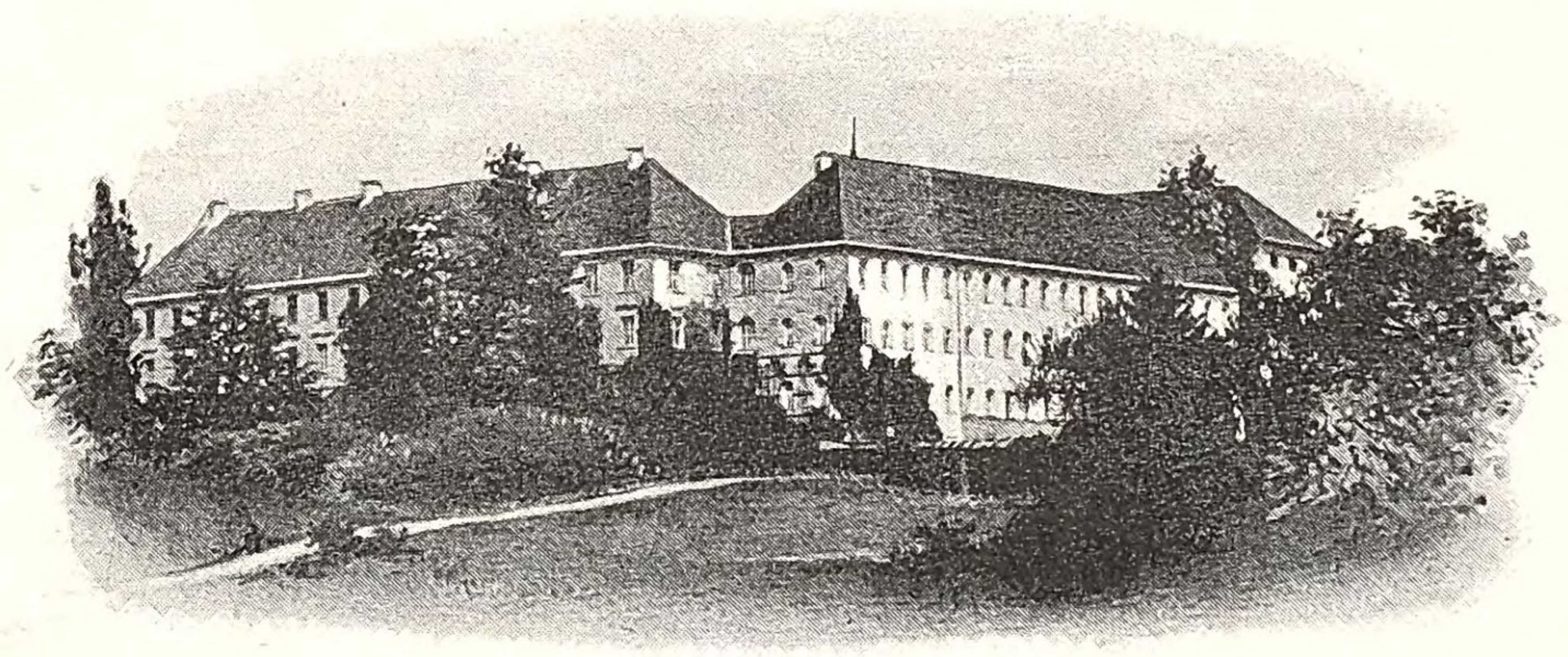
Nachdem wir ausgeruht, denn schon die bloße Besichtigung des Prachtpalastes ermüdet, gingen wir in's alte Schloß. Es zeigt die von König Ludwig bewohnt gewesenen Räume angeblich so, wie sie waren. Das eine oder andere Bild, an dem sein Auge sich zu laben pflegte, fehlt. Die ganze Einrichtung ist mehr als einfach; sie bestätigt von neuem, daß ihm der Prunk ein königliches, aber keineswegs ein persönliches Bedürfniß war. In dem großen, alten, nackten Saale ging er bei schlechtem Wetter oft stundenlang auf und nieder. Wie immer allein. Ob ihm die Wandbilder der römischen Kaiser, die den ganzen Saal schmücken, eine Gesellschaft sein konnten? Just das Fenster, vor dem er so oft zu stehen pflegte, von dem aus er sein Prachtschloß werden sah, zeigt an dem einen Pfeiler Nero und an dem andern Caligula. Hier ist's eine Frau, die uns geleitet. Während dort unten im Prachtschloß der Führer ganz naturgemäß zur Maschine geworden, hat hier die seltenere Gelegenheit vom geliebten König zu sprechen noch ein lebendiges Gefühl erhalten. Er wäre so seelensgut gewesen und so einfach und so groß, so schön! Und Boeuf à la mode mit Sauce, mit viel Sauce hätte er zu gern gegessen. Und auch Kuchen, viel Kuchen. Und dort unten das unheimliche Prachtschloß wolle sie nimmer sehen und wenn sie sterben müßt'. Wir durchwandern einen Raum nach dem andern: überall dieselbe Einfachheit. Hie und da erinnert etwas an französisches Königthum, hie und da etwas an den Schwan. Dort steht auch Hohenschwangau aus Holz geschnitzt; im Schlafzimmer fehlt selbst der Stiefelknecht nicht. Das Bett ist wieder blau; das Crucifix hängt drüber und trägt obendrein eine Inventarnummer. „Da hat er Café getrunken, Se. Majestät", heißt es weiter. „Hier hat er geschrieben, Se. Majestät", heißt es dann.



Latonabrunnen mit Umgebung.

Für Den, der Pracht sucht, ist hier nichts zu sehen. Wer aber den König finden möchte, mag nicht vergeblich kommen. Dort drüben die tönende Pracht und hier die schweigende Einfalt: da läßt sich schon forschen nach der unverstandenen Königsseele.

Dem so bewegten und doch so lichten Tage folgte ein Abend, der die Lust begreifen läßt, mit welcher Münchens Künstler das Gestade des Chiemsees preisen und die Fraueninsel aufsuchen. Mit dem Abend kam der Mond heraufgezogen in voller silberner Gewandung. Da stiegen wir in den Einbaum und steuerten in den See. Um Mitternacht kam der König gewöhnlich am Chiemsee an, die eigens für ihn gebaute Straße entlang, von deren Ende die Herreninsel am ehesten zu erreichen war. Dann ließ er sich hinüber rudern im schlichten Königsschiff und hinein ging der Weg aus dem See in den Canal, der zu dem Wunderschlosse führt. In tausend und abertausend Lichtern grüßte es ihm entgegen, in hochaufjubelnder Daseinslust sprühten die kunstvollen Wasser ihr Willkommen empor.



Das alte Schloß.

Auch wir rudern dem Canal zu, wir münden ein. Aber die Lichter sind erloschen und die Wasser sind verstummt. Die Trauer will Herr über uns werden und dabei athmet die Mondscheinnacht seligen Frieden. Wir steigen aus und gehen entlang dem Schlosse zu. Wieder stellt sich die Unfertigkeit der so großartig geplanten Anlagen in den Weg. Das Apollo-Bassin sollte auch hier den Triumph des Sonnengottes hinaustragen, von ihm aus sollten zum Canal hin auf beiden Seiten prächtige Statuen stehen; so aber stehen sie nur auf dem Papier. Aber was im Tageslicht in seiner Unfertigkeit geradezu verletzte, das verklärt sich im Mondenschein und zwingt zum Mitleid. Eine ganze reiche Götterwelt sollte hier zu neuem Marmordasein erstehen und im Verein mit jenem Prachtpalast illustrirte Weltgeschichte werden. Zwischen der Großen Allee und dem Apollo-Bassin sollte sich ein Halbkreis anderer marmorner Gestalten ziehen, und weiter zurück die Allee entlang und herum um den Latonabrunnen (Pourtour de Latone) sollten sich ganz in Versailler Weise, wenn auch hie und da nach freiem Ermessen des Königs, bestimmte Standbilder und Hermen stellen. Von alledem ist eigentlich nur der Latonabrunnen, der „Froschbrunnen", fertig, der offenbar auf die landläufigen Beschauer mehr als verblüffend wirkt. Man schüttelt den Kopf, denkt an den König und geht weiter. Würden die Wasser noch springen, dann wäre der Eindruck vermuthlich ein ganz anderer. Die vergoldeten Frösche, Halbfrösche und Schild-

kröten prahlen freilich in einer noch zu frischen aufdringlichen Vergoldung, als daß man Respect vor ihnen haben sollte. Durch den sprudelnden Gischt der Wasser mußte dieses Gold aber gerade bei Nacht zu um so geheimnißvollerer Wirkung kommen. Der König, der die Nacht zum Tage machte, der die Menschen floh, mag gerade hier vor diesem Brunnen wieder und wieder geträumt haben. Daß das verfolgte Götterbild dort oben ihm doch hätte sagen können, daß trotzdem und trotzalledem das Gift der Gemeinheit vergeblich nach dem Schönen trachtet. Da zischt und geifert es zu ihr hinauf, um sie herum und über sie hinaus: sie aber steht ungetroffen und der unbefleckte Marmor kündet die unbefleckte Seele. Wie in Versailles dies Marmorbild der Göttin wohl die reifste Leistung Marsy's darstellt, so ist es auch hier in Hautmann's Nachbildung von überwältigender Schönheit. Die Ausführung weicht vom Original



Die Fraueninsel.

ab. Ob auch hier auf Wunsch des Königs, steht dahin. Während dort die Göttin niederkniet, steht sie hier aufrecht und bringt damit den Sieg des Schönen nur um so eindringlicher zum Ausdruck. Wieder und wieder wendet sich das Auge zu diesem Bilde hin und wieder und wieder giebt es einem Jedem, der da kämpfen will und kämpfen muß, frohes Geleite.

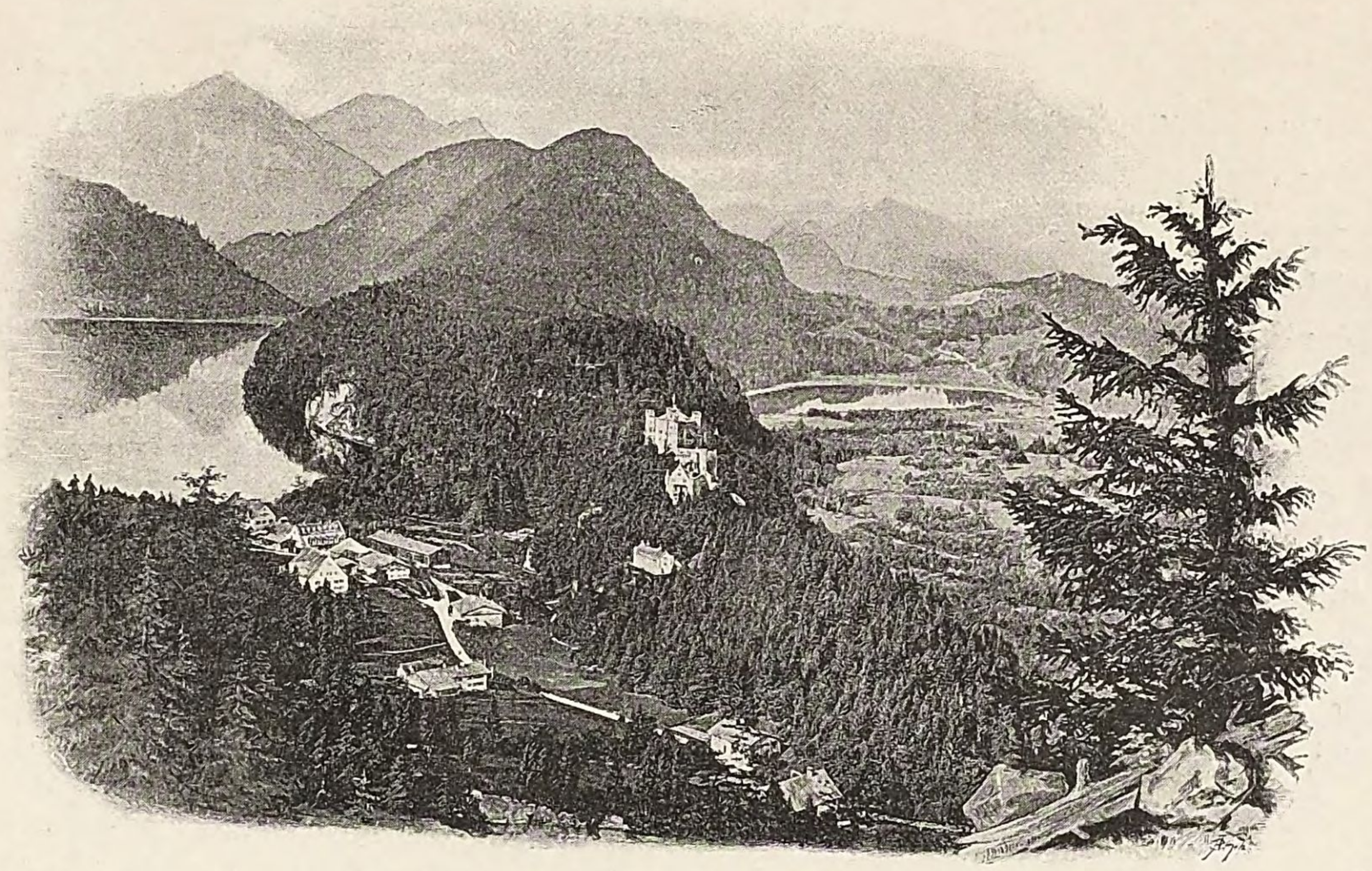
Wir gehen endlich weiter und vor uns prangt der Königsbau. Auch er ist ja nicht fertig und dadurch, daß der eine Flügel über den Boden nicht hinauskam, während der andere fertig neben dem mächtigen Mittelbau steht, vorschnellem Urtheil unterworfen. Denkt man sich aber den einen hinzu oder auch den andern hinweg, dann läßt auch hier der Eindruck nichts zu wünschen übrig. Aehnlich wie in Versailles verbirgt sich freilich auch hier der mächtige Bau ein wenig, sobald man unten vor den zu dem Wasserparterre hinaufführenden 80 Meter langen Stufen weilt. Sind wir aber oben, da steht er vor uns, ein ganzer Ludwig der — Vierzehnte. Er strömt, sicher und heiter in seiner Kraft ruhend, volle,

satte Königsmacht hinaus in die staunende Nacht. Wir blicken unwillkürlich hinauf zur Spiegelgallerie und erwarten jeden Augenblick geblendet zu werden von vieltausendfachem Lichterglanz, wir schauen unwillkürlich zurück auf die zielbewußten Gartenzeilen Le Nôtre's und erwarten jeden Augenblick die Stille verdrängt zu sehen von hochaufrasenden Wassern. Aber Alles bleibt still: kein Ton, kein Laut in der ganzen, großen Einsamkeit. Und auch der Schatten da, der vom — Fortunabrunnen lang und breit herüberzudrohen scheint, ist ohne Leben.

Es ist spät geworden; wir suchen den Heimweg. Wieder fahren wir über den See dahin. Nach solchem Schauen lockt die Sage. In dem schweigenden See sucht das Auge ein anderes Königsschloß. Aber ein gesünderer Gedanke trägt uns weit fort von ihm und seiner Zauberweise: Wieder sind wir auf groß und weit sich dehnendem Wasser und wieder steht vor unserm Auge auf einem Eiland ein hochragender Menschenbau. Eine Welt voll Duft, Farbe und Leben strömt von dort aus zu uns her. Das Eiland war einst öder Fels. Kein Baum, kein Strauch und keine Blume wuchs auf diesem spröden Boden. Da kam ein Menschenkind und sagte: hier soll ein Paradies werden. Und hier ward ein Paradies.

Als die gewaltige That gethan, als das sprödeste Eiland der „Blüthenthron des Frühlings" geworden, da stellte der kühne Erbauer ein einziges Wort in goldenen Lettern auf die Höhe seines Zaubergartens, damit es weit hinaus rage und mit einem Bekenntniß ein Geheimniß künde. Kommt Ihr nach Isola Bella, da werdet Ihr es noch heute leuchten sehen und mit einem höchsten Thun vermuthlich ein höchstes Sichbescheiden predigen hören. Humilitas heißt dieses eine Wort. Unwillkürlich blicken wir zurück zu dem Inselschlosse unseres Ludwig, ob es nicht auch weit hinaus eine Inschrift leuchte. Aber der Kahn trieb schon weit fort; das Schloß entschwand:

„Und der Hand entsinkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz;
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts."



Hohenschwangau mit Umgebung.

Burg Hohenschwangau.

Das prunkvolle Schloß am Chiemsee ist besuchter als die anderen Schlösser und Burgen König Ludwigs. Obschon es weltverloren aus der Inselstille des „bayerischen Meeres“ ragt, wird es doch schnell erreicht, da nicht weitab von ihm eine große Straße des Weltverkehrs einherzieht. So begnügt sich, und muß sich so Mancher, der nicht beliebig herumkutschiren kann, mit dem Besuche dieses einen Königsschlosses begnügen. Trotzdem darf man wünschen, daß Hohenschwangau und Neuschwanstein, die abseits in den Bergen liegen und nicht eben allzu bequem erreichbar sind, die größere Zahl der Beschauer zu sich ziehen möchten.

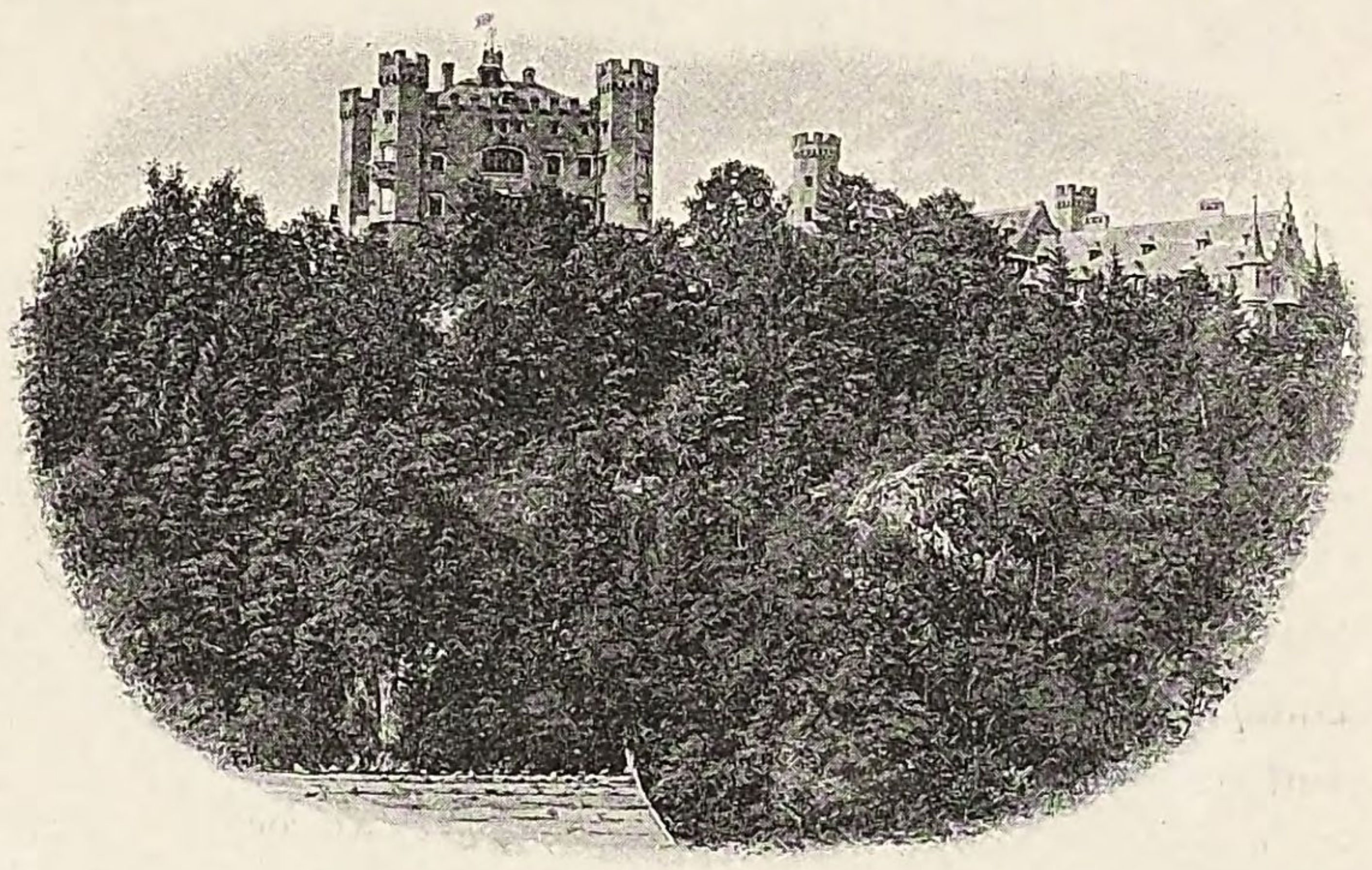
Herrenchiemsee giebt vorschnellem Urtheil manchen Halt und ob es auch ein sonderbarstes Staunen in uns weckt, das noch groß aufblickt, da wir weit und lange vom königlichen Prunkschloß weiterzogen, so trägt erst das Schauen der beiden obengenannten Burgen jene erhabene Stimmung in uns ein, die, schwankend zwischen Schmerz und Freude, wie eine keusche, heilige Offenbarung uns überkommt. Denn

Alles, was das Sehnen einer Seele wecken und zu himmelanziehender Blüthe locken kann, lebt auf und wirkt in uns ein, da wir Hohenschwangaus Wunderboden nahten. Geschichte und Sage, Natur und Kunst bauten hier ihre sichtbaren und unsichtbaren Tempel auf. Und ob auch droben in Neuschwansteins Sängersaal kein Wettgesang erscholl zu deutscher Frauen und zu deutscher Tugend Preis und Ehre, ob dieser einzige Saal zu ruhen und zu trauern scheint in dem Dunkel der Nacht, die über ihn hereinbrach, so lebt er doch vor uns auf zum Tummelplatze alles Schönen und alles Großen, was deutscher Gedanke gedacht, was deutsche That vollbracht, und es ist, als ob Geschichte und Sage, Natur und Kunst aufpilgerten zu ihm, um in ihm allen Wettstreit und alles In- und Gegeneinander des ganzen großen weltumspannenden deutschen Daseins auszusingen und auszuträumen in eine einzige gotterobernde Harmonie.

Ich brauche kaum zu sagen, daß Hohenschwangau nicht eigentlich eine Königsburg des zweiten Ludwig ist. Scheinbar gehört ihre Erwähnung ausführlich kaum hierher; denn König Max erbaute sie so, wie sie ist. König Ludwig aber hat kaum etwas an ihr geändert, wenn man nicht etwa den papiernen Sternenhimmel und den papiernen Mond, die er in dem von ihm benutzten Schlafgemach aufkleben ließ, als besonders erwähnenswerthe Objecte halten will. So könnt' ich Wort und Bild sparen und von dem nahen Neuschwanstein mit einer schnellen Geste herunterdeuten auf die aus Tannendunkel strahlende Burg und allenfalls sagen, daß König Ludwig dort seine Kindheit lebte und dabei vermuthlich all das fand, was ihn dauernd abseits führen sollte von dem Markte des Lebens. Aber wenn ich mit ausführlicherem Verweilen keinen anderen Zweck verfolgte als ein schönstes Stück Erde, das keinen Vergleich zu scheuen braucht nah und fern, laut hinauszurühmen, so würde solches Verweilen lohnend sein. Da wir aber auf unserer Wanderung nicht bloß Vieles sehen, sondern auch Einiges verstehen wollen, wird die ausführliche Schilderung zur Pflicht; denn beide Burgen gehören zu einander, daß Neuschwanstein ohne Hohenschwangau sich nicht denken läßt.

Allzu beschwerlich ist auch die neue Wanderung nicht. Mit der bequemen Eisenbahn und einem bischen Dampferfahrt ist's freilich nicht gethan. Desto besser, wollen wir sagen, da der Weg in der Erinnerung vor uns auflacht. Von München aus, der glücklichen Stadt, die vor den Thoren einer Welt der Schönheit liegt und in sich selbst so große Schönheit birgt, erreicht man die beiden Königsburgen auf verschiedenen, wenn nicht gleich lohnenden oder gleich mühsamen, so doch ähnlich weiten Wegen. Man fährt über Starnberg nach Peißenberg mit der Bahn und von da, je nach Befinden, mit Post- oder Stellwagen oder auch Zweispänner nach Füssen. Der Postwagen haspelt die 51 Kilometer weite Strecke in 7 Stunden ab, während deren ein moderner Reisemensch allerdings auch bei wenig heißem Wetter rabiat werden dürfte. Wählt man die andere Linie, so fährt man bis Biessenhofen, benutzt von da die Zweigbahn nach Oberdorf, wo man dann freilich auch zuweilen die Qual der Wahl einer Fahrgelegenheit vergeblich ersehnt. Umständlicher soll ein dritter Weg: von Kempten über Nesselwang nach Füssen sein. Uebrigens ist damit die Mannigfaltigkeit der Zugänge keineswegs erschöpft. Wer in Tirol wanderte und nicht eben darauf versessen ist Herrenchiemsee zuerst zu sehen, wird auf dem ohnehin reich lohnenden Heimwege durch das bayerische Gebirge unsere Burgen leicht finden. Andererseits braucht Linderhof nicht das Schloß zu sein, das man zuletzt betrachtet, und so fährt man, in München beginnend, über Starnberg nach Weilheim und Murnau. Von hier aus führt der Weg über Oberau und Ettal oder über Kohlgrub nach Linderhof und von da weiter nach Neuschwanstein und Hohenschwangau.

Die lange Wagenfahrt ist jetzt weniger kostspielig als in den ersten Monaten des Besuchs der Schlösser. Die liebe Concurrenz hat inzwischen freundlichst dafür gesorgt, daß man für eine elende Tagesfahrt nicht mehr 60 und 100 Mark zahlt. Der kluge in allen Listen heimische Erwerbssinn der Kutscher wird allerdings überall, wo er nur kann, dem verehrlichen Reisenden die goldene Ader zu öffnen suchen und so hängt es im Wesentlichen von jedem Einzelnen selbst, dann allerdings auch von dem jeweiligen Zudrange ab, wie theuer oder billig Einer fährt. Ich erwähne absichtlich, daß, wer vielleicht kaum die Mittel hatte aus dem Norden bis nach München herunter zu fahren, durchaus nicht auf den Besuch dieser Königsburgen zu verzichten braucht. Mit einem bischen Glück und Geschick, das jeder herzfrohe Wanderer ohnehin mit sich führt, läßt sich selbst diese als beispiellos theuer verschrieene Fahrt um ein Billiges machen und ein Genuß erleben, der in der Erinnerung zu einem herrlichsten Erlebniß aufwachsen muß.

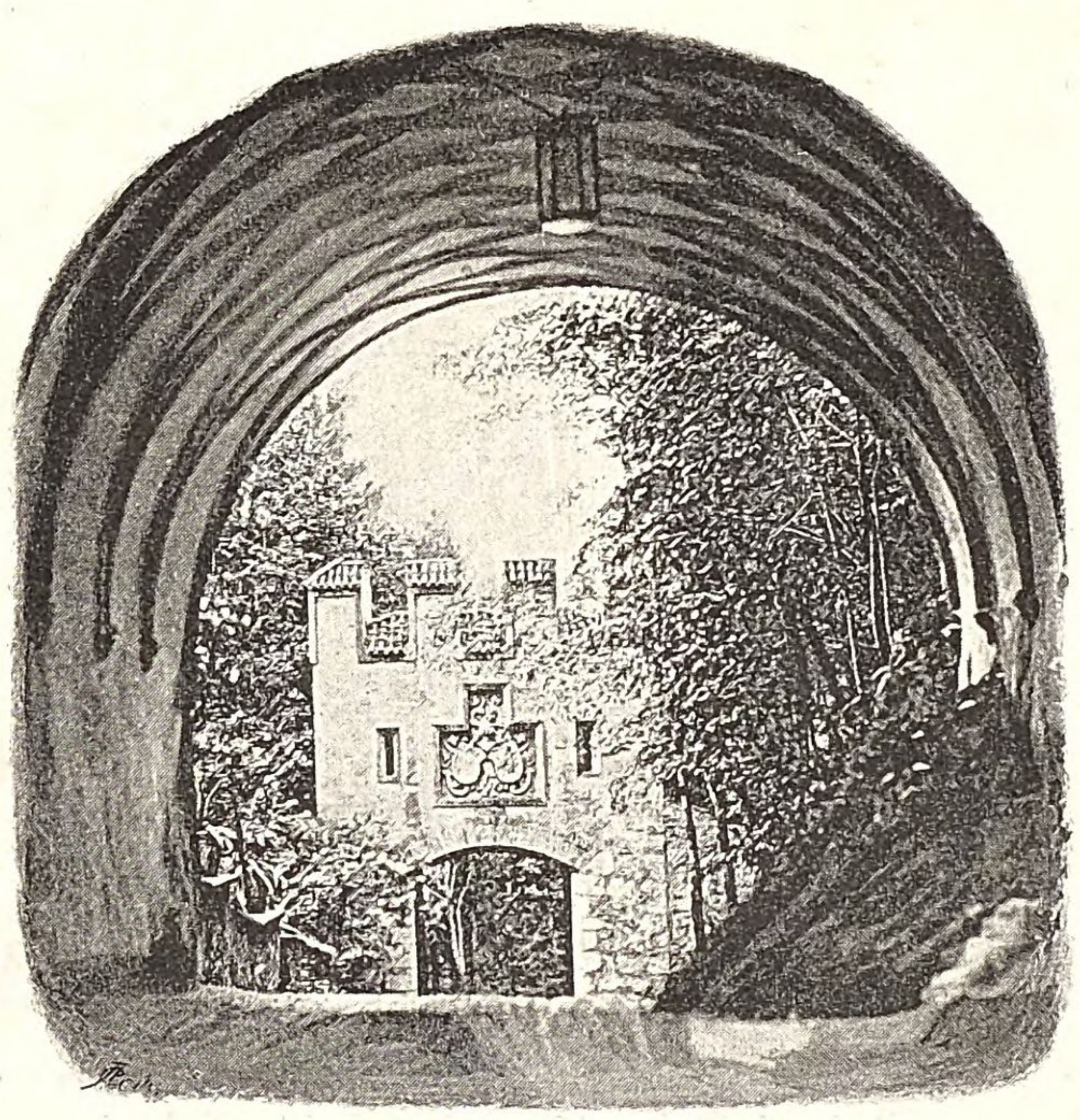


Hohenschwangau von Dorf Schwangau gesehen.

Wenn Einer besondere Eile hat, kann er in zwei Tagen Alles sehen, was hier in bedeutungsreicher Weise mit dem Namen König Ludwigs II. verknüpft ist: Früh Morgens nach sieben geht der Zug nach Biessenhofen und Oberdorf. Von hier geht's im Wagen nach Hohenschwangau, wo man ziemlich spät, aber am Ende zeitig genug eintrifft, um beide Burgen nach beliebter Manier so zu sagen noch als „Stehseidel genehmigen" zu können, was nun freilich ein sehr fragwürdiger Genuß sein mag, der denn auch um Gottes Willen nicht empfohlen werden soll. Wem Gott gesunde Beine gab, der bricht in aller Frühe von Hohenschwangau wieder auf und wandert nach Linderhof, wo er Gelegenheit genug finden wird, um so zeitig nach Murnau zu kommen, daß er den Anschluß an's Münchener Hofbräuhaus (Ankunft Abends nach 10 Uhr) erreicht. Ein Anderer wird bequemer sein und nur fahren wollen. So fährt er denn am Abend von Hohenschwangau nach Reutte und von da in erster Frühe nach Linderhof, wobei aber rechtzeitig zu bedenken bleibt, daß alle Schlösser König Ludwigs an Freitagen geschlossen bleiben. Wer etwa von München aus nach der Schweiz will, geht am Besten über Murnau, Linderhof, Hohenschwangau, wo er sich vermuthlich die Frage vorlegen wird, ob die meist beschriebenen und meist bereisten Länder wirklich die schönsten sind. Sollte er es dann aus purer Neugierde lieber mit

einer Wanderung durch das bayerische Gebirge versuchen, so wird er am Ende sehr vergnügt mit sich werden, sofern er nicht gewöhnt ist in Gottes herrlicher Natur stupiden Reiseluxus zu suchen. Ich würde der Letzte sein, welcher der schönen Schweiz ein häßliches Wort nachsagte: Aber trauter, behaglicher wandert es sich im bayrischen Gebirge, und auch genußreicher, weil man hier Natur und Menschen näher kommt als dort.

Wie ich nicht ohne Absicht Herrenchiemsee zuerst sah, so ging die zweite Wanderung nicht ohne Absicht nach Hohenschwangau. Und zwar über Biessenhofen und Oberdorf. In ersterem Orte kann man gleich Fuhrwerk miethen. Die Herren Kutscher und Fuhrherren machen täglich die Bahnfahrt von Oberdorf hierher, um die Reisenden abzufangen. Die Art und Weise, wie dies geschieht, giebt Jedem,



Einfahrt zur Burg.

der sehen und hören kann, einen allerliebsten Begriff von der gutmüthigen Handelslust und Handelsfähigkeit der Oberländer. Pferd und Wagen sieht man bei der Gelegenheit natürlich nicht; denn die warten ja in Oberdorf. Dort fanden wir denn auch Fahrgelegenheit in Fülle. Nur hatte auch unser Kutscher die Angewohnheit da halten zu wollen, wo es ihm beliebte. Da bekanntlich nur die Städter und vor allem die Großstädter Neigung zur Schlechtigkeit haben, die naiven, jodelnden Bergbewohner aber als ideale Prachtmenschen in der Erinnerung des sündigen Flachländers leben, so hatten wir natürlich durchaus keinen Verdacht. Aber dann und wann wollten wir uns doch überreden, daß diese trotz ihrer Ländlichkeit vielleicht doch aus Berliner Droschken oder gar aus Wiener Fiakern entsprungenen Kutscher von den Gastwirthen ihre Prozentchen bezögen. Sie mußten dann schließlich immer da halten, wo wir und nicht wo sie wollten, und es dünkt uns, als ob das gar kein so schlechter Einfall von uns war. Ein hübscher Charakterzug scheint diesen Kutschern gemeinsam zu sein: sie sind gar nicht ab-

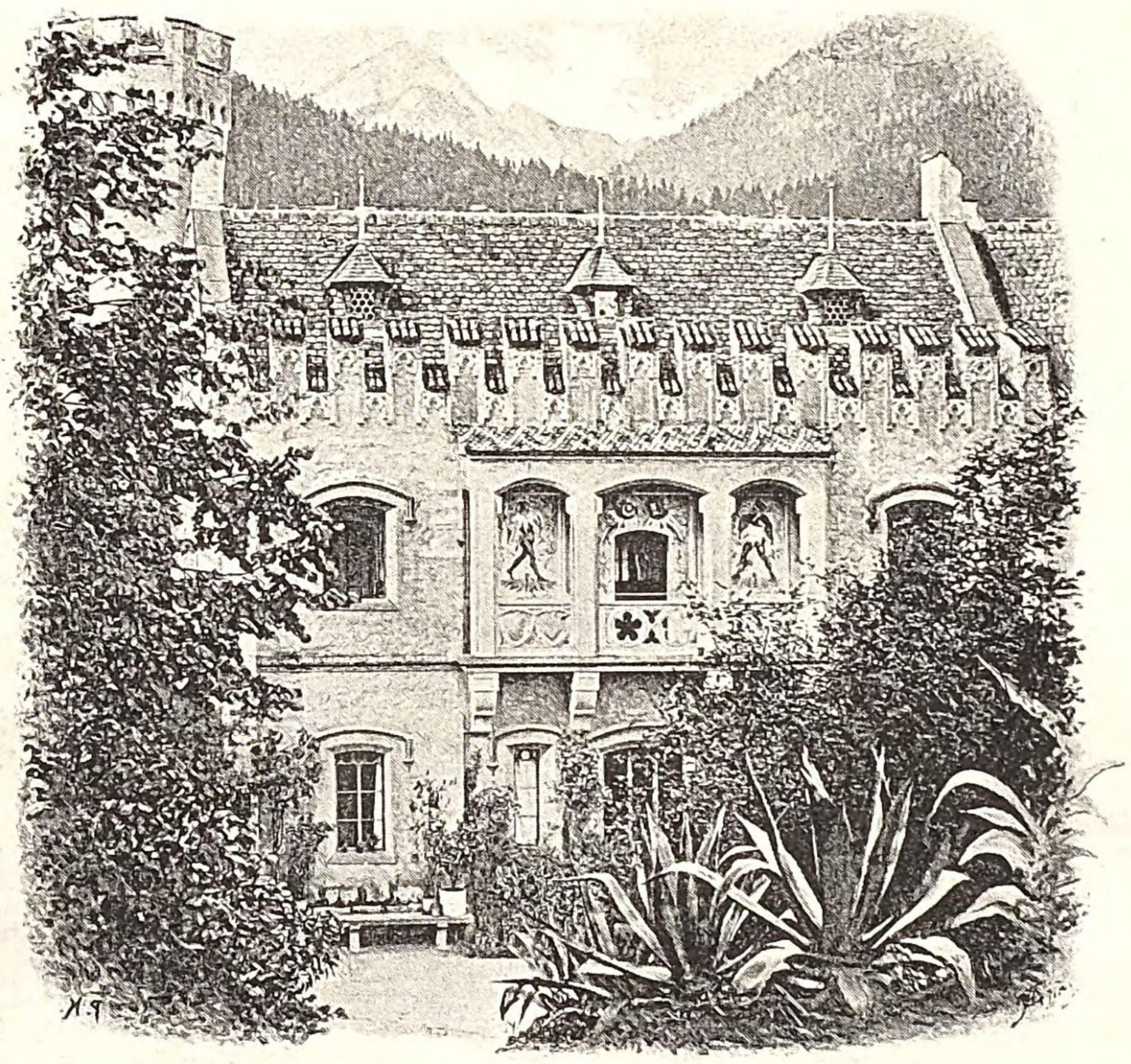
geneigt mit sich handeln zu lassen. Verlangen sie für irgend eine Fahrt 20 Mark, so fahren sie schließlich für 15 oder am Ende gar für 10. Wenn dann die Fahrt eine Weile dauerte, fängt das Lamentiren an, und mit einem Geschick, daß man als vernünftiger Menschenfreund allerdings eher erheitert als geärgert ist. Zunächst ist vom Mammon gar keine Rede; der Rosselenker bleibt einfach stumm auf alle Fragen, deutet allenfalls lässig um sich und „massert" dann in sich hinein. Bei Gelegenheit kommt dann



Der Marienbrunnen.

eine Anhöhe oder eine schlechte Wegstrecke. Er steigt vom Bock, läßt auch wohl ruhen, obschon die Fahrt ganz unbeschwerlich war. Jedenfalls legt er es darauf an, daß man wieder fragt. Und dann geht's los. Die armen, armen Pferde! Da wird dann die ganze erbarmungswürdige Kläglichkeit des Fuhrgewerbes erzählt. „Nix, goar nix" bringt's ein. Die meisten Reisenden sind einfach Knicker. Erst handeln sie bis auf's Blut und dann weigern sie sich auch noch das Trinkgeld zu zahlen, weil es nicht ausgemacht wäre. Ganz gewiß aber wäre das selbstverständlich und wir als feine Reisende würden die fünf Mark gerne zahlen, damit der arme Kutscher auch was habe. Und da bewies er uns haar-

klein, daß wir keineswegs ein Extratrinkgeld besonders abgelehnt hätten. So was brächten wir doch gar nicht über's Herz. Später stellte es sich nun freilich heraus, daß der arme Kutscher, der über seinen kargen Lohn geklagt und dabei einige sehr streiklustige Ausfälle gemacht hatte, sein eigner Fuhrherr war; aber er erreichte jedenfalls seinen Zweck und war von diesem Augenblicke an ein Prachtexemplar seiner Art. Er erzählte ohne Aufhören, und wenn er singen sollte sang er, und wenn er eine Maß Bier trinken sollte trank er drei. Andere fangen urgemüthlich an. Sie rechnen darauf, daß man solch einem redelustigen zehn Bädeker ersetzenden Hochlandsmenschen nichts abschlagen könne. Aber nach einer Stunde Fahrt sind auch sie mit dem Lamento da, um zu beweisen, daß sie sich böse verrechnet und zehn Mark

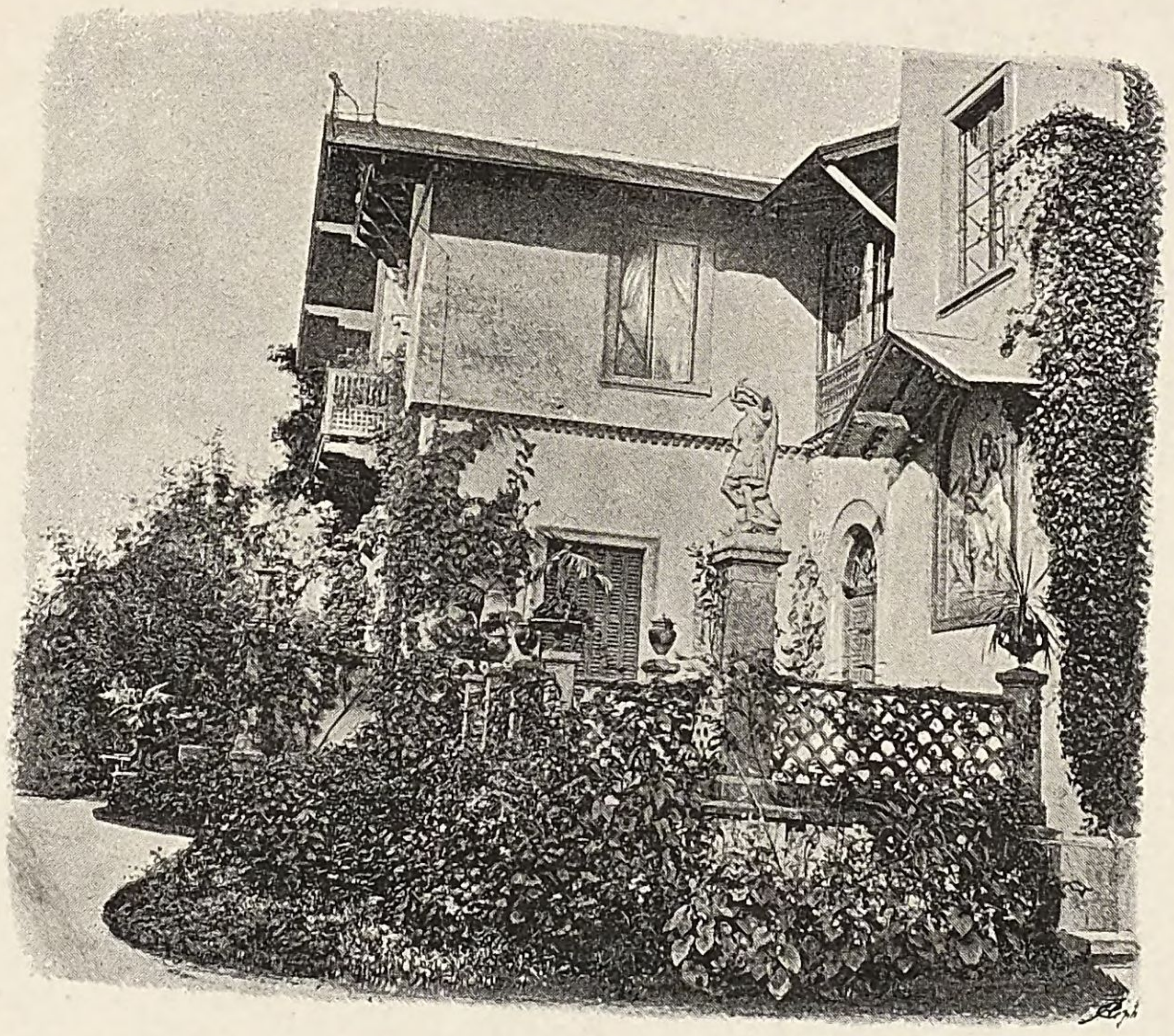


Der Prinzenbau.

zu wenig verlangt hätten. Merken sie, daß es mit der Ablehnung Ernst ist, dann schließt sich der sonst so bewegliche Mund. Eine Vertröstung bis zum Ende der Fahrt verfängt kaum. Das thäten so Viele und wenn sie dann da wären, gäben sie nix. Wer Freude an Menschenbeobachtung hat und gern aus jedem Menschenschlage den diesem eigenen Geist lockt, wird mit diesen Herrschaften — die bei der immer größer werdenden Fahrgelegenheit bald genug noch zahmer werden dürften, als sie bereits geworden — wie überhaupt mit den Bewohnern des bayrischen Gebirges gern verkehren und sich der lebendigen Begabung dieses Bauernvolkes von Herzen freuen.

Es ist selbstverständlich, daß auf der Fahrt nach Hohenschwangau, die ohnehin mitunter reizlos und nur durch die den Wagen beständig umschwärmenden Bremsen besonders bewegt wird, das schöne, räthselhafte Königsantlitz uns voranschwebt. Auf diesem Wege, der uns näher und näher dem Gebirge bringt, das zwei stolze Burgen trägt, giebt es nur einen Namen, der da lockt; und dieser Name heißt natürlich

König Ludwig. Die Reisenden, die aus allen Himmelsgegenden kommen, wollen einer nach dem andern ihre Weisheit und ihr Urtheil los werden und wollen so viel Neues, Unbekanntes wie nur möglich dazu hören. Und den Zweck erreichen sie freilich, denn die Fahrt dauert gegen sechs Stunden, so daß Muße genug bleibt. Zuweilen verschwinden ja auch die Bremsen und man hat nicht nöthig sie seinem lieben Gegenüber beständig von der Nase zu wehren. Nach stundenlanger Fahrt steht endlich das Gebirge vor uns auf von der Sohle bis zum Scheitel und läßt uns ahnen, daß wir in Schönheit wandeln werden. Weit über die blühende Ebene hinüber sehen wir auf einem Felsvorsprunge des Säuling nun gar die weißen Quadern Neuschwansteins ragen.

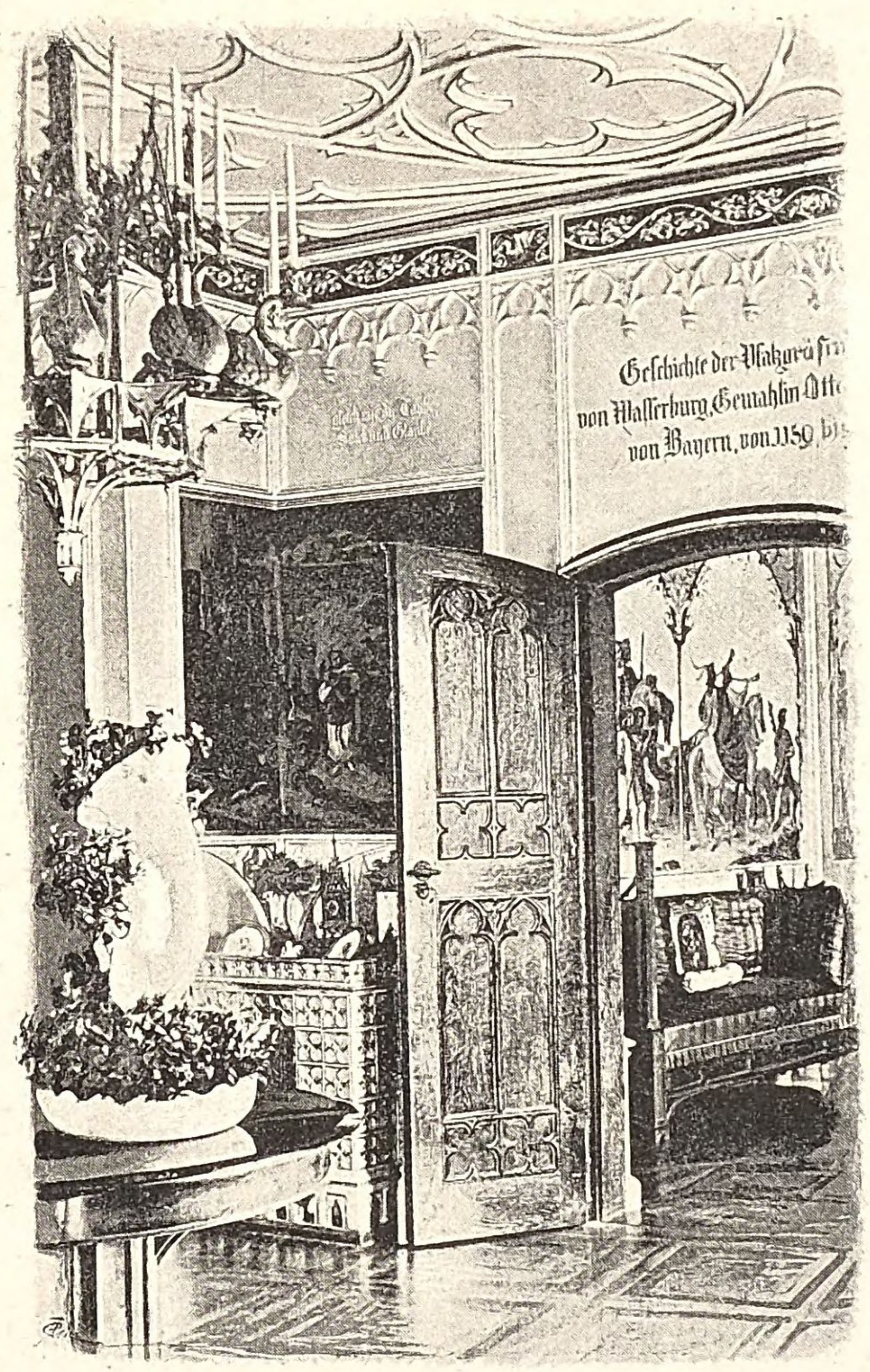


Pavillon.

Die Prosa der Fahrt entschwindet und trotz Sonnenschein und Himmelsblau webt die Phantasie ihre Zauberschleier: die Wirklichkeit muß weichen.

Auch Füssen, dem wir uns endlich nahen, fügt sich in den Rahmen dieser Stimmung ein, weil es alle Zeichen eines dem Lärm der Alltäglichkeit entrückten romantischen Daseins trägt. Und wir erinnern uns, daß Füssen eine freiwillige Feuerwehr hat und daß diese freiwillige Feuerwehr auszog einen König zu behüten — was doch gewiß auch romantisch klingt. Dicht an den Ausgang des Gebirges neben den feurigen Lech hat sich das Städtchen gestellt, dessen geweihte Erinnerung bis in die Tage des heiligen Magnus reicht. Von Füssen aus führt dann die Straße schnell und leicht nach Hohenschwangau. Am äußersten Ende der weiten Ebene, die hier der vom Gebirg herniedersteigende Wald begrenzt, fahren wir dahin. Was brauch' ich zu sagen, in welcher Erwartung! Endlich sind wir auf königlichem Boden

und das Erste, was wir sehen, sind große weiße Schilder, deren jedes von verbotenen Zugängen und Wegen erzählt. Dort pflegte der König zu fahren und wohl auch zu gehen und so war jeder Andere ausgeschlossen, er mochte sein, wer er wolle. Höher führt die Straße empor und in das Dorf Schwangau hinein. Da wächst die Zinne der Burg, die den Schwan trägt, aus dem Walde herauf. Wir steigen aus und stehen auf uraltem, von Natur und Kunst, Sage und Geschichte für alle Zeit geweihtem Boden.



Theilansicht des Damenzimmers.

Selbst der, der weihelose Alltagsstimmung bis hierher tragen konnte, wird im Verweilen aufrecht wandeln im Schönen. Es liegt ein Etwas über dieser Landschaft, das alles Gemeine erstickt. Kommt das rechte Gedenken an das herbe Königsschicksal hinzu, das hier Ausgang nahm und Ende, webt zugleich Kenntniß der Geschichte und der Sage ihre reichen Bilder um uns her, dann wächst in uns ein alle Schranken überfluthendes Empfinden auf. Das Gefühl des Gegenwärtigen und die Ahnung des Künftigen verflüchtigen sich in Vergangenes: und im Vorweltzauber dieser Weihestimmung schreitet die Dreiheit unseres Daseins unendlich gebeugt und unendlich gehoben einher. Dort, auf der Zinne der



Lichtdruck von Alb. Frisch in Berlin.

Hohenschwangau mit Umgebung.

Burg, breitet der Schwan die stolzen Flügel aus; sein bloßer Anblick löst die Töne, die bisher ruhten und nun sieghaft verkünden, daß hier der Weg führt zum heiligen Gral.

Freilich, manch' Einer wird das belächeln und er wird den Wegweiser sehen wollen, der nach der Gralsburg deutet. Aber zu ihm führt kein Wegweiser und nicht einmal die beliebte Drahtseilbahn. Posaunentöne künden die Nähe der Wunderburg und da so Viele nur hören, was sie hören wollen, ist's eben kein Wunder, daß diese Töne ungehört dahinrauschen.

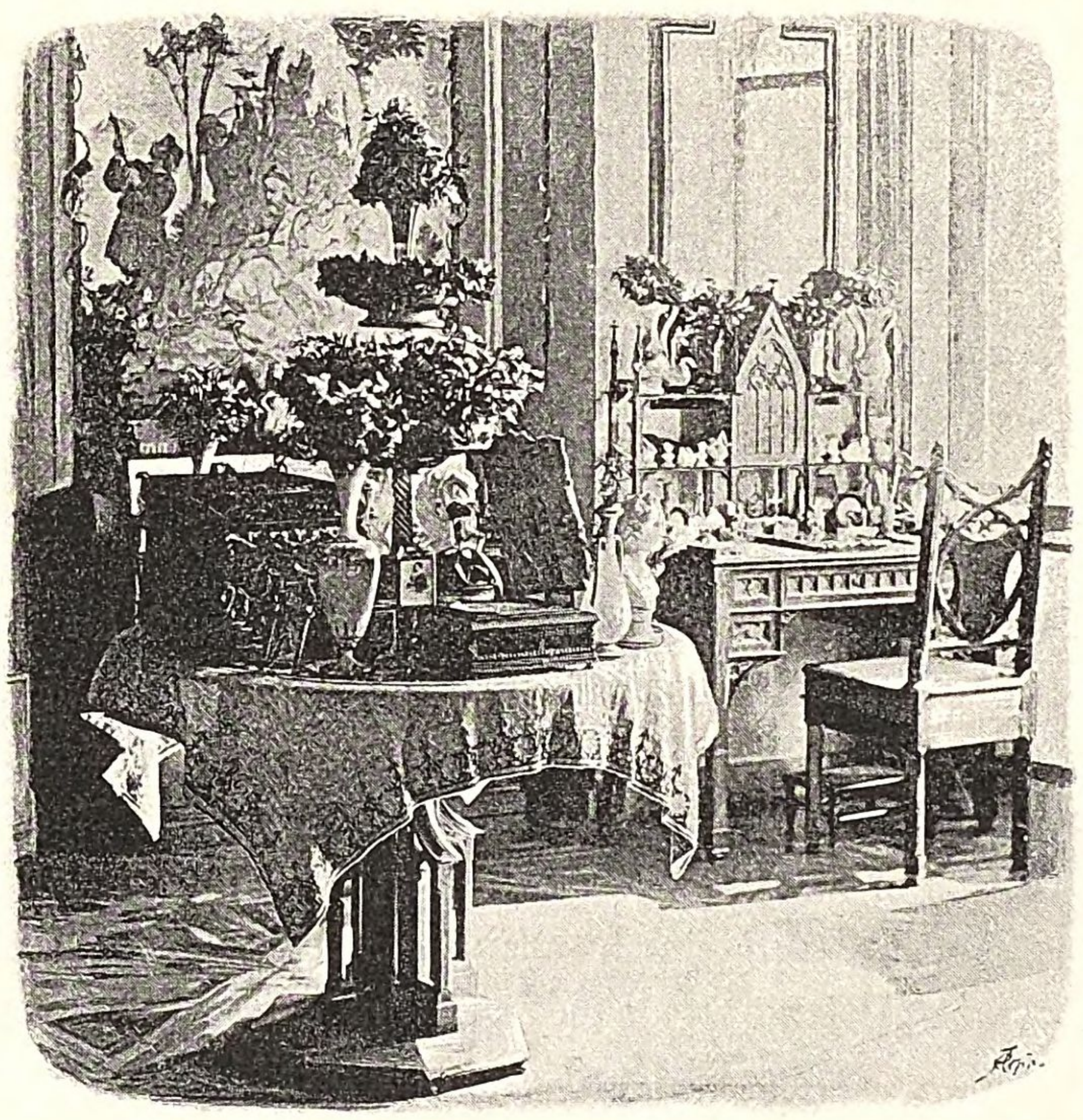
Ein nicht eben gelungenes Gedicht früherer Jahre streut doch in wenigen einfachen Zeilen ein gut Stück Vergangenheit Hohenschwangaus vor uns dahin:

Wem ist die Burg doch eigen, die nah' am Lech sich hebt?
Wo sich die Marken scheiden? Ei wie so stolz sie strebt!
Auf Bayerns Boden fußt sie und blickt so frei hinein
In's schöne üpp'ge Schwabenland und in's Tyroler Gestein.
Das ist 'ne Burg der Ehren, ein rechter Lug' in's Land,
Da ward die Minneharfe gerührt von Kaiserhand.
Noch wehen die alten Lieder um's Schloß bei Mitternacht
Und säuseln bis zum Untersberg: ob Stauf noch nicht erwacht?
Wo sich die Marken scheiden, da steht das alte Schloß;
Von dreien Heldenstämmen trug es gar manchen Sproß.
Dreiästig schlingt der Epheu sich um den Thurm dort hin;
Den Welfen und den Staufen, den Schyren gilt dies Grün.

Den Schyren, Staufen, Welfen ist denn auch der Bilderschmuck der Burg im Wesentlichen gewidmet. Ihnen allein freilich keineswegs. Die Schyren zwar bilden gleichsam den festen Grundstock, auf dem sich alles spätere Erlebniß dieser Gegend erhebt. Mit den Herulern und Rugiern waren sie unter Odoaker nach Rom gezogen, wo ihre wilde nordische Faust den Augustulus vom Kaiserthrone stieß. Als sie wieder heraufkamen und von den Ostgothen zerrieben wurden, blieb doch ein kleiner zäher Theil erhalten, der mit Ethiko und Welf eine in alle Zukunft hinausreichende Lebenskraft bewies. Als die Burg im zwölften Jahrhundert durch Kauf an die Hohenstaufen kam, konnte sie, obschon von diesen wenig aufgesucht, doch eine wehmüthigste Erinnerung dieses herrlichen Geschlechts an sich knüpfen: von hier zog Konradin von Schwaben hinab nach Italien, den letzten kargen Rest der Hohenstaufenmacht als Erbe zu suchen. Da seine Mutter Elisabeth eine bayrische Prinzessin und er von seinen Oheimen, den Herzögen Ludwig und Heinrich von Bayern, erzogen war, setzte er diese zu seinen Erben ein. So kam nach dem trostlosen Ende des jungen Kaisersohnes Schwangau an das Haus Wittelsbach, zu dem es nach mannigfachem Besitzwechsel — nach dem Aussterben der Schwangauer kam es auch an Johann Paumgarten, den Augsburger Patrizier — schließlich zurückkehrte.

Aber um das weit um sich greifende, hier nur angedeutete, geschichtliche Dasein der Burg schlingt sich ihr reiches Dasein der Sage. Und da wir den vom Alpsee entlang führenden Burgweg hinaufpilgern, erinnern wir uns, daß auch dieser herrliche Fleck Erde die Schwanenrittersage sein eigen nennt. Die konnte nun freilich keinen prächtigeren Boden finden und man darf es bedauern, daß Meister Richard's Lohengrin für Elsa von Brabant kämpft und singt statt für das schöne Burgfräulein von Schwangau. Wie dies hieß, ist nun freilich nicht bekannt geworden. Vielleicht hieß es Herzeleide, wie

ja immer wahre Schönheit heißen muß. Und schön war sie — das weiß die alte gute Sage ganz genau zu berichten. Und da sie schön war, legten Haß und Mißgunst sich in ihren Weg und mißdeuteten ihre heitere Sorglosigkeit und verdächtigten ihre Güte, die ohne Arg war. Ihr schlimmer Oheim klagte sie am Ende gar beim Kaiser unehrbaren Wandels an. Da war die Noth groß und in bangender Sorge schaute das verzagende Mädchen hinab von der Zinne der Burg in die Landschaft. Da sah ihr Auge, was es noch nie geschaut: im nahen See kam ein Schwan einhergezogen weiß wie Schnee. Der blähte das majestätische Flügelpaar stolz auf; denn er zog eine herrliche Last: in goldenem Nachen lag ein schöner Jüngling zum Schlummer ausgestreckt. Und als der Schwan dicht bis an's Ufer heran-



Blick auf das seitherige Schreibzimmer.

geschwommen war, da machte er Halt, der schöne Jüngling aber erwachte und wie es sich so zu treffen pflegt, grüßte sein erster Blick das schöne trauernde Mädchen, das auf der Zinne stand. Wie die Beiden nun näher bekannt geworden, erzählt die Sage freilich nicht. Es ist ja am Ende auch gar nicht nöthig, da man es sich am Ende ebenso hübsch denken kann, als es sich wirklich zugetragen. Genug, die betrübte Maid faßte Vertrauen und erzählte ihr Herzeleid dem fremden Ritter. Der war wirklich ein anständiger, gefühlvoller Mensch und erklärte sich sofort bereit in dem Gotteskampfe, den der Kaiser befohlen hatte, ihr Vertheidiger zu sein. Er erschlug den Oheim, der es im Grunde nur auf ihr Erbe abgesehen hatte, und erhielt dafür Herz und Hand des schönen Burgfräuleins. Eins aber bedang er sich aus: niemals solle sie ihn fragen, woher er kam und wer er sei.

Hier nun weicht die Sage wieder ab von der uns im „Lohengrin" bekannt gewordenen Gestalt. Der moderne Deutsche wirft das ganze große tragische Weh des Scheidens und Entsagens bereits in den Liebesfrühling hinein. Die alte Sage giebt sich gnädiger, oder doch scheinbar gnädiger: sie lächelt den Beiden Tage des Glücks in ihr Leben hinein: nicht gleich fragt die junge Gattin, sondern später. Aber auch sie fragt, der Ritter entschwindet und wieder weint Herzeleide, vermuthlich um ewig zu weinen. —

Das ist, wie gesagt, durchaus nicht die einzige Sage, die hier aus der begnadeten Landschaft emporwuchs, aber sie ist jedenfalls die herrschende, an die sich obendrein das ganze Elend und die ganze Herrlichkeit der Gralswirthschaft leicht anreiht. Der Blick, der von hier aus in die Geschichte zurückschweift, haftet am sichersten an Konradin von Schwaben und, natürlich, auf Ludwig dem Zweiten von Bayern. Zwischen Beider tragisches Dasein stellt sich die Sage, aber trotzdem nicht die vom Schwanenritter, sondern die vom reinen Thoren: Parzival, vom thör'gen Reinen: Fal parsi! Der heilige Speer schimmert „hell und hehr". Und da wir eintreten in die Burg, ist es uns, als ob der Speer mit uns sein müsse auf ferner Wanderung, als ob die Erzählung des jungen Siegers uns begleiten müsse:

„Doch — ach! —
den Weg des Heiles nie zu finden,
in pfadlosen Irren
jagt' ein wilder Fluch mich umher:
zahllose Nöthen,
Kämpfe und Streite
zwangen mich ab vom Pfade,
wähnt' ich ihn recht schon erkannt.
Da mußte Verzweiflung mich fassen,
das Heilthum heil mir zu bergen,
um das zu hüten, das zu wahren
ich Wunden jeder Wehr' mir gewann.
Denn nicht ihn selber
durft' ich führen im Streite;
unentweih't
führt' ich ihn mir zur Seite,
den ich nun heim geleite,
der dort dir schimmert heil und hehr, —
des Grales heil'gen Speer."

Aber freilich, so schweres menschliches Erlebniß lastet über der äußeren Herrlichkeit dieses Bodens, daß auch hier die Mühe fast versagt, über Kampf und Wunden hinweg — Charfreitagszauber zu schauen.

So wie die Burg ist, wurde sie im Auftrage des damaligen Kronprinzen von Bayern in kurzer Zeit von Quaglio neu aufgebaut. Als König weilte Maximilian, der die Waldeinsamkeit liebte, wie später sein Sohn — nur daß er immer den Weg zurückfand in den Zwang des Tages — oft und gern in diesem durch erlesene Künstler geschmückten Heim. Ein schier berauschender Blumenduft strömt uns entgegen, da wir den Thorweg entlang gehen und durch das Burgthor in den Schloßhof treten. Da lächelt uns anmuthig ein Gärtchen zu und in die heiße Ruhe des Sommertages perlen und plätschern

und sprudeln reichgestaltete Brunnen ihre Wasser hinaus. Auch an dem Marienbrunnen erscheint der Schwan, der von nun an auf Schritt und Tritt uns begegnet.

Alles im Bilde zu geben wäre hier nicht möglich, wie denn auch die ausführliche Beschreibung der Burg übergangen werden muß, weil es nur gilt, das Wesentliche in die Erscheinung zu bringen. Aeußeres und Inneres soll ja an dieser Stelle nur insoweit gegeben werden, als es hinreicht, um ein



Adelsschildzimmer mit Ritterleben im Mittelalter.

Urtheil über die Wirkung zu ermöglichen, die diese Burg auf einen Königsjüngling haben mußte, der hier seine Jugendtage lebte.

Aber wir wollen zunächst eintreten und mit schnellem Blick erfassen, was die so vielgestaltiger Erinnerung geweihte Stätte zu erzählen weiß. Gleich grüßt das anmuthende Wort:

„Willkommen, Wandrer, holde Frau'n!
Die Sorgen gebt dahin!
Laßt eure Seele sich vertrau'n
Der Dichtung heiterm Sinn!"

Nun, wir möchten schon, du guter König Max! Aber jedenfalls danken wir Dir und preisen wir Dich; denn was auch eine kommende Zeit bringe: wir jauchzen dem Fürsten am lautesten zu, der im Mühen des Regierens Zeit findet die Majestät seiner Krone neben die Majestät der Dichtung zu stellen — womit ich nun freilich nicht sagen will, daß ich begierig wäre den jungen Kaiser Arm in Arm mit irgend einem Berliner Genie nach Tempelhof schreiten zu sehen. Ich sage mit gutem Vorbedacht



Das seitherige Wohnzimmer.

„Dichtung" statt Dichter, der den Musikern und Malern und ähnlichen Professoren das Vergnügen gönnen wird in der Sonne des Hofes spazieren zu gehen, derweilen Er, der Allgebeugte und Allungebeugte, abseits von solcher Sonne den Erdball trägt.

Hauskapelle und Waffenhalle, welch' letztere eine reiche Uebersicht früherer Bewaffnung enthält, während die erstere gewöhnlich spät in der Nacht König Ludwig sah, liegen dicht bei einander und da man durch sie dahinschreitet, ist es selbstverständlich, daß das Gefühl der Gegenwart, falls es nicht schon draußen vor dem Burgthor entwich, von uns abfällt und der träumerischen Täuschung, als wandelten wir im Mittelalter, freie Bahn giebt. Hinter der feierlichen Weihe des Gebets und hinter dem grimmigen

Ernst der Waffe kommt und leuchtet die — edle Leibsalben. Denn über der Thür, die zu dem Weinkeller führt, steht es heiter geschrieben, daß auch hier nicht bloß der Glaube an Waffe und Gebet sein solle:

„Ich grüß' Dich, Du edle Leibsalben,
Du arzeneist mich allenthalben;
Du bist ein gesunder Syropel.
Der Kaiser von Konstantinopel,
Der Gros Chan der Wallachey,
Der Priester Johann: alle drey,
Die mechten Dein' Adel nicht vergelten.
Warum soll ich Dich dann schelten?"

Und auch des Ritters andere Zier: der Humpen, ist darum vielgestaltig hier aufgehäuft. Oben in den zwei Stockwerk fassenden Räumen — während beispielsweise Neuschwanstein deren fünf umfaßt — ist jedes Zimmer besonderer Erinnerung geweiht. Würdig beginnt die edle Malerei, die hier das Vergangene in prächtigen Fresken festhält, mit der Ausschmückung des Schwanrittersaals. Da fällt es nun auf, daß der hohe Schloßherr nicht die Sage seines Bodens hier im Bilde werden ließ. Es ist der wirkliche Lohengrin, der hier auf seinem Schwanenschiffe den Rhein entlang zum Kaiser fährt und die Herzogin von Bouillon den Verleumdungen des elenden Barytons entreißt.

Ich weiß nicht, ob zu dieser Bevorzugung des Fremden vor dem Eigenen irgend ein Vorwand war. Jedenfalls fällt sie um so mehr auf, als der Schwan in fast jedem dieser Räume erscheint und unsere Zeit nun einmal den gefiederten König des Wassers immer mit dem Schwanenritter zusammen sieht. Freilich, eine andere Zeit sah ihn dafür mit Leda und es mag wohl sein, daß der Herr von Hohenschwangau ihn weder mit dieser noch mit jenem sehen wollte und in dem geliebten Vogel einfach das Sinnbild des Reinen, des verklärten Irdischen sah. Von den Glasmalereien dieses Saals mag die erwähnt sein, die Kaiser Maximilian, Albrecht Dürer die Leiter haltend, zeigt. — Im Schyrensaal schildert Wilhelm Lindenschmitt in acht Bildern eine ganze große Jahrhunderte umfassende Geschichte, die mit der Erstürmung des Normannenlagers durch Herzog Luitpold beginnt und mit Otto von Wittelsbachs Schirmung des Kaisers in Rom endet. Ein anderer Saal ist der Reiseerinnerung Maximilians an den Orient geweiht und stellt auch hier, wie stets in der alten deutschen Hofburg, den phantastischen Reiz morgenländischer Kunstweise in das deutsche Leben hinein. Der als Ankleidezimmer dienende Hohenstaufensaal ist im Wesentlichen Kaiser Friedrich Barbarossa geweiht. Es zeigt ihn in Sieg und Untergang, wozu wir uns erinnern wollen, daß das schöne Bayernland auch die Barbarossasage auf eigenem Grund und Boden wachsen ließ. Nach ihr schläft der große Kaiser im Untersberg, der allerdings eine reichere und glanzvollere Ruhestätte bietet als der schlichte, dürftige Kyffhäuser. Aber freilich, von dürftigem, schlichtem Lager steht man eher und kräftiger auf, als von weichem, sinnenerregendem Pfühl. — Den Thaten Heinrichs des Löwen ist natürlich ausführliche Erinnerung geworden und dabei fehlt nicht die Demüthigung Barbarossa's vor dem eisenköpfigen Welfen, den ein anderes Bild bei der Gründung Münchens zeigt. Das Autharisziṁmer erzählt von Longobarden und Bojoaren, die durch Autharis und Theudelinde sich vereinen. Aber dieses selbe Zimmer, in dem geschrieben steht: „Solche Hiebe führt Autharis," reißt die Erinnerung zurück aus der weiten Vergangenheit und wirft unser ganzes Empfinden

in eine kaum entschwundene Gegenwart. Hier in diesem Zimmer weilte in einer Augustnacht des Jahres 1886 ein Einziger, der auch einzige Hiebe zu führen wußte: Unser Fritz! Er machte der armen Königin in Hohenschwangau einen Besuch und sah dabei natürlich auch Neuschwanstein. Im Autharisszimmer aber hat er geschlafen. Damals strahlte er noch in Kraft, und da er zwischen Hohenschwangau und Füssen an uns vorüberfuhr, rauchte er noch munter die Pfeife. Ich hatte ihn wenige Monate zuvor hinter der Leiche König Ludwigs gesehen. Unbedeckten Hauptes schritt er, den Marschallstab in der Hand, dahin. Und so groß war die Wirkung dieser Erscheinung, daß sie über das gramvolle Elend der Königstragödie hinweg neues siegkündendes Leben strahlte. Nun hat sich Friedrich zu Konradin und Ludwig gesellt, um zwischen ihnen die gewaltigere Dulderkrone zu tragen. Und wenn ich noch erwähne, daß zu der Zeit, da die Schwangauer die Burg besaßen, auch Luther hier einige Tage geweilt — als er von Augsburg geflohen war, wobei die Sage ihn und Langenmantel auf feuersprühenden Rossen über das Lechfeld dem Gebirge zueilen sah — so ist doch wohl Alles vorhanden, was diesem herrlichen Fleck Erde eine erlesenste Stellung zuweist in der vaterländischen deutschen Geschichte.

Aus einem an das Autharisszimmer stoßenden Gemach zieht das Ritterleben des Mittelalters verführerisch genug an uns vorüber:

„Des Ritters Dienst, der Waffen Ehr' und Zier,
Die Falkenjagd auf lichter Haide,
Der Liebe Freud' und Leid erscheinen hier
Im Farbenglanz zur Augenweide.
Sie sind die Bilder einer schönen Zeit
Der minneseligen Vergangenheit."

Wie ein anderes Zimmer das Werden und Wachsen der damaligen deutschen Jungfrau versinnbildlicht, so ist hier das ganze Werden und Wachsen des Ritters vor uns hingestellt. Ich sagte: verführerisch genug. Aber freilich, das Auge, das sich gewöhnt hat Vergangenheit und Gegenwart mit gleichem Blick zu umfassen, wird des Daseins Herbe und Schwere schnell genug auch in jener finden. Die hübschen Fresken können nicht lange täuschen; sie erzählen ja auch von Kampf und Scheiden, von der Qual der Trennung und der Süße des Wiedersehens und der Verzweiflung ewigen Verlierens. Darüber hin freilich zieht tröstend das schöne Verheißen des Himmels und aus den Wolken lächelt die Gebenedeite — ein Aufblick, den der moderne Mensch allerdings auch haben kann.

So groß ist die Fülle der hier gestalteten Vergangenheit, daß man kaum Lust empfindet Alles auch nur aufzuzählen. Bis zu Karl dem Großen zieht sie uns zurück, um von ihm aus Alldeutschland seinen Weltkampf ringen zu lassen. Es ist das Berthazimmer, das die Geburt des großen Kaisers erzählt: Bertha findet nach langem Umherirren Aufnahme in der Reismühle. Durch Zufall kommt Pipin hierher und sieht die Todtgeglaubte. Pipin wird von seinem Jagdgefolge vermißt. Bertha am Webstuhl. Pipin und Bertha ziehen mit ihrem Sohne Karl nach der Burg Weihenstephan. Diese kurze Aufzählung bedarf nun freilich der Erläuterung:

Die Sage waltet wild und frei und es ist nicht unsere Aufgabe sie nach ihrem Paß zu fragen. Wo sich sieben Städte um einen Homer stritten, durften wohl drei, vier Länder um Karl streiten. Jedenfalls ist das enge, von ragenden Tannen umdüsterte Thal der Würm durchaus nicht geneigt, sich seine

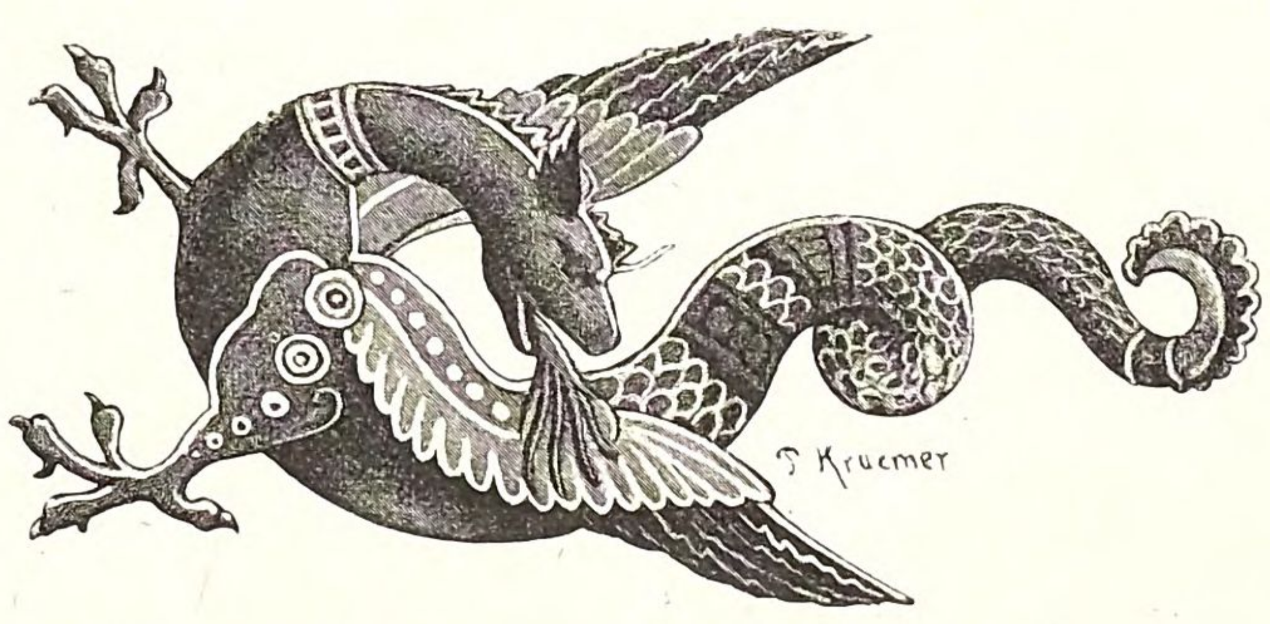
geweihten Kaisererinnerungen streitig machen zu lassen und erzählt nach wie vor die Geburt des Kaisers in der folgenden Weise: „Der Frankenkönig Pipin gedachte sich zu vermählen. Bertha, die liebliche Tochter eines mächtigen Fürsten, dessen Reich weit im Osten lag, war zur Braut bestimmt. Pipin schickte seinen Marschall, einen ränkevollen Mann, an den fremden Hof, Bertha abzuholen. Der Gesandte und sein ruchloses Weib verabredeten sich aber, die Prinzessin auf der Herreise zu tödten, um ihre eigene Tochter, welche der königlichen Braut sehr ähnlich war, unterschieben zu können. Nach einem starken Umwege in die tiefe Wildniß zwischen dem Würm- und Ammersee gebracht, wurde die Fürstentochter plötzlich ihrer kostbaren Gewänder beraubt und von zwei Knechten in ein finsteres Dickicht geschleppt. Das treue Hündlein folgte der geliebten Herrin. In furchtbarer Einsamkeit bekannten die Diener des gottlosen Marschalls, sie hätten geschworen Bertha zu tödten. Bei dem Anblicke der schuldlosen Jungfrau, die zitternd und bebend um Schonung bat, wurden die gedungenen Mörder erweicht, schlachteten statt ihrer den Hund, befleckten das Oberkleid der Braut mit Blut und brachten es sammt der Zunge des getödteten Thieres als Wahrzeichen des vollzogenen Befehles zurück. Die falsche Bertha kam nach Frankreich und ward Pipins Gemahlin; die wahre dagegen irrte lange in der Wildniß umher, bis sie einen Menschen traf. Ein häßlicher Köhler, bei dessen Anblick die arme Königstochter erschrak, führte die Unglückliche in die Mühle am Karlsberge, wo sie des Müllers Magd wurde. Wenige Jahre vergingen, da nahm Pipin auf der Burg Tetmons, jetzt Weihenstephan bei Freising, sein Hoflager und verirrte sich auf der Jagd in der Gegend an der Würm. Nach vergeblichem Bemühen den Weg zu finden, verrieth gegen Abend aufsteigender Rauch die Nähe einer menschlichen Wohnung und leitete den Fürsten durch finstere Waldschluchten zu Bertha's Zufluchtsstätte. Dort fand der Frankenkönig seine rechte Braut, erkannte sie an dem Ringe, den er ihr einst gesendet, und vernahm mit Entsetzen ihr furchtbares Schicksal. Mit frühestem Morgen stürmte Pipin nach Weihenstephan, zwang die Knechte zum Geständnisse, bestrafte den verruchten Marschall und dessen Frau nach Gebühr und verwahrte die falsche Königin in einem Gemache. Die Unglückliche wurde bald ein Opfer des Grames. Von einem Feldzuge gegen die Sachsen heimgekehrt, eilte Pipin mit großem Gefolge in's ferne Würmthal, holte dort die rechte Gemahlin und zog unter lautem Jubel mit ihr und ihrem Knäblein nach Frankreich, wo Bertha als Landesmutter freudigst begrüßt wurde. Der kleine Prinz ward Carolus getauft, und in ihm wuchs jener Mann heran, den die Geschichte ‚Karl den Großen' nennt."

Aus der großen Geschichte und Sage des Reichs kehrt dann die Erinnerung zurück zu Schwangau's eigener Sage und Geschichte und wir sehen in Lindenschmitt's Bilde Konradin neben dem Minnesänger Hiltibold, Kaiser Lothar, wie er in Breitenwang sterbend Heinrich dem Stolzen die Krone überreicht, und sehen schließlich Luther neben Kaiser Maximilian I. Oft freilich streift der ermüdete Blick kaum die prächtigen Fresken und das Auge jubelt hinaus auf die unvergleichliche Landschaft. Unser Bild preist wohl mit beredtem Ausdruck den Reiz: ihre ganze schier erdrückende Poesie wächst aber in diesem Falle nur aus der Wirklichkeit empor und daraus schon mag man ersehen, welch gottgelobtes Stück Erde das sein muß, das mit einem einzigen Lächeln, einem einzigen Blick aus des Schwansee's abgrundtiefen Auge das Bild und das Wort weit von sich weist. Auch von dem Schreibzimmer des Königs aus thut sich solch eine Fernsicht auf, die aller Beschreibung lacht. Sich in das unendliche All verlierend darf die Seele schweifen.

Da ist es denn kein Wunder, daß der stummen Bewunderung endlich lautes Entzücken folgt; und wir werden darin einig, daß, wie weit uns auch der Weg schon führte im eigenen und im fremden Lande, wir niemals Schöneres sahen, und wir jubeln noch inniger, da dieses Schöne, ob es auch vielfach nach Tirol hinein- und aus Tirol herausragt, deutsch ist durch und durch. Hier in diesem Zimmer pflegte König Ludwig zu arbeiten. Da an der Wand künden auch jetzt noch einige Bände, daß der König ein eifriger Leser war. Die große Mehrzahl der Unmenge Bücher, die er in seine einsamen Schlösser und Burgen kommen ließ, als einzige willkommen geheißene Gäste, ist freilich bereits nach München zurückgewandert. Hier stehen noch Bände von Wieland, Goethe, Schiller, Shakespere, Thiers und Sybel. Wohin ihn seine Liebhaberei am meisten trieb, kann daraus natürlich nicht gefolgert werden. Wir haben aber gewichtige Belege seiner Neigung, ja seiner Schwärmerei für Schiller. Der pathetische Jambenschritt des großen Dramatikers gefiel ihm. Natürlich! Er mußte Dem gefallen, der die Majestät auch äußerlich immer im Purpur sah. Von hier aus mag dann der Kreis seiner Lieblingsschriftsteller leicht gezogen werden, und billig bezweifeln dürfen wir, daß Ludwig Freude hatte an Goethes menschlichem Wort, obschon man Dem, der in der Baukunst von Stil zu Stil schwelgen konnte, zutrauen soll, daß er auch vielartige Offenbarungen der Dichtkunst vorurtheilsfrei auf sich wirken ließ. Hier, in diesem Raume, zu dessen Füßen Wunder der Schöpfung sich sonnen, mag es eine Qual sein, modernen König zu spielen, mag es eine Lust sein, am Schreibtisch zu — träumen. Und zu ganz besonderer Träumerei auch verlockte das Schlafgemach, wenn anders man den märchenhaften Schilderungen trauen will, die der neugierigen Welt geschwätzig über dasselbe erzählt werden. Aber es ist so vielfache Phantasterei über den armen König in die Welt gebracht worden und wird noch täglich gebracht, daß man mißtrauisch sein darf. Wir werden ja, nachdem wir im ersten Theile unserer Schilderung seinen Königsbegriff und damit die Grundlage einer redlichen Beurtheilung seiner historischen Persönlichkeit andeuteten, neben manchem Andern auch des Königs sogenannte phantastische Neigungen streifen, um ein Bild von ihm zu erhalten, das hell und frei und Jedermann begreiflich aus seinen Werken strahlen soll. Hier in diesem Schlafzimmer ist aber wirklich zu besonderer Verwunderung ganz und gar kein Anlaß. Möglich, daß hie und da dessen immerhin erotischer Charakter von einer ungeschickten Hand verletzt wurde. So, wie es jetzt ist, macht es mit dem einfachen, großen und breiten Bett einen recht prosaischen Eindruck. Bei Nacht, wenn es erleuchtet, mag dann allerdings die Wirkung eine reizvolle sein. Wenn man bei Tage auf die Bühne tritt, die uns am Abend zuvor in der Täuschung des künstlichen Lichtes farbige Wonnen vorgaukelte, ist man ja auch erstaunt über die Prosa der papiernen Herrlichkeit. Die Aehnlichkeit mit solch' einer Bühnendekoration ist hier eine vollkommene. Der Jasminstrauch mit seinen reichen Blüthen, die Orangenbäume sind keine lebendigen Zeugen der Mutter Natur. Baum und Blatt, Blüthe und Frucht: Alles gemalt. Was eigentlich ganz vernünftig ist, obschon so Mancher über solche Nachahmung der Natur sich wundert. Aber ich bemerke, daß es thöricht sei, gerade hieraus Besonderes zu folgern. Auch der vernünftigste Mensch, der ja nicht allemal ein starker, nüchterner Charakter zu sein braucht, darf sich dergleichen gestatten. Ganz abgesehen davon, daß Lieblingsblüthen nicht immer zu haben sind, möchte es sich in einem mit natürlichen Bäumen und Sträuchern ausstaffirten Schlafzimmer recht unbehaglich und ungesund ruhen. Und daß dort zwischen künstlichem Gesträuch ein künstlicher Wasserfall weiß aufglänzt, ist im Hinblick auf den ruhelosen Lärm der natürlichen am Ende auch verständlich. Da der König obendrein sehr kurzsichtig

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

war, mochte die Vorstellung, daß er friedlich ruhe inmitten seiner vielgeliebten Natur, eine vollkommene sein. Und giebt es denn eine gleich harmlose und gleich keusche Vorstellung für ein einsames, weltfremdes Menschenkind, als auch im Schlafe sich eins zu wissen mit der allgütigen Mutter Natur? Die Löcher da oben in dem blauen Himmel, der an die Decke des Raumes „geklebt" ist, füllten sich, bevor der König schlafen ging, mit geschliffenen, die sichtbare Größe der einzelnen Sterne tragenden Krystallen. Diese letzteren wurden einfach von dem darüber befindlichen Zimmer aus, durch dessen Fußboden die fraglichen „Sterne" hindurch gingen, eingefügt. Der Mond, im Sternbild des großen Bären stehend, begann mit ihnen zugleich zu scheinen. Und das wurde sehr einfach bewirkt, indem von dem darüber befindlichen Zimmer aus Reflexspiegel ihr Licht hernieder sandten. Da mag es denn wahr sein, daß das solcherweise erhellte Schlafgemach einen im Verhältniß zu unserer gescheidten Gegenwart polizeiwidrig-idyllischen Eindruck machte, was aber nicht hindert, daß man als angeblich normal beanlagter Mensch sich ein Schlafgemach noch ganz anders „effectvoll" hergerichtet denken darf, als dasjenige, das König Ludwig sich hier in Hohenschwangau's weltabgewandtem Boden einrichtete. Jedenfalls weiß ich, daß die große Mehrzahl aller Derjenigen, die diese Beschreibung lesen, sich trotz der eben angeführten „gescheidten Gegenwart" in die unvernünftige Zukunft eines solchen idyllischen Schlafgemaches mollig hinein träumen. Nicht wahr? Und dabei sind wir doch Alle recht vernünftige Staatsbürger. Nicht wahr?



Burg Neuschwanstein.

„Sind wir Alle versammelt,
dann säumt nicht lange:
Nach Walhall brechen wir auf — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —"

„Grüßt mich in Walhall
Froh eine Frau?"

— Copyright Registry Stationers' Hall No. 4187 —

— Copyright 1888. Peter Kraemer. New-York. —

Alle Rechte vorbehalten.



Burg Neuschwanstein.

Nirgends blüht dem Erdensohne ungetrübte Freude. Wir wissen es ja längst, und wie oft wir uns auch über die traurige Wahrheit vergeblich hinwegtäuschen, daß wir jede Freude mit einem Schmerz erkaufen oder büßen, so wollen wir uns im Anblick dieser Landschaft und ihrer beiden herrlichen Burgen wieder einmal überreden, daß hier irdisches Behagen ungestört zum Himmel hinaufwachsen darf. Eitle Täuschung: Zwischen Hohenschwangau und Neuschwanstein lagert der Drache. Es ist hier wie überall: gerade der größere Genuß birgt die große Gefahr. Als ich aus Hohenschwangau herausgetreten und ungestört auf schmalem, abschüssigem Pfad bergauf gestiegen war, daß ich von freundlicher Lichtung aus den Blick auf beide Burgen hatte, ließ ich den Gedanken zurückschweifen auf die Jugend König Ludwigs: hier in diesem Schöpfungszauber ein königlicher Knabe, der eine Krone tragen soll! Der Vater war streng. Manche sagen überstreng. Jedenfalls war es die Sorge um sein Land, das die Sorge für das Gedeihen des Sohnes zur Härte steigerte. Der sollte ein ganzer König werden.

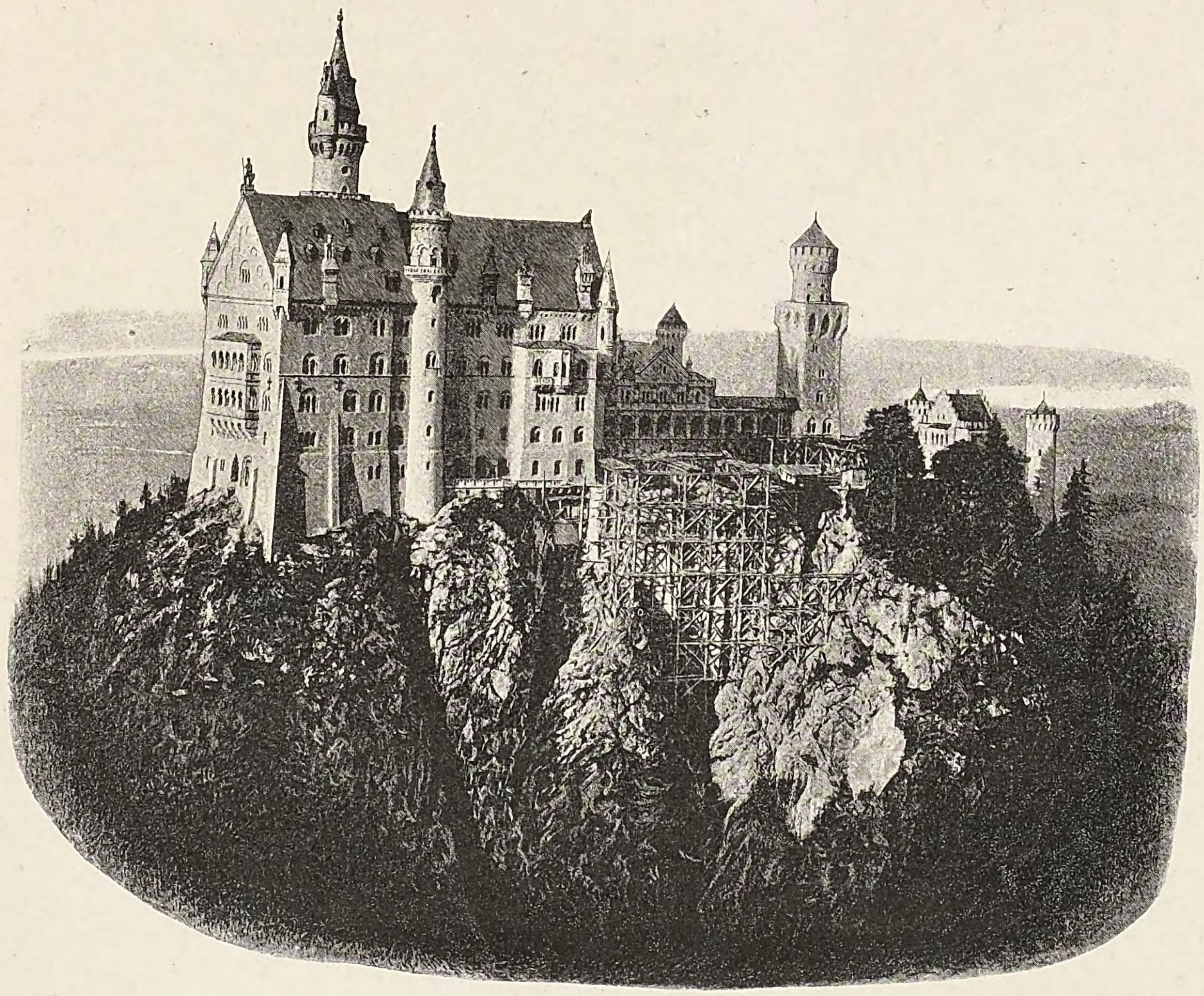
Und kaum achtzehnjährig wurde der ein König. Er prangte in Schönheit und ein Zauber strahlte aus seinem Auge, der alle Welt weltfremd anmuthete und alle Welt mit sich fortriß. Es wird der Zauber Hohenschwangau's gewesen sein; denn das wird im Erinnern klar: diese Landschaft und dieser König gehören zueinander, sie sind eins. Sieht man sie nebeneinander, dann fragt man unwillkürlich, ob diese Landschaft diesem Knaben ihre Züge aufprägen konnte. Freilich, erinnern wir uns der Gleichgiltigkeit, mit der ein Lombarde an der ewigen Herrlichkeit des prangenden Monte Rosa vorübergeht, oder des Rabengesindels, das Isola Bella's Schönheit harmlos besudelt, dann ist die Frage schon gelöst: die liebe Gewohnheit zertritt das Außerordentliche.

Aber König Ludwig war, mag er sich geistig in einem Cirkel bewegt haben, der vielleicht nicht darnach aussah, sich im Horizonte menschlicher Erkenntniß zu verlieren, doch keineswegs der landesübliche Gewohnheitsmensch. In Hohenschwangau's Prachtnatur war er, sie fühlend und sie preisend, aufgewachsen und zu ihr kehrte er immer gleichbegeistert zurück. Und darum wird und muß diese Natur, die jetzt so schmachtend weich sich vor uns dahin verliert wie nur ein liebeseligstes Frauenlächeln und die doch mit dem Gebirgssturme grollen und toben kann in Alles zertretender Härte, diesem Jüngling ihre Züge ge-

liehen haben. Kurz vor seinem Ende, da man ihn daran erinnerte, daß der König auch der Stadt und damit dem hastenden Kampfe des Tages gehöre, meinte er, daß die harmlose Freude an der Natur ihm doch wahrlich nicht verdacht werden könne. Aber sie wurde ihm verdacht und sie mußte ihm verdacht werden, weil er ein König war.

Und seine Rechtfertigung war eine Anklage. Wir haben oben erzählt, was Alles Hohenschwangau in sich birgt an Sage und Geschichte. Nun wohl, diese Sage und diese Geschichte und diese Natur haben ihre Schuldigkeit gethan. Was an Idealen in dem Königsknaben schlummerte, das haben sie groß, das haben sie aber auch an sich herangezogen. Die strenge auf das Bedürfniß der Gegenwart gerichtete Erziehung hat dabei ganz unwillkürlich mitgeholfen und einen — Vergangenheitskönig geschaffen. Denn darüber liegen Beispiele in Fülle vor, daß von König Max der starrste Majestätsbegriff auf den Knaben überging. Daß dies an und für sich kein Grund ist, einen Herrscher außerhalb des Volksbewußtseins zu stellen, beweisen ja die Hohenzollern. Nun ja, ein echter Wittelsbacher wird da sein „Aber" haben. Aber freilich, wir erinnern uns da eben, daß König Max das geeinte Italien durchaus nicht anerkannte, daß er, um nach Rom zu gelangen, wo er oft und gern weilte, regelmäßig verschmähte, den Boden Viktor Emanuel's zu betreten, dafür regelmäßig zur See reiste, ob er schon regelmäßig in bedenklicher Weise seekrank wurde. So weit ging sein Sohn freilich nicht. Ja, denkt man sich zu seinem auf vollberechtigtem Ahnenstolz ruhenden legitimistischen Starrsinn seine in selige Zeit zurückschweifenden Ideale, dann kann man sich nicht genug wundern und kann man nicht genug bewundern, daß er zuweilen eine That fand, die ihm das ganze jubelnde Entzücken derselben Gegenwart, der er weit abgewandt wandelte und wandeln mußte, eintrug. Heute freilich, nach dem Tode des unglücklichsten Mannes, und nachdem zumal das Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs veröffentlicht ist und in blöden Köpfen allerdings eine Mißdeutung der Einheitsverdienste König Ludwigs zulassen mag, bildet sich jeder Bube ein, den Ruhmeskranz zerblättern und zertreten zu dürfen, an dem doch Alldeutschland geflochten. Aber freilich, solches Beginnen stellt sich immer ein, wo der Jubel mehr eine Folge des Instinkts als des Verstandes war. Wenn nach Siebzig alle Welt glaubte, daß der junge Bayernkönig mit freudigstem Entzücken zur deutschen Kaiserkrone griff, um sie jubelnd dem preußischen Könige zu überreichen, dann irrte eben alle Welt. Er kannte vermuthlich ein anderes königliches Haupt, dem die deutsche Kaiserkrone wohl anstehen möchte. Und dieses Haupt war das seine. Im Hinblick auf das immer stärker werdende Preußen mag er und muß er sich dann nur widerwillig und dem äußersten Zwange der Verhältnisse gehorchend, entschlossen haben, die deutsche Kaiserkrone nach dem Norden zu tragen. Aber er entschloß sich, er gehorchte den Verhältnissen. Und das war bei solchem Charakter, bei solcher Weltbetrachtung eine That, die freilich nicht übermäßigen Jubel, aber dauernde Würdigung verdient. Da macht man sich nun darüber lustig, daß König Ludwig dem Könige von Preußen die Kaiserkrone in einem Briefe anbot, der in — Versailles aufgesetzt, dann nach München geschickt und vom Könige einfach abgeschrieben war. Nun, verteufelt komisch sieht das auf den ersten Augenblick allerdings aus. Aber auch nur so lange; denn im Grunde ist die ganze Sache durchaus natürlich, wenn man auch wünschen möchte, daß die bayrischen Staatsmänner von damals etwas vorsichtiger gewesen wären und statt des Wortlauts einfach den wesentlichsten Sinn des fraglichen Briefes beibehalten hätten. In jedem Falle war die ganze Angelegenheit, Alldeutschland eine monarchische Spitze zu geben, die denkbar heikelste.

Wo ein Bismarck, der weise die Drohung verschmähte, kaum den Weg ahnte, durften die Rathgeber König Ludwigs, die dem siegreichen Preußen gegenüber doch auch eine besondere Etikette zu wahren hatten, unfähig sein in der Wahl des rechten diplomatischen Wortes. Da mußte denn dessen großer Meister helfen und er half. So könnte man nur dann über diese angebliche Kaiserkomödie lächeln, wenn es sicher wäre, daß König Ludwig den fraglichen Brief als Bismarck'sche Arbeit kannte.



Burg Neuschwanstein.

Aber man wird sich weise gehütet haben, ihm das zu sagen. So schrieb er einfach ab, wie andere Könige auch abschreiben und ablesen, was ihre Rathgeber diplomatisch ausgeklügelt haben, mögen das nun Schreiben „An mein Volk" oder sonstige Botschaften sein. Der fragliche Brief hatte ja dann auch trotz alledem in Versailles allgemeine Rührung nebst heller Freude zur Folge, und noch im Jahre 1875 feierte der deutsche Kronprinz bei einem Festessen in Augsburg Bayerns König wegen desselben Briefes, den er „wahrhaftig" abgeschrieben hatte.

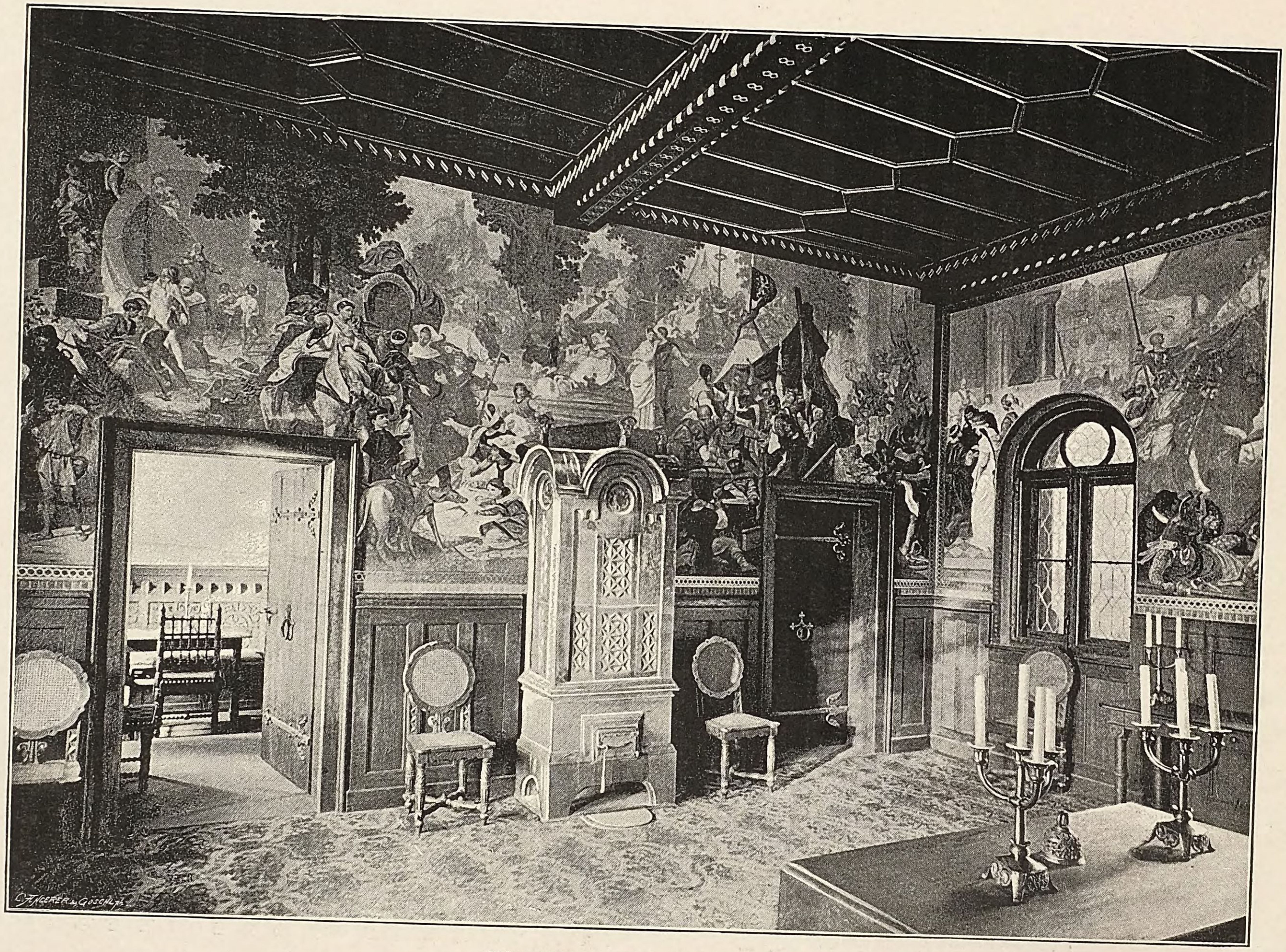


Ansicht des Speisezimmers. (Thorbau.)



Ansicht des Schlafzimmers auf Burg Neuschwanstein.

In Lichtdruck von Albert Frisch in Berlin.



Weitere Ansicht des Speisezimmers. (Thorbau.)

Ich setze den Brief zugleich mit demjenigen, den Ludwig an König Johann von Sachsen schrieb, hierher, weil er da stehen soll, wo des Königs steinerne Märchen ragen:

„Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündniß werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe Mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesammtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben.

Ich habe Mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit Mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde.

Sobald Mir Ew. Majestät und die verbündeten Fürsten Ihre Willensmeinung kundgegeben haben, würde ich Meine Regierung beauftragen, das Weitere zur Erzielung der entsprechenden Vereinbarungen einzuleiten.

Ludwig."

Und der Brief an den König von Sachsen lautete:

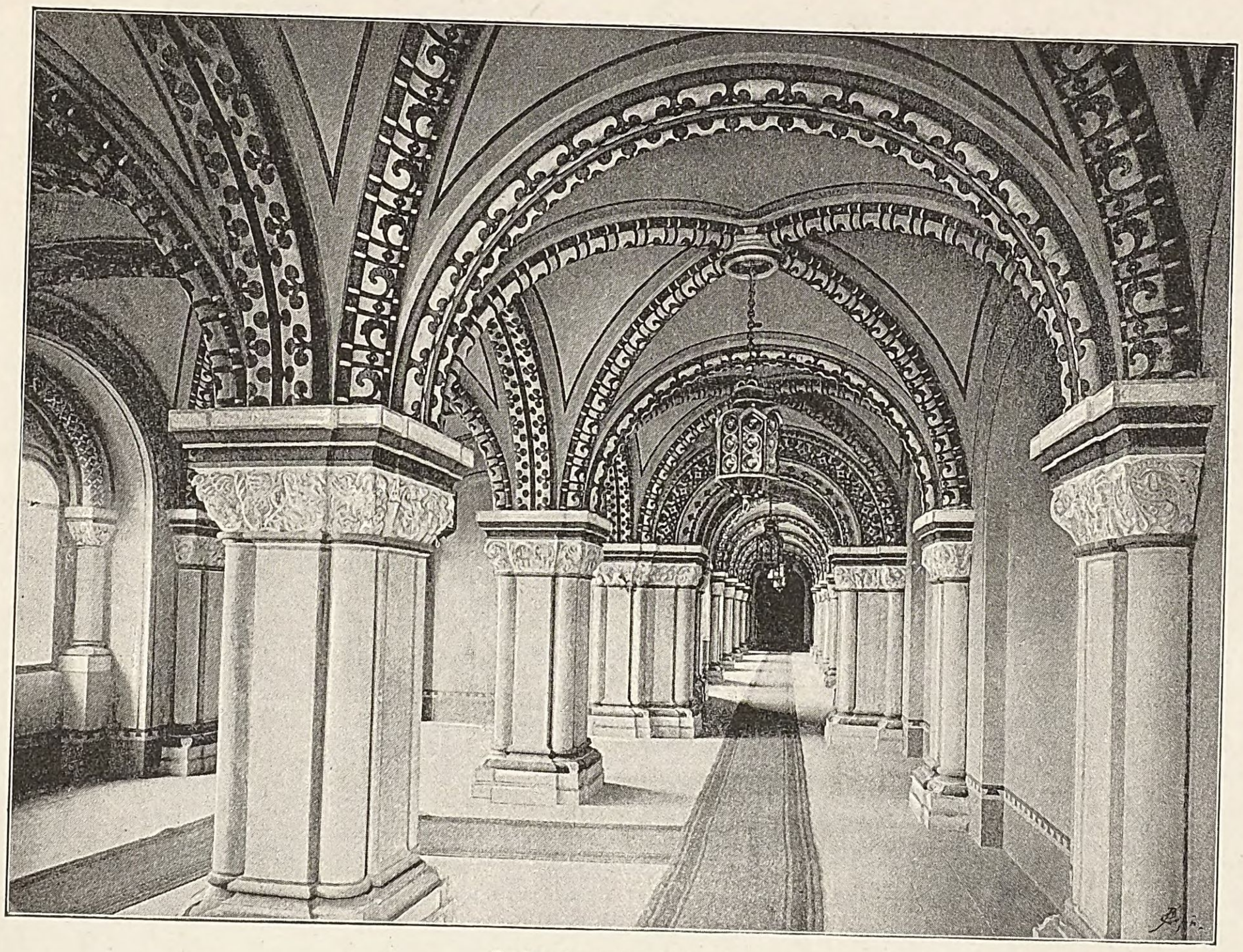
„Durchlauchtigster, großmächtigster Fürst, freundlich lieber Bruder und Vetter! Die von Preußens Heldenkönig siegreich geführten deutschen Stämme, in Sprache und Sitte, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten vereint, feiern nunmehr auch eine Waffenbrüderschaft, welche von der Machtstellung eines geeinigten Deutschlands glänzendes Zeugniß giebt. Beseelt von dem Streben, an dieser werdenden Einigung Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, habe Ich nicht gesäumt, deshalb mit dem Bundeskanzleramte des Norddeutschen Bundes in Verhandlungen zu treten. Dieselben sind jüngst in Versailles zum Abschlusse gediehen. Ich wende Mich daher an die deutschen Fürsten, insbesondere an Ew. Majestät, mit dem Vorschlage, gemeinschaftlich mit Mir bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde. Es ist Mir ein erhebender Gedanke, daß Ich Mich durch Meine Stellung in Deutschland und durch die Geschichte Meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu thun, und gebe Ich Mich der freudigen Hoffnung hin, daß Ew. Königliche Majestät Meinem Vorgehen freundliche Zustimmung ertheilen werden. Indem Ich Mir daher das Vergnügen gebe, Ew. Königliche Majestät gleich den übrigen verbündeten Fürsten und freien Städten, um deren gefällige Willensmeinung zu ersuchen, bin Ich mit Versicherung vollkommenster Hochachtung und Freundschaft Ew. Königlichen Majestät freundwilliger Bruder und Vetter

Ludwig."

Ob auch dieser zweite Brief in Versailles fabricirt war, ist aus dem Tagebuche des Kronprinzen nicht zu ersehen. Es ist ja möglich, aber wer nur ein klein wenig Stilgefühl hat, wird jedenfalls schnell merken, daß der zweite Brief aus anderen Kopfe kam als der erste. Aber ich wiederhole: es ist gleichgiltig, wie der König diese That gethan. Er hat sie, seine Erziehung, seinen Stolz überwindend, gethan. Und das ist genug. Die moralische Wirkung dieser That war auf Alldeutschland, auf alles Land, wo Deutsche wohnen, eine ungetrübte, Alles mit sich fortreißende. Die junge deutsche Einheit, deren Kraft

allerdings kein störrischer König mehr hätte brechen können, trug nun auch äußerlich das Weihekleid, das sie hoch emporhob in der Achtung und in der Scheu ihrer Feinde.

Und wenn man selbst dieser Wirkung gegenüber hartnäckig sein und sich einbilden will, daß ohne Bayerns Mitthun und Vorgehen, das man nicht leicht erzwingen konnte, ein ähnlicher Einheitsjubel möglich gewesen wäre, so mag man ja an König Ludwig mitleidig lächelnd vorübergehen. Aber der Einsichtige wird immer eine That an den Verhältnissen messen, denen sie entwuchs, und darnach urtheilen.



Corridor im zweiten Stockwerk.

Die deutsche Kaiseridee gehört unendlich eher und gemäßer Baden's herrlichem Großherzog zu. Ihn preist kein lauter, Alles übertönender Zuruf des Volkes. Fährt er durch Berlin, dann grüßt ihn freudig alle Welt, aber kein Hurrah tönt zu ihm aus dem hurrahlustigen Volke. Ein leises, ich möchte sagen, ernstes Lächeln umspielt sein Antlitz. Er wird wissen warum, denn wenn der Tag die Größen des Tages verweht haben wird, dann wandelt Großherzog Friedrich im Sonnenschein der Geschichte.

König Ludwigs Verdienst aber liegt anderswo als in der Lust an deutscher Kaiserei, die ja auch beim König von Preußen erst in zweiter Reihe kam. Es liegt darin, daß er seiner partikularistischen

Kammer, seiner Familie zum Trotz schon vor Ausbruch des Krieges keinen Zweifel ließ, daß er mit Preußen kämpfen werde. Ich habe früher zu einer Arbeit über französische Zustände die zwischen 1866 und 1870 liegenden französischen Parlamentsberichte gelesen. Aus ihnen, wie aus den gleichzeitigen Zeitungsäußerungen, kann man aller Augenblicke die liebe französische Speculation auf Bayerns Vertragsbruch finden. Und als Bayern endlich im Juli 1870 von der französischen Diplomatie wegen seiner etwaigen Haltung befragt war und König Ludwig geantwortet hatte: „Treu dem Allianzvertrage, für

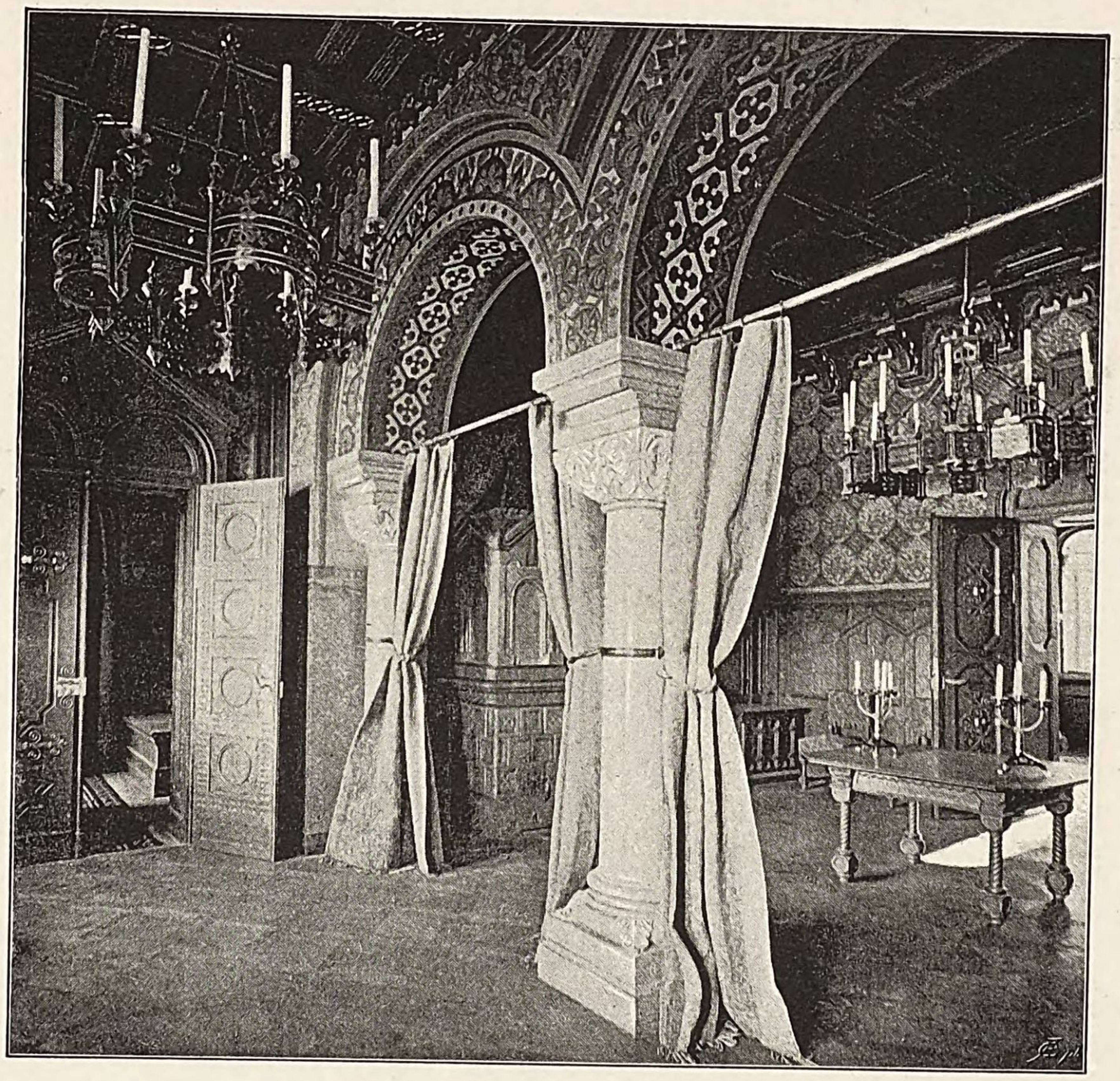


Erste Ansicht des Dienstzimmers.

welchen ich mein königliches Wort verpfändet habe, werde ich mit meinen Bundesgenossen für die Ehre Deutschland's und damit für die Ehre Bayern's einstehen, sobald es die Pflicht gebietet," glaubte noch kein vernünftiger Mensch in Frankreich, daß der stolze Bayer Wort halten werde. Die bekannten vernünftigen Leute in Frankreich glauben nun allerdings immer das — Gegentheil.

Daß man aber auch in Deutschland Bayern die Berechtigung des Zögerns zugestand, beweist der grenzenlose Jubel, als nach der französischen Kriegserklärung in Berlin das Telegramm einlief: „Se. Majestät König Ludwig II. hat den casus foederis für gegeben erachtet und die Mobilmachung angeordnet." Dieser Jubel sprang nach Alldeutschland hinüber und dieser Jubel war es, der uns den Sieg gebären half, bevor wir noch den Feind gesehen hatten. Aus diesem grenzenlosen Jubel sproß

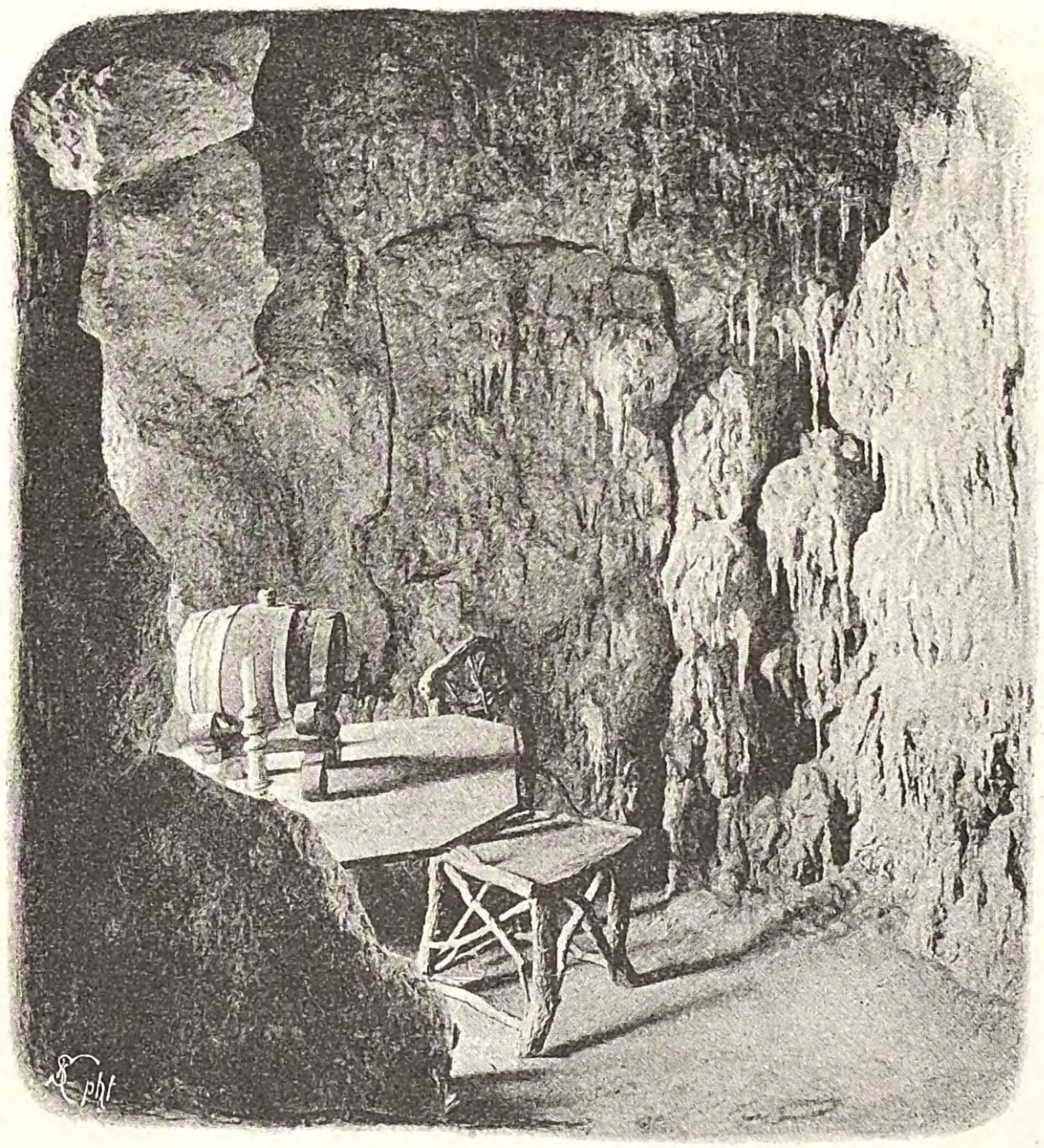
dann freilich auch eine grenzenlose Verehrung des jungen in Schönheit prangenden Königs. Ihr müßt Euch schon dieses Jubels schämen, wenn Ihr Euch dieser Verehrung schämen wollt. Aber dazu ist nun freilich gar kein Grund. Preußens König, der deutsche Kaiser, hat nichts gethan, um König Ludwigs Ruhm auf ein tieferes Maaß herabzustimmen. Er, der durch eine Welt des Mißtrauens zum Ziele hatte schreiten müssen, wußte wohl, warum er diesen Ruhm allezeit schonte, warum er Ludwigs Stolz, der später bis zu vollendeter Rücksichtslosigkeit sich vergaß, willig ertrug.



Zweite Ansicht des Dienstzimmers.

Und wenn man dennoch Neigung hat, Ludwigs damalige schnelle That in ihrer Bedeutung zu unterschätzen, so braucht man sich bloß der ihr vorangehenden und ihr folgenden bayrischen Landtagsverhandlungen zu erinnern, um des Königs Verdienst aus allem Zweifel zu lösen. Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges hatte Fürst Hohenlohe der Kammermehrheit weichen müssen. Das bedeutete aber nicht mehr und nicht weniger als die völlige Verurtheilung derjenigen Politik, welche den Anschluß an Preußen als Bayerns vornehmste Aufgabe betrachtete. Die neue Kammermehrheit ging so weit, dem Könige die Freude über den Ausfall der Wahlen und das Mißtrauen gegen sein seitheriges Ministerium in einer Adresse zu erklären, die er freilich nicht annahm, die aber dadurch zur dauernden Kennzeichnung der damaligen Gedanken und Bestrebungen geworden ist, daß von sieben bayrischen Prinzen nicht weniger als

sechs für dieselbe stimmten. Diese selbe Kammer hatte natürlich durchaus keine Lust, Bayerns Bundespflicht anzuerkennen und gemeinsam mit Preußen zu kämpfen. Man war allenfalls zu bewaffneter — Neutralität geneigt, aus der nicht wenige Hitzköpfe gar gern eine Theilnahme für Frankreich und gegen Preußen gemacht hätten. Ein Münchener Abgeordneter war es, der in den Verhandlungen über die für die Mobilisirung geforderten Gelder das Wort fand, es lasse ihn ganz und gar gleichgiltig, wenn ein Räuber in das Haus seines Nachbars falle. Das heißt, man solle nur Preußen seinen Streit mit Frankreich gefälligst allein auskämpfen lassen. Die fragliche Sitzung war im Uebrigen derartig, daß ob allzu



Ansicht der Tropfsteingrotte.

cynischer Redensarten die lebhaftesten Widersprüche der Linken laut wurden und diese letztere schließlich den Saal verließ, den sie erst dann wieder betrat, als der Präsident jene „Redensarten" gerügt hatte. Bis in die Nacht hinein währte der häßliche Redekampf, der sich selbst am besten dadurch kennzeichnet, daß Freiherr von Stauffenberg mitten im Wort ermattet zusammensank und weinend das Haupt mit beiden Händen bedeckte. Schließlich, nachdem Dr. Sepp, ein bis dahin mit der Mehrheit gehender Abgeordneter eine großartige, deutsch-patriotische Rede gehalten, wurde endlich der Schlußantrag, die Gelder nur zur bewaffneten Neutralität zu gewähren, abgelehnt und dann nur „für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges" der größere Theil der militärischen Forderung bewilligt. Ein Jubelsturm brach in jener Nacht in dem Münchener Volke auf und er drang bis hin zu den noch erleuchteten Königsfenstern. Die

öffneten sich wiederholt und wiederholt dankte König Ludwig. Und als ihm darauf König Wilhelm telegraphirte: „Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisirt,“ da antwortete er: „Ihr soeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge es zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns werden.“

Groß und stolz wird diese That, wird dieses Wort in der Geschichte strahlen. Bis hierher kann keine Verleumdung und Verkleinerung dringen. Die ganze Bedeutung der königlichen Handlungsweise



Ansicht des Wintergartens.

wird aber dadurch uns klar, daß wir aus dem oben genannten Tagebuche erfahren, der König habe dem deutschen Kronprinzen bei dessen münchener Aufenthalt einen Brief übergeben, in welchem die unbedingte Erhaltung des bayrischen Besitzes gefordert oder auch erbeten wurde. Das beweist denn doch so viel, daß König Ludwig die Folgenschwere der etwaigen preußischen Siege ahnte, daß er wußte, ein jetzt siegreiches Preußen werde unwiderstehlich sein und mit seinen jetzigen Bundesgenossen machen dürfen, was es wolle. Es ist zweifellos, daß gerade diese Furcht auch die bayrische Kammermehrheit beherrschte, deren Verhalten heute leicht getadelt werden, aber im Grunde gar manche bedeutsame Entschuldigung für

sich in's Feld führen kann. Gerade Württemberg und Bayern, wovon das erstere in der napoleonischen Zeit nicht weniger als 78 Landesherrschaften verschluckt hatte, durften dem von dem politischen Radicalismus böse verdächtigten Preußen gegenüber in einem besonderen Mißtrauen verweilen. Sie selbst waren auf Kosten Anderer, deren Einige ihnen fast ebenbürtig zu sein glaubten, gewachsen. Da war denn, zumal im Hinblick auf die Tage von 1866, die Ansicht wohl erlaubt, Preußen könne, wenn es einmal nicht mehr vor Frankreich zu bangen brauchte, eine napoleonische Fortsetzung machen und den ganzen Süden rücksichtslos annectiren.

Nun, wir sehen ja täglich, daß diese Befürchtungen unnöthig waren. Eine klügste Politik hat es so geleitet, daß die deutschen Fürsten ruhiger und sicherer auf ihren Thronen sitzen als je zuvor. Die Gründe werden wohl nicht fehlen, welche jetzt gerade die Fürsten zu den Trägern der deutschen Einheit machen. Es werden dieselben Gründe sein, die das frühere Mißtrauen gegen Preußen in unerschütterliches Vertrauen gewandelt und nun auch Dänemark und Griechenland in die Nähe der deutschen Centralsonne gezogen haben.

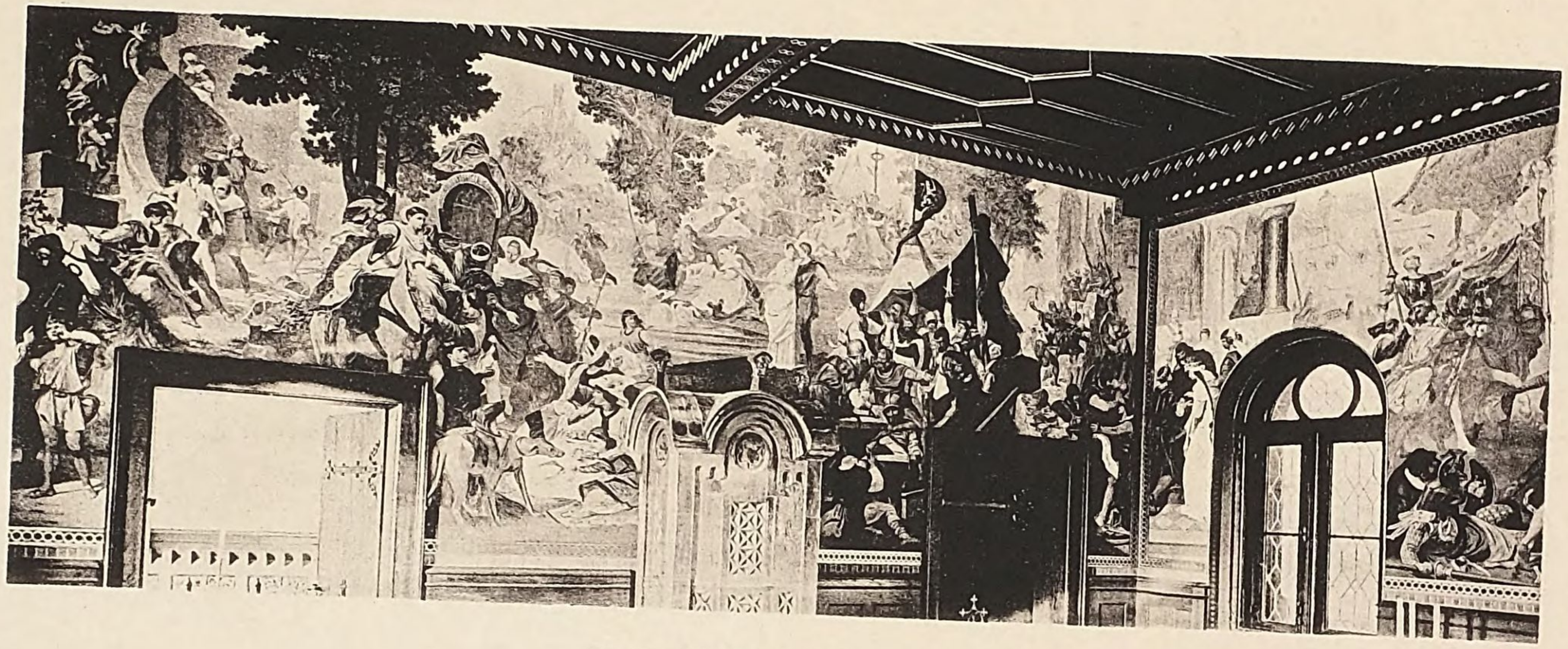
Diese Gründe bedeuten das Zusammenfassen aller monarchischen Kraft gegenüber den etwaigen republikanischen Extravaganzen des Volkes, dem freilich, in Deutschland wenigstens, so viel Bewegungsfreiheit innewohnt und innewohnen soll, daß in alle Zukunft hinaus an Deutschlands Einheit Keiner mehr rütteln darf: er heiße Volk oder Fürst.

Es ist eine eigene Ironie der Geschichte, daß, während die vorher widerstrebendsten süddeutschen Prinzen mit der sachlichen auch die persönliche Abneigung gegen Preußen innerlich überwanden, gerade König Ludwig es sein mußte, welcher der Sache niemals die Person bei- oder unterordnete und schließlich auch die nothwendigste höfische Rücksicht vergaß. Aber dem sei, wie ihm wolle: er hat der Sache zum Siege geholfen und darum preisen wir ihn.

Damit müssen wir aus jener Zeit scheiden. Trübe genug, denn wir scheiden damit von König Ludwigs männlichsten Tagen und wir kehren nun in die webende Waldeinsamkeit und damit in all ihre Herz und Geist verführende Fährlichkeit zurück. Wir verlassen den königlichen Kämpfer und wir kehren zurück zum König, der ein Künstler wurde.

Den eigenartigen Zauber, der von Hohenschwangau zu Neuschwanstein führt und beide Burgen mit einem unvergleichlichen Schimmer der Romantik umkleidet, verstehen wir wohl am besten — und damit ein gut Theil dieses königlichen Künstlerthums — wenn wir den Besuch Neuschwansteins hinter uns haben und oben an der Marienbrücke, unter welcher der wilde Pöllat hindurchrast, überschauen können, was Alles wir hier gesehen und erlebt.

Von dem Dorfe Schwangau führt eine bequeme Fahrstraße hinauf zum Tegelfelsen, aus dem Neuschwanstein gleichsam herauswächst. Die Straße ist natürlich eigens für das Bedürfniß dieses Königsbaus, der mehr als zwölf Jahre währte, bevor sein Bauherr in ihm behaglich sich niederlassen konnte, hergestellt. Pulver und Dynamit mußten das widerstrebende Gestein sprengen, um den Zugang breit und bequem zu machen. Da, wo der Boden nachgiebiger war, mußten große Aufmauerungen stattfinden, die natürlich nicht eben geeignet waren, diese Königsstraße wohlfeiler zu machen. Hie und da kann man von ihr aus, die in behaglicher Steigerung aufwärts führt, auf schmalen Pfad gelangen, um mitten im stillen Hochwald fürbaß zu wandern. Heilige Stille lagert über der Natur. Kein Vogel



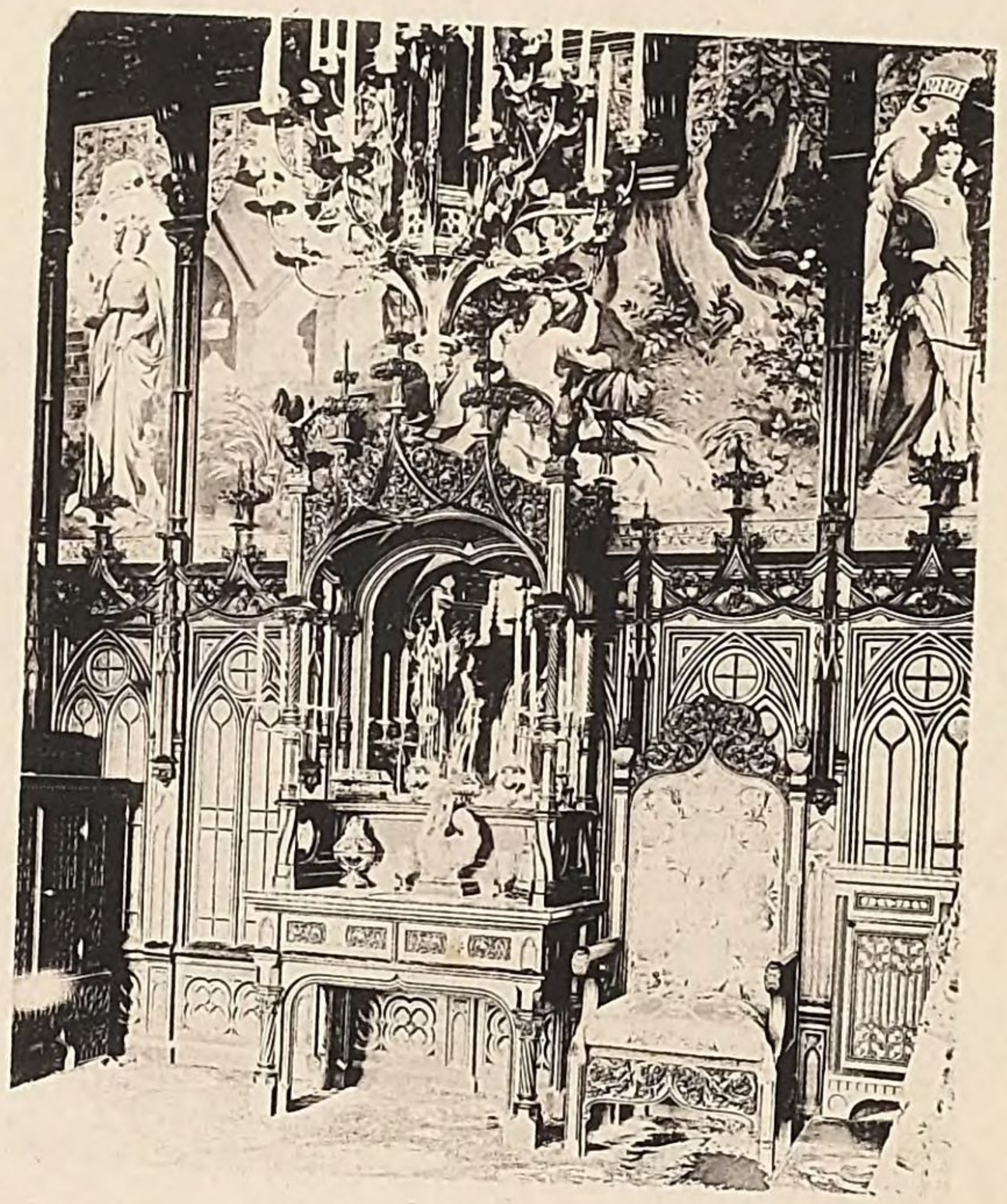
Wandgemälde des Speisezimmers. (Chorbau.)



Lesepult.



Blick auf das Schlafzimmer.



Waschtisch.

Einzelstücke aus Burg Neuschwanstein.

In Lichtdruck von Albert Frisch in Berlin.

jubelt sein Lied zu der Bläue hinauf, die über den grünen Wipfeln lagert. Diese geheimnißvolle Stille hilft der Andacht, in der wir weiterschreiten, sich in sich selbst zu verlieren. Freilich, das stille Glück dauert nicht lange; denn hinter uns her kommt ein ganzer Troß schaulustiger Wanderer, die einen übergroßen Vorrath an heiterer Mundfertigkeit mitgebracht haben und nun zu der „Götterburg" hinaufquatschen, als ginge es zur Octoberwiese in München, oder zu der diesem Dialect etwas näheren Berliner Hasenhaide. Freilich, daß ich's gestehe, die Gesellschaft unterhielt sich recht lebendig, und wie es mir schien, waren etliche hochkundige Wagnerianer dabei, die, es sei dahingestellt aus welchem Grunde, gerade hier allerhand Citate aus Richards unsterblichen Werken an den Mann oder die Frau brachten und damit dieser Wanderung ganz unwillkürlich einen höchst „stilvollen" Rahmen gaben. Der eine der Herren beklagte sich nicht wenig, daß er unten in Schwangau's sogenanntem Gasthaus zur Alpenrose sich unter aller Kritik nebst zwei andern Genossen hatte unterbringen lassen müssen, und ob auch seine Frau dasselbe von sich behauptete, nur daß sie von Genossinnen sprach, tobte der Gequälte weiter und

„Nun weißt du, fragende Frau,
Warum ich — Friedmund nicht heiße."

Die fragende Frau war aber durchaus nicht verlegen und schmetterte ihm ein erstauntes:

„So — sah ich
Siegvater nie!"

entgegen. Und als nun gar ein weichblonder Jüngling die Siegmutter zu trösten suchte und ihr rieth, ihm — nämlich dem Jünglinge — lieber den Gaumen zu lechzen, da er durstig sei, verwandelte sich Siegvater, der im Allgemeinen freilich an Langweiligkeit mit Papa Wotan wetteiferte, plötzlich in den edlen Hunding und donnerte ein:

„Wie gleicht er dem Weibe!
Der gleißende Wurm
glänzt auch ihm aus dem Auge."

Der aber deutete sachkundig auf eine ganz andere vor ihm im luftigen Maienkleide einherschwebende Jungfrau und declamirte pathetisch:

„Ein Weib sah ich,
wonnig und hehr;
entzückendes Bangen
zehret mein Herz."

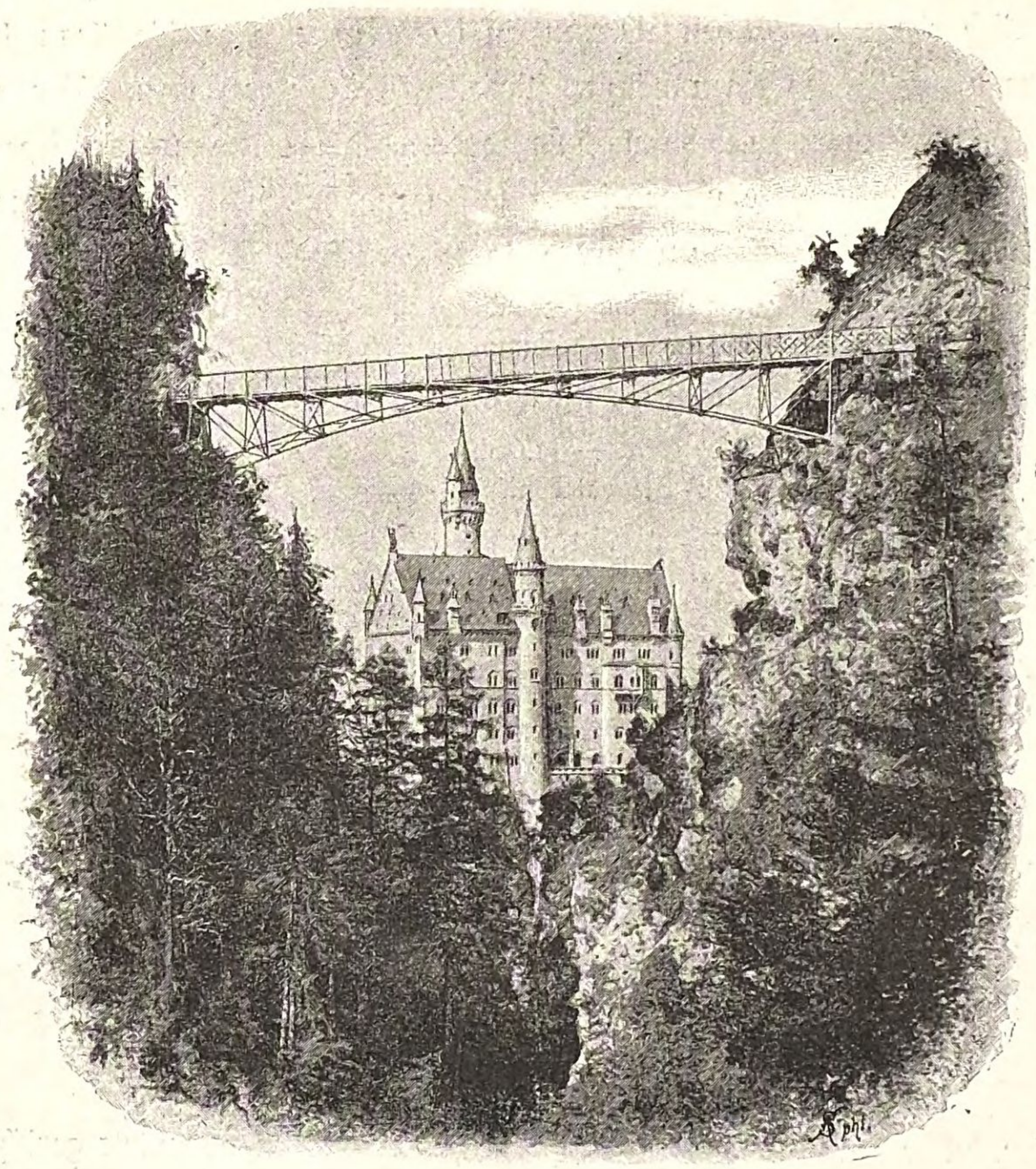
Das nun gefiel Siegvater, da er den blonden Blick nicht seitwärts, sondern vorwärts gerichtet sah und er band sie los die bauschige Trösterin von der Seite seiner Getreuen und er reichte sie selbst ihm hin, damit er „lechze den Gaumen". Dann aber sprach er:

„Geh' hin, Knecht!
Kniee vor Fricka."

Und der ging frisch gestärkt von dannen, und wenn er am Ziele seiner Wünsche auch nicht kniete, so trillerte er doch mit einem gar liebesamen Tenor:

Im Lenzesmond
leuchtest du hell;
hehr umwebt dich
das Wellenhaar;
was mich berückt,
errath' ich nun leicht —
denn wonnig weidet mein Blick.

Nun hätte die fragliche Maid schließlich doch auch ein gebundenes Wort sagen können, aber sie meinte bloß: „Ich schwärme auch, mein Herr, und zwar für den göttlichen Mozart, aber wissen möchte ich doch, welchen Einfluß die entsetzliche Wagner'sche Musik auf König Ludwig hatte.“ Und soll man's glauben: nun wirklich begann ein langes und lautes Hinüber und Herüber über die Kunst und Unkunst Richards, des viel Geschmähten und viel Gelobten, und nicht viel fehlte, daß auf dieser in hoheitsvoller Stille ruhenden

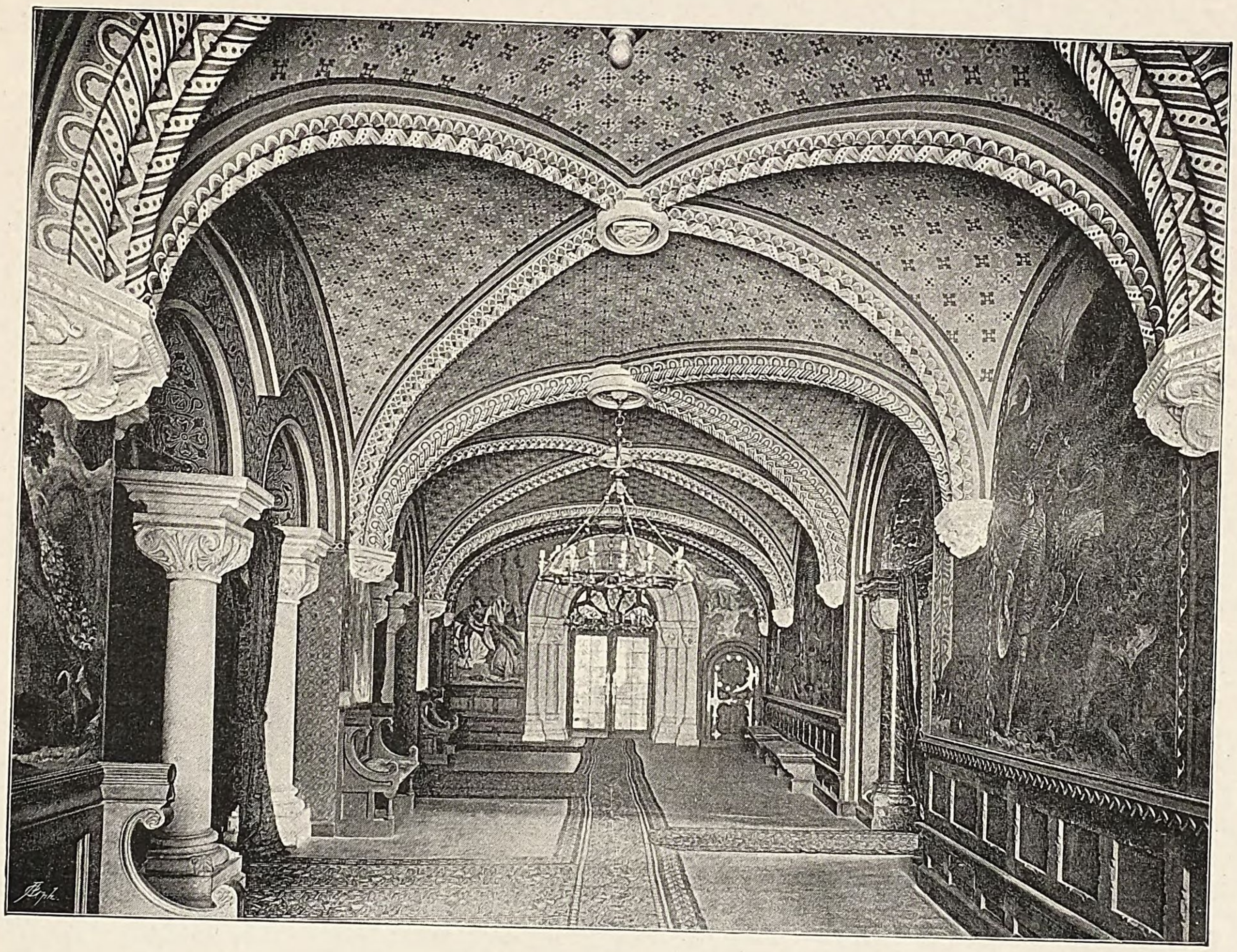


Neuschwanstein von der Pöllatschlucht gesehen.

Gebirgsstraße der lächerliche Streit ausartete in wüsten Lärm. Dann aber begnügte sich doch die siegreiche Phrase mit dem ruhigeren Genuß ihres Erfolgs, und als Einer meinte, der Schlüssel zu solch einer Beurtheilung liege vielleicht im „Lohengrin“ und im „Siegfried“, wurde bloß gefragt, wie so er zu einer so komischen Behauptung käme. Lohengrin ginge noch, denn der König wäre ja zuweilen Schwan gefahren. Aber Siegfried, da kämen überhaupt so langweilige Duette drin vor, daß man überhaupt nicht zum Genuß seines eigenen Solo gelangen könne. Geschweige nun gar ein König, der doch nur solo war. Diese Beweisführung hatte durchschlagenden Erfolg und wurde obendrein mit einer Sicherheit der Stimme vorgetragen, die jeden Widerspruch abwies. Der also Abgeführte schlug nun zwar nicht die Hände, sondern

schon mehr bildlich die Augen über dem Kopfe zusammen, dann kam er vertrauensvoll zu mir, dem er wohl ein Herz für alles Menschenleid zutrauen mochte, und sagt bloß:

„O Siegfried! Siegfried!
leuchtender Sproß!
Liebe — dich."



Corridor im zweiten Stockwerk.

Da wäre es nun unrecht gewesen dem philosophischen Rhythmus Wagner'schen Verses nicht auch zu opfern und ich sagte:

„O, Mutter! Mutter!
dein muthiges Kind!
Im Schlafe liegt eine Frau: —
die hat ihn das Fürchten gelehrt! —

Da sah er mich denn groß an, es blitzte auf in seinen Augen. „Schlüssel?" rief er. „Ja, Schlüssel!" lachte ich. „So muß die Burg sich öffnen und ob sie hinter tausend Thoren sich verbirgt!"

Aber wir kamen näher und näher, immer steiler stieg die Straße hinauf und die beschwerlichere Wanderung zwang endlich auch das Geschnatter. Wenigstens insoweit, daß man sich jetzt ausschließlich mit sich selbst beschäftigte. „Sind wir noch nicht bald da?", meint eine Dame. — „Noch längst nicht!" — „Ach, ich bin ja aber schon jetzt marode." Das sah man ihr nun freilich an, denn ihr schönes Gesicht zeigte eine schier beängstigende Farbenmischung von Roth und Blau. Und als wir da, wo rechts der Weg zu der Marienbrücke abzweigt, angekommen waren, knickte das holde Geschöpf mit einem: „Ach Gott, ach Gott, ich kann nicht mehr", zusammen. Die übrige Gesellschaft war weit voran, nur einige behagliche Nachzügler nahmen sich Zeit und sie konnten denn der Dame unter die Arme greifen und sie zu der Burg, die jetzt schon durch die Bäume weiß entgegenschimmerte, hinauf führen. Rührend benahm sich dabei ein Bewohner jener sächsischen Ebene, auf welcher einst der corsische Eroberer geschlagen wurde, und wo seitdem die große Seestadt Leipzig immer größer geworden ist. „Säh'n Se, mei gud'stes Freilein", meinte der herrliche Mann, „ich wärdde Se je so gerne nauftragen auf die scheene Keenigsborch. Ahwer ich kann Se nich. Ich kann Se wärklich nich. Ich bin Se so kalant, wenn ich Se kennte, ich dät's weeß Knebbchen. Ahwer, meine arm' Beine, die sein je selwer so marode. Seit drei Jahr'n nu schon da leid'ch Se drahn. Keine Salwe und keine Bäder, Alles hilft nischt und wenn mer als gebildeter Mensch de Keenigsschlesser nicht gesäh'n ha'm mißte, da hätt'n mich keine zehn Pfärde hergekriegt. Nu is's je wahr, mer hätten hier herauf auch fahr'n kennen. Nu sein mer'sch ahwer nich und da kann ich Se bloß sagen, kennt ich jetzt d'n Ritter schpiel'n un Sie als scheenstes Borchfreilein auf de Borch tragen, da wärdde der scheenste Augenblick meines Läm's in der Nähe sein. Ach, lachen Se mer nich so, Se mein' wol ich machte faule Wippchen? Die mach'ch Se iewerhaupt nich. So manches Dornreeschen weiß dadervon zu erzählen. Und wenn's auch keine Keenigsborch war, die konnte mer Se je sich derzu denken. Wenn die dann schlief, dann hab' ich unten gestanden als treier Ritter und wenn ich dann fiff: „Wie gerne Dir zu Fießen", da wich der Zauwer von der verzauwerten Prinzessin un se machte das Fenster auf und rief mer zu: „Warte e bischen, August, ich komme gleich nunter. Feif ahwer nich mehr. Mer kennt'es heer'n." Un säh'n Se, nu wär'sche wieder verzauwert gewesen, drum fiff'ch äm nich mehr. Ahwer, das därfen Se mer glau'm, so gut ich Se eine Prinzessen herunter zauwern konnte aus der Borch, so gut konnte ich eine Prinzessin auch hinaufzauwern in de Borch. Aber jetzt nunmehro! Wie gesagt, bloß die Beine, sonst kennt'n Se zwei Centner wiegen, was Se je nich thun, ahwer nauf krieg' ich Se mit befliegelt'n Schritt."

Die Dame dankte mit einem süßen Lächeln, der galante Sachse aber fühlte sich von diesem Augenblick als der kraftvolle Held des Tages, dessen Selbstvertrauen mit jedem Schritt sich zu verdoppeln schien, so daß er beim Anblick der Burg nun auch sein kritisches Können löste und in die Jubelworte ausbrach, solch ein Rococo wäre überhaupt noch nicht dagewesen und er fordere die Anwesenden auf, in stiller Ehrfurcht des großen Erbauers zu gedenken.

Nun, ich brauche nicht erst zu sagen, daß wir trotz diesem allerdings sehr individuellen „Rococo" die in romanischer Würde hochaufstrebende Burg mit ehrlichstem Entzücken begrüßten. Und dabei gab sie sich noch nicht einmal in all ihrer colossalen Steingewandung. Der Blick, der staunend an ihr hinansteigen wollte, mußte sich gedulden: die hochragenden Gipfel der Baumriesen wiesen ihn zurück. Aber gerade dadurch war der Eindruck ein eigenartiger. Er zwang die Betrachtung unwillkürlich auf den ehernen



Siegfried-Statue. (Speisezimmer; Neuschwanstein.)

Untergrund, auf dem und aus dem diese Burg wie für die Ewigkeit geschaffen in's Dasein ragt. Und dieser Untergrund ist von Menschenhand ertrotzt, die in jahrelangem Mühen den Felsen bezwang und da, wo dessen Zerklüftung den Bau versagte, ganze Berge unwiderstehlicher Quadern einfügte. Das sieht man schon hier: dieser Bau ist geschaffen zu dauern und wenn ja einmal Herrenchiemsee und Linderhof verwildert und verfallen von ihrem einstigen prunkvollen Märchendasein träumen, dann wird Neuschwanstein noch immer die eiserne Sprache einer unverwüstlichen Gegenwart reden. Darum auch erhob sich schon so manche gewichtige Stimme, daß gerade diese Burg vollendet und damit ein Denkmal König Ludwigs erhalten werde. Gilt es hier doch nur neu zu schaffen, da das Geschaffene sich selbst überlassen bleiben kann. Zu Herrenchiemsee und Linderhof aber gehört der Zauber der springenden Wasser, gehört die Pracht der Gärten und zu der Grotte in Linderhof gehört das elektrische Licht. Das Alles aber bedarf einer immerwährenden Thätigkeit und Pflege und damit so bedeutsamer Geldausgaben, daß die fraglichen Verwaltungen ihre Mühe haben dürften, mit den Eintrittsgeldern auszukommen. Unter solchen Umständen ist dann die Zukunft dieser Schlösser leicht zu errathen.

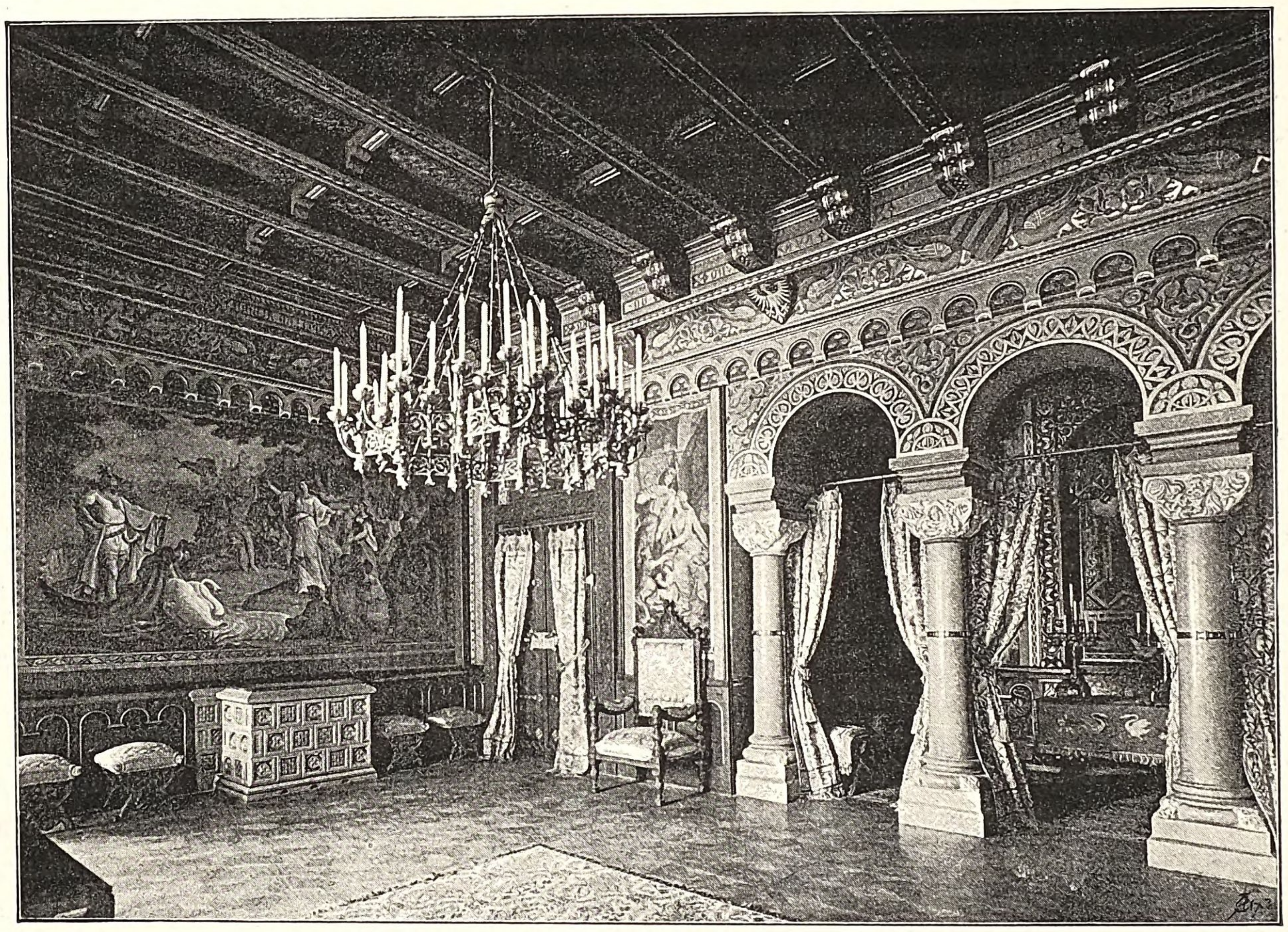
Neuschwanstein aber wird in die Jahrhunderte ragen, weil es sich durch eigene Kraft erhält. Und gerade darum sehnt sich das Auge, das endlich den herrlichen Bau in seiner weißen, himmelaufstrebenden Größe vor sich hat, nach der Harmonie der Wirkung, die durch die jetzige Unfertigkeit versagt ist. Gleich vor dem Thorbau lagert allerhand Gerümpel, findet das Auge die Spuren des Unfertigen. Aber freilich, wer sich Zeit nimmt zu immer erneuter Betrachtung und nach der Besichtigung des Innern von der Marienbrücke hernieder oder durch die Pöllatschlucht hindurchschaut oder von Westen aus den Blick über Tannendunkel hinweg sendet, der wird sein Sehnen von einer Götterburg verkörpert sehen; denn von hier aus blickt er auf Walhall.

Wozu ich freilich bemerken muß, daß nicht Jedermann dieser am Ende etwas anspruchslosen Meinung zu sein braucht. Ein vermuthlich sehr phantasievoller Beschauer hat mich wenigstens mit der Bemerkung, daß das echte Walhall mindestens seine Ringmauern um den ganzen Säuling spannen und aus ihm mit tausend Thürmen ragen müsse, ganz abgesehen davon, daß etliche hundert Thürme mehr oder weniger dabei gar keine Rolle spielten, stutzig gemacht. Neuschwanstein aber hat überhaupt keine Ringmauern und auch nicht den eigentlichen Burggraben, den wir gern bei einer Burg sehen, da er den Reiz ihrer Unnahbarkeit zu erhöhen scheint. Das macht, Neuschwanstein ist eine echte, rechte Felsenburg, welche die Hilfsmittel der sogenannten Wasserburgen bequem verschmähen darf. Der einige hundert Meter hohe Tegelfelsen, aus dem und auf dem sie, wie ich schon früher bemerkte, gleichsam emporwächst, fällt gegen die Ebene hin schroff ab, so daß von da aus kein Zugang ist. Gegen das Gebirge aber, aus dem er gleichsam herausspringt, ist er durch die den Zugang ebenfalls versagende Pöllatschlucht geschieden. Da, wo die Burg etwa hätte zugänglich sein können, wurde der Felsen abgesprengt und der zugangslose Abschluß der Burg gelegt, die an dieser Stelle zwei Stockwerk hohes, steilabfallendes Gemäuer zeigt. Den eigentlichen Zugang aber legte König Ludwig an die von Natur widerstrebendste Stelle: an den hoch nach der Ebene und nach der Pöllatschlucht zielenden Felsabsturz.

Die völlige Sicherheit vor unberufenem Zutritt oder vor Ueberfall — denn wir müssen immer bedenken, daß Ludwig gewissermaßen das Ideal einer Königsburg gestalten wollte — wurde aber dadurch erreicht, daß durch weitere Felsaussprengungen der Zugang abgesperrt und nur durch das Legen einer

Zugbrücke möglich wurde. War diese eingezogen, dann ließ sich ungestört hausen in dieser Burg, und wer etwa Lust gehabt hätte, dieselbe zu überfallen, würde vergeblich gekommen sein. Ein unzugänglicheres Heim konnte sich kein Mensch bauen; und doch erfüllte sich gerade hier König Ludwigs Schicksal.

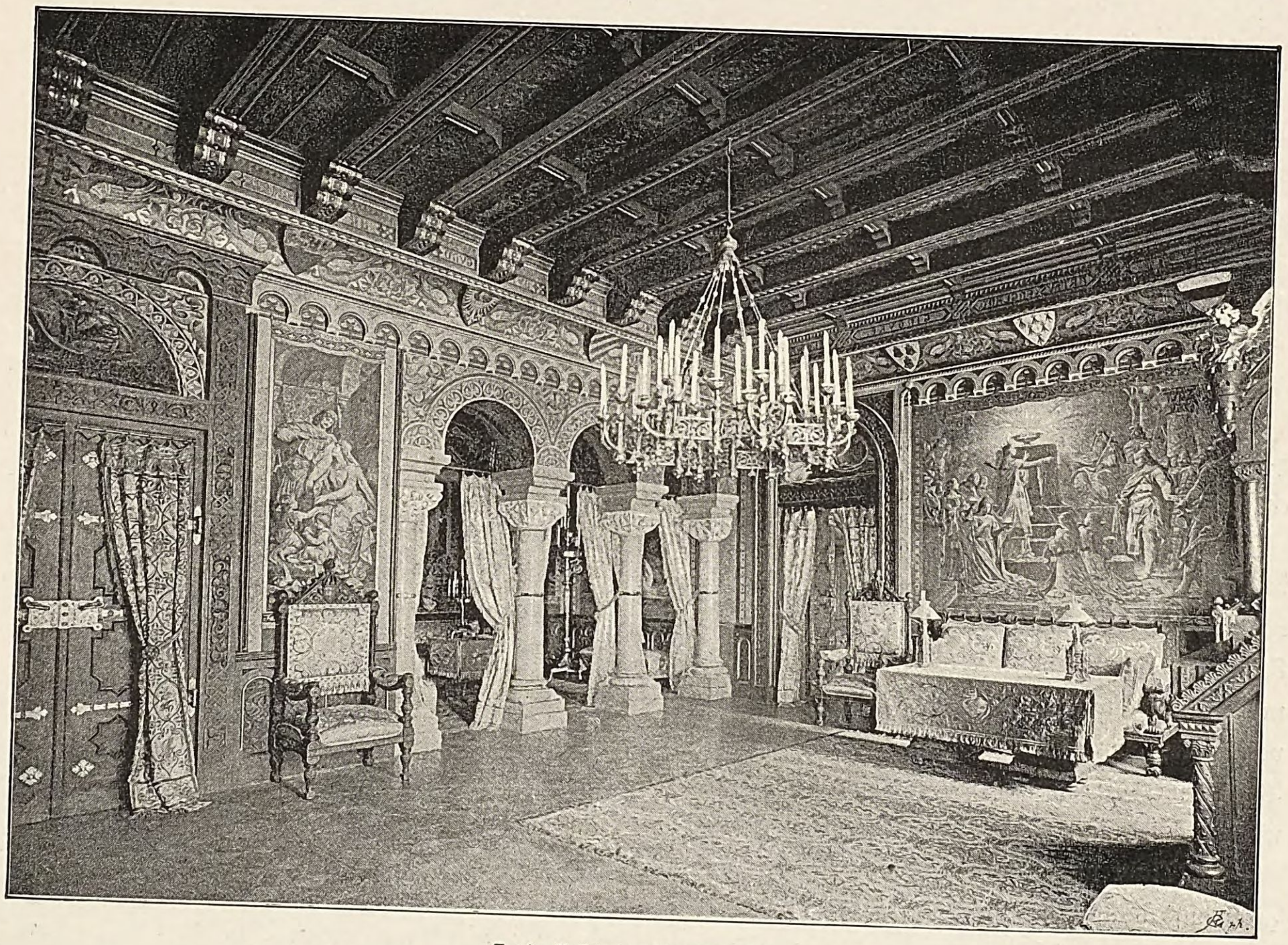
Das Äußere der Burg, die von Riedel entworfen und von Brandl ausgeführt wurde, während die Oberleitung in den Händen des Herrn von Dollmann lag, kann uns hier nicht lange aufhalten. Unsere Bilder erzählen genug davon. Zunächst ist zu bemerken, daß hier vor Zeiten die Burg Schwan-



Ansicht des Wohnzimmers.

stein stand, deren Ruinen dem Bau der neuen Burg Platz machen mußten. Schon in den sechsziger Jahren träumte Ludwig von der neuen Burg, da ihm Hohenschwangau durch den häufigen Aufenthalt seiner königlichen Mutter ohnehin zu klein geworden war. Wie sich diese Idee dann zu dem hochausgreifenden Plane, eine romanische Idealburg zu gestalten, erweiterte, ist nun freilich nicht mein Geheimniß. Jedenfalls sind Neuschwanstein und Herrenchiemsee aus dem großen Gedanken, vollkommenste Nachgestaltungen bestimmter Kunstepochen zu schaffen, entstanden. Gerade dieses bisher leider nirgends geltend gemachten Umstandes muß man aber bei der Betrachtung der königlichen Bauten immer eingedenk sein, um dem Könige gerecht zu werden und seiner „Bauwuth" und seiner angeblichen Prunksucht. Man

suche nur diese durch königlichen Eigenwillen hie und da vielleicht später zuweilen verletzte Absicht und leicht wird sich dann begreifen, wie König Ludwig an maurische Paläste denken, wie er auch indische nachgestalten, wie er auf dem Falkenstein einen gothischen Bau errichten wollte. Ob solches Wollen nützlich, ob es gesund und heilsam, das soll uns freilich wenig kümmern, wo es sich nur darum handelt zu erfahren, was denn der König mit seinen Schlössern und Burgen wollte. Nun, jedes und jede derselben sollte die Blüthe irgend eines Stils und damit einer Kunstepoche und mit dieser den Character



Zweite Ansicht des Wohnzimmers.

eines Zeitalters tragen. Wenn man sich in diese Absicht recht hineindenkt, ist jedes weitere erklärende Wort überflüssig, denn von ihr aus darf der Gedanke zielsicher schweifen, weil von ihr das Licht strahlt, das seinen Weg erhellt, wohin er auch eile und wie weit er auch eile. —

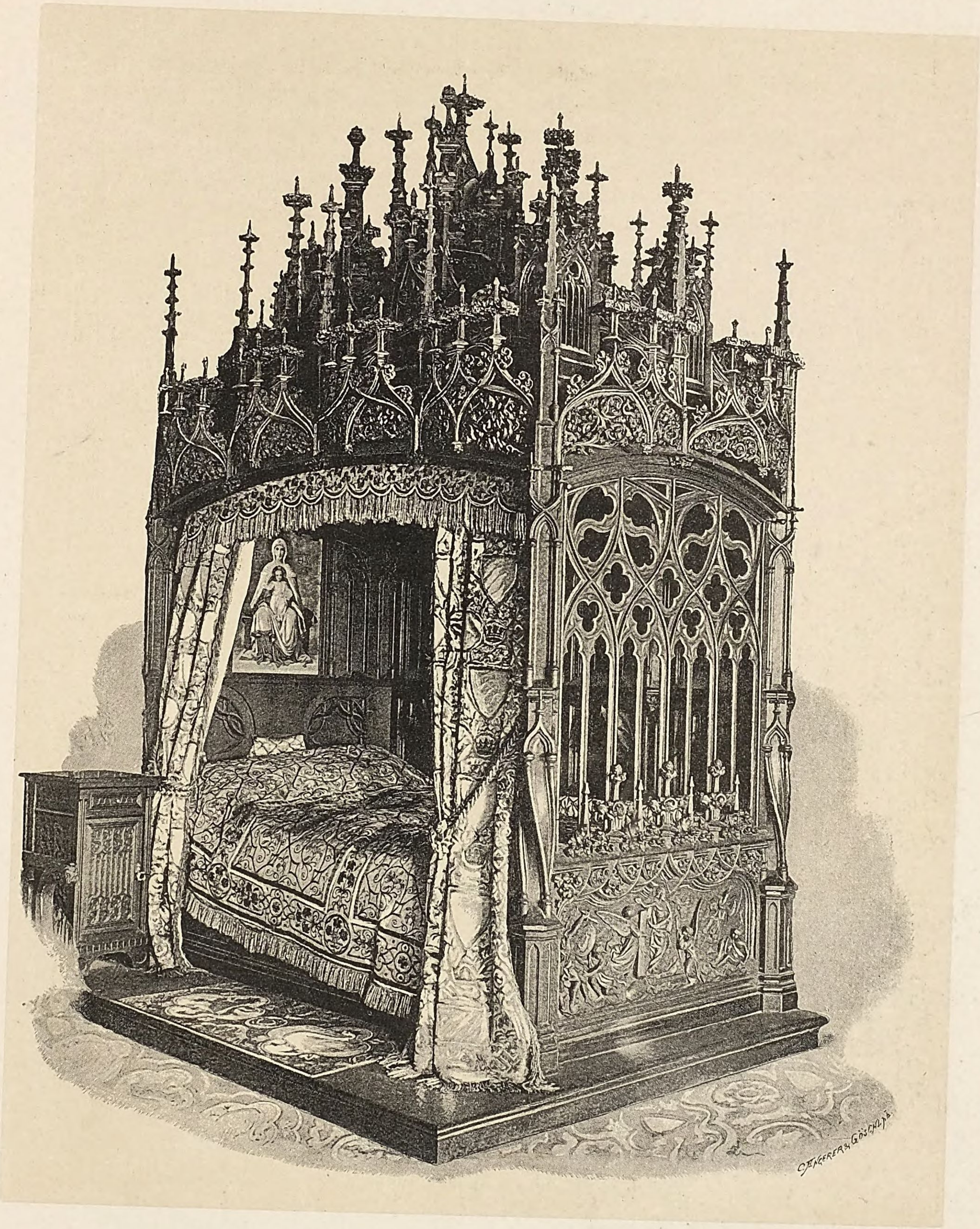
Ich will, zu dem Aeußeren der Burg zurückkehrend, noch sagen, daß dieselbe von Anfang an eigentlich Burg Hohenschwangau hieß, während man die von uns bereits geschilderte „Burg" Hohenschwangau als Schloß zu bezeichnen pflegte und wohl auch noch bezeichnet. Für jene hat sich der Name „Neuschwanstein" eingebürgert, wie sich Herrenchiemsee für das wohl richtigere Herrenwörth eingebürgert hat.

Kehren wir aber zu einer mehr prosaischen Betrachtung und damit einer mehr handgreiflichen Beurtheilung der prächtigen Burg zurück, so müssen wir ihrem gewaltigen Steinmaterial von Neuem unser Staunen zuwenden. Ueberall, wo König Ludwig baute, galt es große Hemmnisse zu beseitigen und der widerstrebenden Natur den Boden förmlich abzuringen. In Herrenchiemsee galt es den moorigen Untergrund zu bezwingen und Stein für Stein weit über das Wasser zu tragen; in Linderhof mußten Jahre lang Felssprengungen vorgenommen werden, bis dieses paradiesische Schlößchen mit seinem Gartenzauber erstehen und auflächeln konnte zu dem verwunderten Gebirge. Hier in Neuschwanstein muß das Mühen womöglich noch größer gewesen sein, was sich schon aus der verhältnißmäßig langen Dauer des Baues, der bereits 1869 begonnen wurde, ergiebt. Der jetzige Zustand desselben giebt ja mit dem Bilde der Unfertigkeit zugleich das des großen Mühens; denn da wo die Kemenaten (die Frauengemächer) sich erheben sollten, ragt ein mehr als 50 Meter tiefer Fundamentalbau herauf, um für den Trotz des Bodens und den Sieg des Menschen zu zeugen. Die ungeheuren Sandstein- und Marmorquadern, mit denen der Bau bekleidet ist, mußten weit hergeholt — der Sandstein kam aus Nürtingen und der Marmor aus dem allerdings nicht sehr entfernten Altersschroffen — und den für solche Lasten mehr als beschwerlichen Weg heraufgebracht werden. Gerade bei Berücksichtigung solcher Umstände drängt sich dem Besucher leicht die Bemerkung auf, die man denn auch sehr oft zu hören bekommt, daß König Ludwig keineswegs zu theuer gebaut habe. Ja, wie sie nun einmal sind, wunderten sich die verschiedenen Wotans, Hundings, Siegmunds und andere Wagner'sche Götter und Heldinnen nicht wenig, daß die leere Cabinetscasse nicht noch leerer war.

An dem prächtigen Dach fällt die Kupferbekleidung auf, die man natürlich bei den alten romanischen Burgen nicht kannte. Die waren bald mit Stroh, Schindeln, Ziegeln oder Schiefer gedeckt, während beispielsweise die allerdings kostspielige Bleibedachung so selten war, daß Konrad von Würzburg sie besonders hervorhebt. Hier aber durfte unbeschadet der gewollten Einheit des Stils ein solches Hilfsmittel benutzt werden, wie ja auch bei der inneren Ausschmückung der Räume modernstes Können selbstverständlich zur Geltung gekommen ist. Die dem Gebirge zugewandte Loggia zeigt sogar eine goldene Bedachung, die aber keineswegs aus bloßer Freude am Glanz, sondern in dem Bestreben einer harmonischen Wirkung gedacht und gemacht wurde.

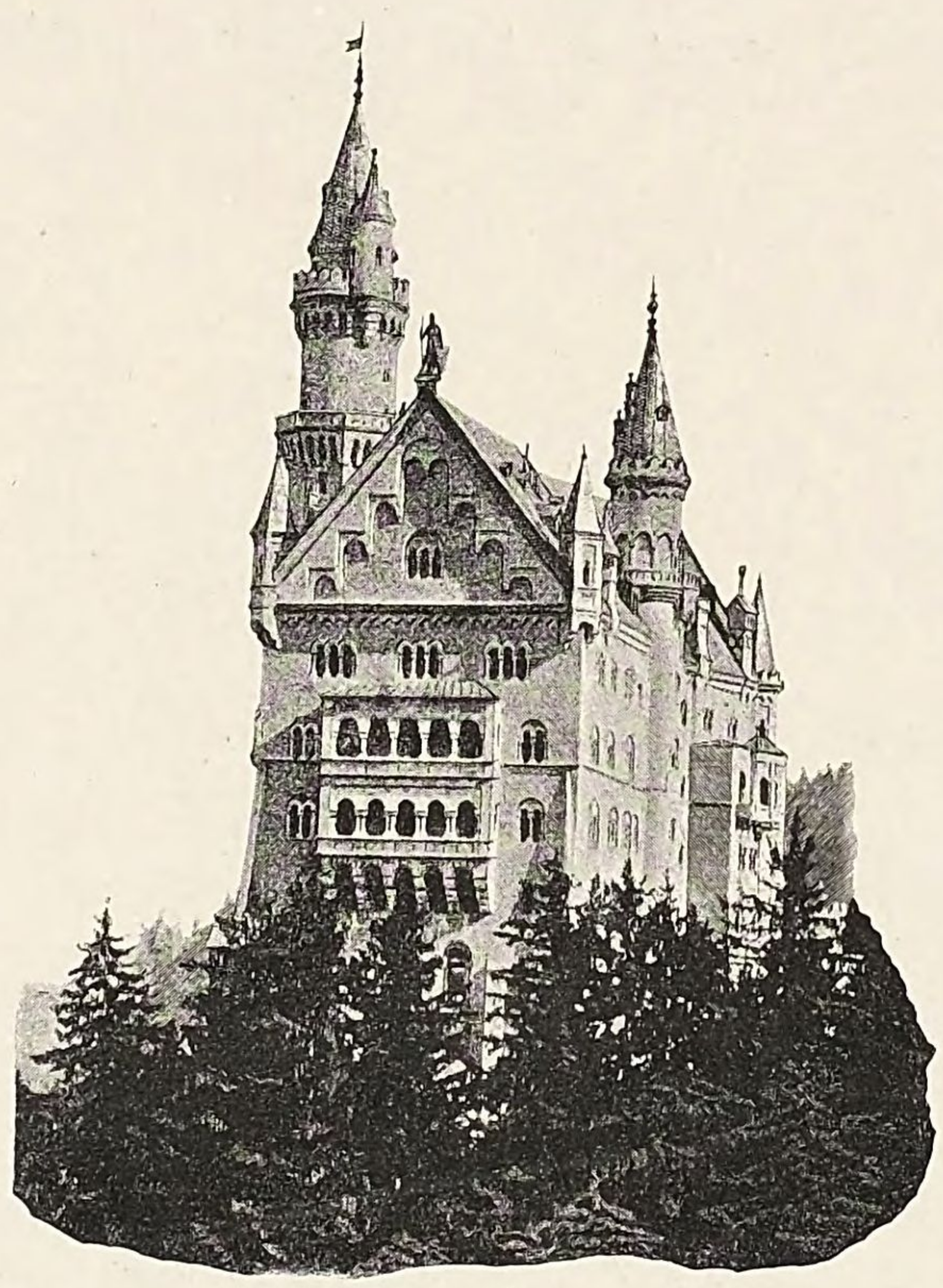
Naht man sich dem Eingange, so zeigt die uns zugekehrte Seite hoch oben am vierten Stockwerk groß aufgemalt die Schutzheiligen der Burg: die Heilige Jungfrau und Georg, den Drachentödter.

Hier zunächst liegt natürlich der Thorbau, den wir auf unserer großen Ansicht der Burg weit rechts hinter Tannendunkel aufragen sehen, der mit seinen Zinnen und Thürmen eine recht artige Leistung für sich selbst ist. Er war bereits im Jahre 1873 fertig; und von hier aus überwachte König Ludwig das Werden seiner Königsburg. Hier wohnte er Wochen lang in beiläufig einfach-geschmackvoll eingerichteten Räumen. Ueber dem Thore, das ein zweites Stockwerk trägt, befand sich das Speisezimmer, das im Wesentlichen an die eigentliche Ausstattung der in der Burg befindlichen Königsräume erinnert und mit Wandgemälden von Schwoiser reizvoll geschmückt ist. Das eine bringt eine Szenenreihe aus der Jugendzeit des Ritters, während das andere dessen Mannesdasein zur Darstellung bringt. Hier in diesem Bau befand sich auch das sogenannte Burgverließ, das nun freilich von der schreckhaften Einsamkeit, mit der sein bloßer Name uns zu erfüllen pflegt, nichts aufzuweisen hat, in Wirklichkeit auch



Bett auf Neuschwanstein.

niemals einen Gefangenen in sich sah, da das vermuthlich sehr selbständige Dienervolk des Königs die „Verurtheilten“ hübsch anderswo unterbrachte, wo diese dem Auge ihres Herrn entrückt, aber sonst recht munter waren. Es war in Wirklichkeit ein Kellerraum, der durch die Vermauerung der Außenöffnung dunkel gemacht worden war. Hier auch sollte jene Staatscommission, der die schwerste Aufgabe einen König zu entmündigen zugefallen war, die Strafe der Rebellen erleiden. Auch sie entging aber dem Verließ und wurde einfach in den Dienerzimmern des ersten Stockwerks untergebracht und bewacht.



Neuschwanstein von Westen aus.

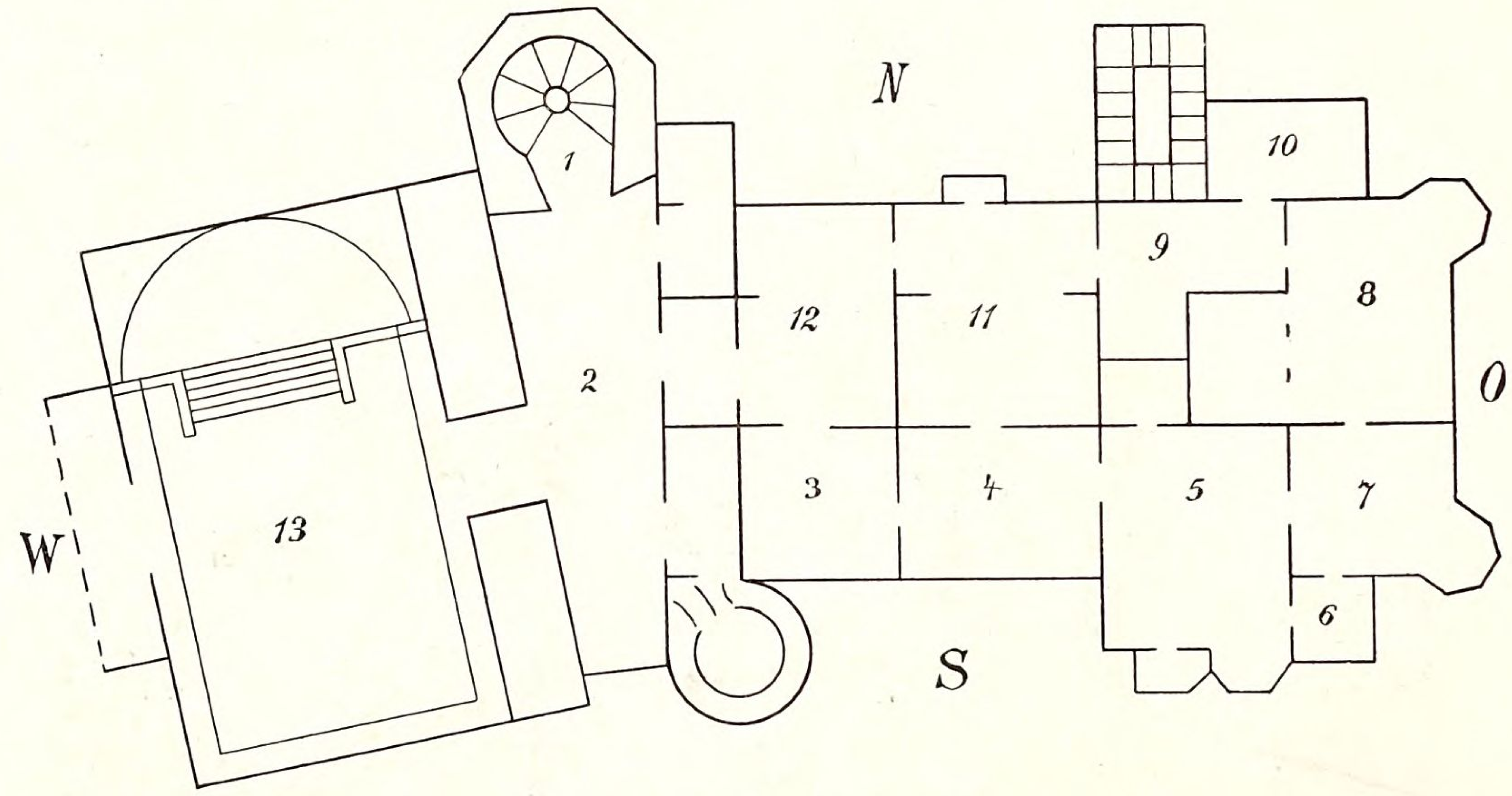
Die Verbindung zwischen Thorbau und eigentlichem Königsbau vermittelt auf der einen Seite der Ritterbau, während auf der andern Seite die Kemenate die Verbindung herstellen sollte. Dazwischen aber, das heißt zwischen Kemenate und dem Ritterbau erhebt sich die unvollendete Burgkapelle aus dem Boden, ihr zur Seite der große Thurm, der sogenannte Bergfried, über den später einige Worte gesagt werden sollen.

Bemerken will ich noch, daß in dem Thorbogen über der Wohnung des Thorwarts ein Hund in Stein gehauen ist, über dem das menschenfreundliche Wort geschrieben steht:

„Bei Tag und Nacht die Treue wacht.“

Fertig ist eigentlich nur noch der Palas, der wirkliche Königsbau, zu dem wir über eine Holztreppe hinweg und durch einen zweiten höher gelegenen Hof gelangen. Aber das, was hier fertig ist,

hebt diese Burg weit hinaus über Alles, was in neuer Zeit geschaffen wurde und macht sie zu einem Walhall kunstliebender Menschen. Außen prangen, wie schon gesagt, Maria mit dem Jesuskinde und Ritter Georg. Ihr bloßes Bildniß hebt noch die Unnahbarkeit des Ortes und giebt ihm auch äußerlich die Weihe gesegneten Schutzes. Von dem die Dachfirst noch hoch überragenden Treppenthurme aus bietet sich eine Fernsicht ohne gleichen; sie zeigt uns die Vermählung des Gebirges mit dem flachen Lande, dessen unendlicher Liebreiz mit der ernsten Hoheit des ersteren eine schier berückende Verbindung darstellt. Auf dem östlichen Giebelende des Daches thront ein mächtiger, in Kupfer getriebener Löwe, das bayrische Wappenthier, während auf dem westlichen Giebelende ein Ritter, gleichfalls in Kupfer getrieben, steht.



Grundriß der Königswohnung.

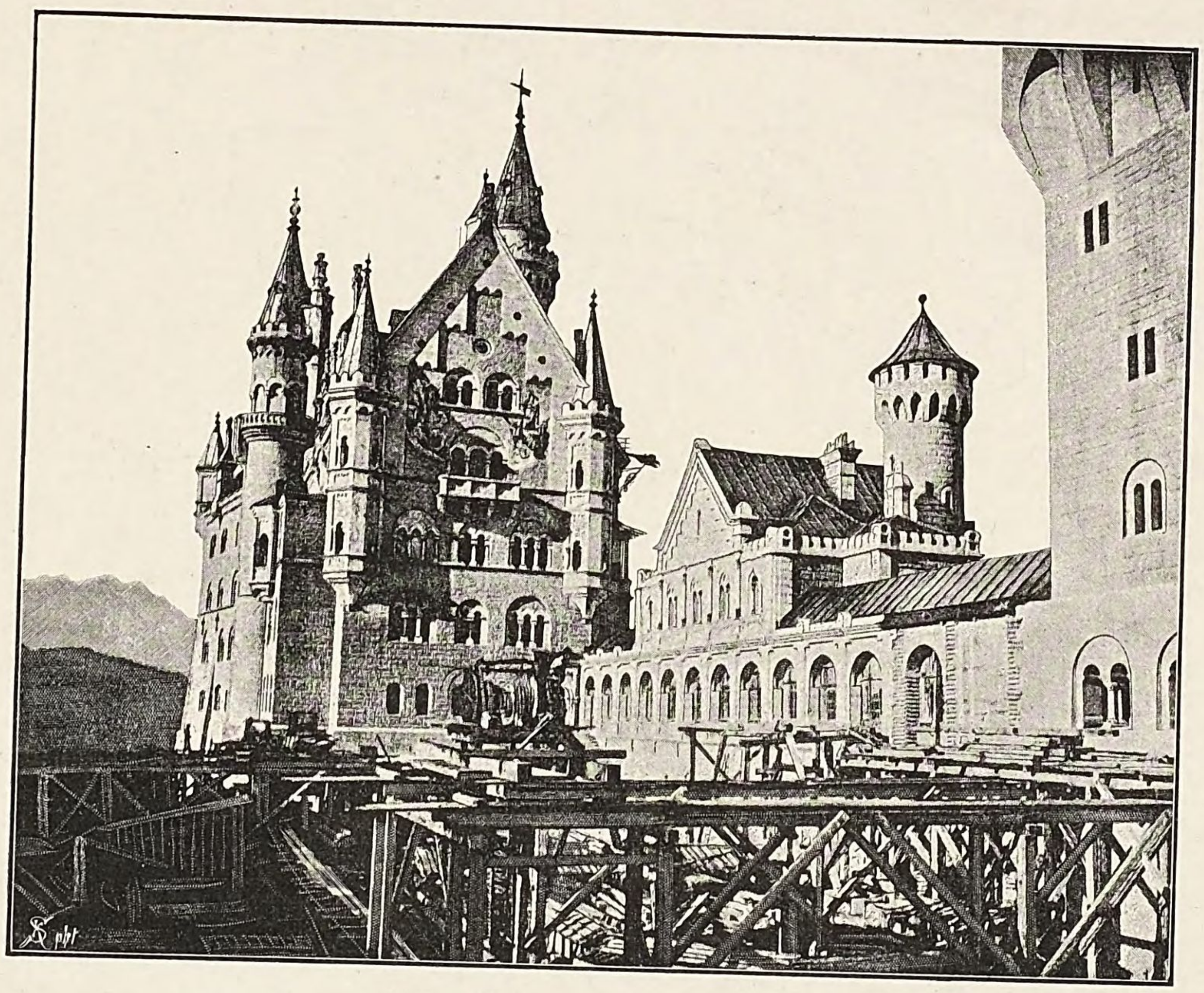
— Burg Neuschwanstein. —

1. Treppenthurm. 2. Corridore. 3. Vorzimmer. 4. Speisezimmer. 5. Schlafgemach. 6. Oratorium. 7. Ankleidezimmer. 8. Wohnzimmer. 9. Grotte. 10. Wintergarten. 11. Arbeitszimmer. 12. Dienstzimmer. 13. Thronsaal.

Wir treten nun ein in den Königsbau und beginnen den herrlichsten Theil dieser Wanderung. Freilich, zuerst läßt sie sich prosaisch genug an: es geht durch die untern Räume, in denen die Vorrathskammern, die Küche und sonstige irgend einem Bedürfniß gewidmeten Räume liegen. Hier unten stehen die großen Öfen, welche die Burg mit Luftheizung versorgen. König Ludwig liebte warme, ja heiße Räume und so wurde der Gediegenheit einer sicher arbeitenden Heizanlage von vornherein eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wasserleitung ist natürlich auch vorhanden und trägt bis in's oberste Stockwerk hinauf. Von der Küche aus führt ein Speisenaufzug bis in die obersten Königsgemächer. Hier in der Küche mag ja nun freilich für Damen allerhand zu sehen sein; und ob die Herren der Schöpfung auch eilig weiter wollen, so müssen sie sich doch gedulden, denn eben frägt wieder eine, ob denn hier schon gekocht worden und was der König gern gegessen habe. Der schöne Lakai aber — oder welche sonst seine offizielle Stellung sei — antwortet galant und verschweigt, was er nicht sagen will. Und

auch auf die vorlaute Frage jenes schon bekannten sächsischen Mannes, ob hier auch schon „Schweinsknechelchen mit Kleeßen" gekocht worden wären, versagt er grausam die Antwort.

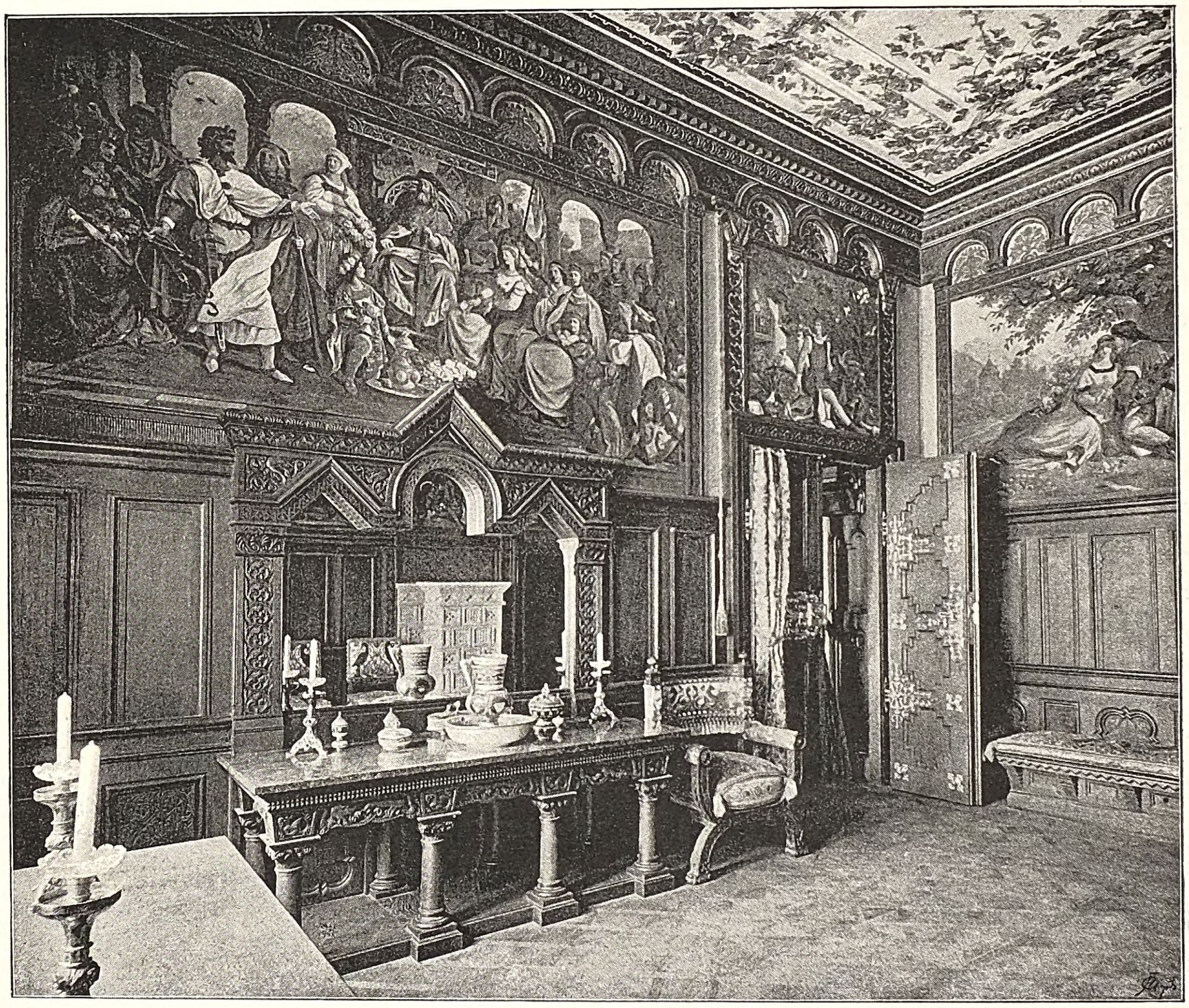
Und es ist gut so; denn nach und nach wird man müde, das vorlaute Geschwätz mit anzuhören. Aber wenn ich auch hier, wie hie und da im ersten Theile unserer Wanderung, mein Widerstreben überwand und den wortschnellen Plebejer schwatzen ließ, so geschah es in wohlüberlegter Absicht. Im Grunde deutete ich freilich Unterhaltung und Urtheil nur an, weil es denn doch bedenklich gewesen wäre, das Wort der Straße allzulaut werden zu lassen auf dem Wege zu diesen Prunkpalästen und auf der



Blick auf Neuschwanstein mit Kemenatenbau.

Wanderung durch deren hoheitsvolle Räume. Der empfindliche Leser wird mit solcher Andeutung ohnehin gerade genug haben; der kundige aber, der vorurtheilslos dem Führer folgt, wird an der Art, in welcher die Menge den früher so ängstlich gehüteten und in jedem Falle durch das tragische Schicksal ihres Erbauers geweihten Schlössern und Burgen gegenübertritt, einiges Wesentliche erkennen: Das Schicksal Ludwigs hat uns große, fast übergroße Gegensätze nahegerückt. Der eine, der bedeutsamste, der dem tragischen Dichter der Zukunft Ausgang und Ende einer Gestaltung dieses Schicksals sein wird, besteht ja darin, daß derselbe König, der wie kein anderer Fürst seiner Tage das rücksichtsloseste Dogma geweihter Majestät bewußt bis zu den Sternen trug, dieses selbe Dogma — unbewußt — zerstören mußte. Und die Tragik solcher Dichtung wird um so mehr erschüttern, weil sie in weiser Grausamkeit das „Mäßig!

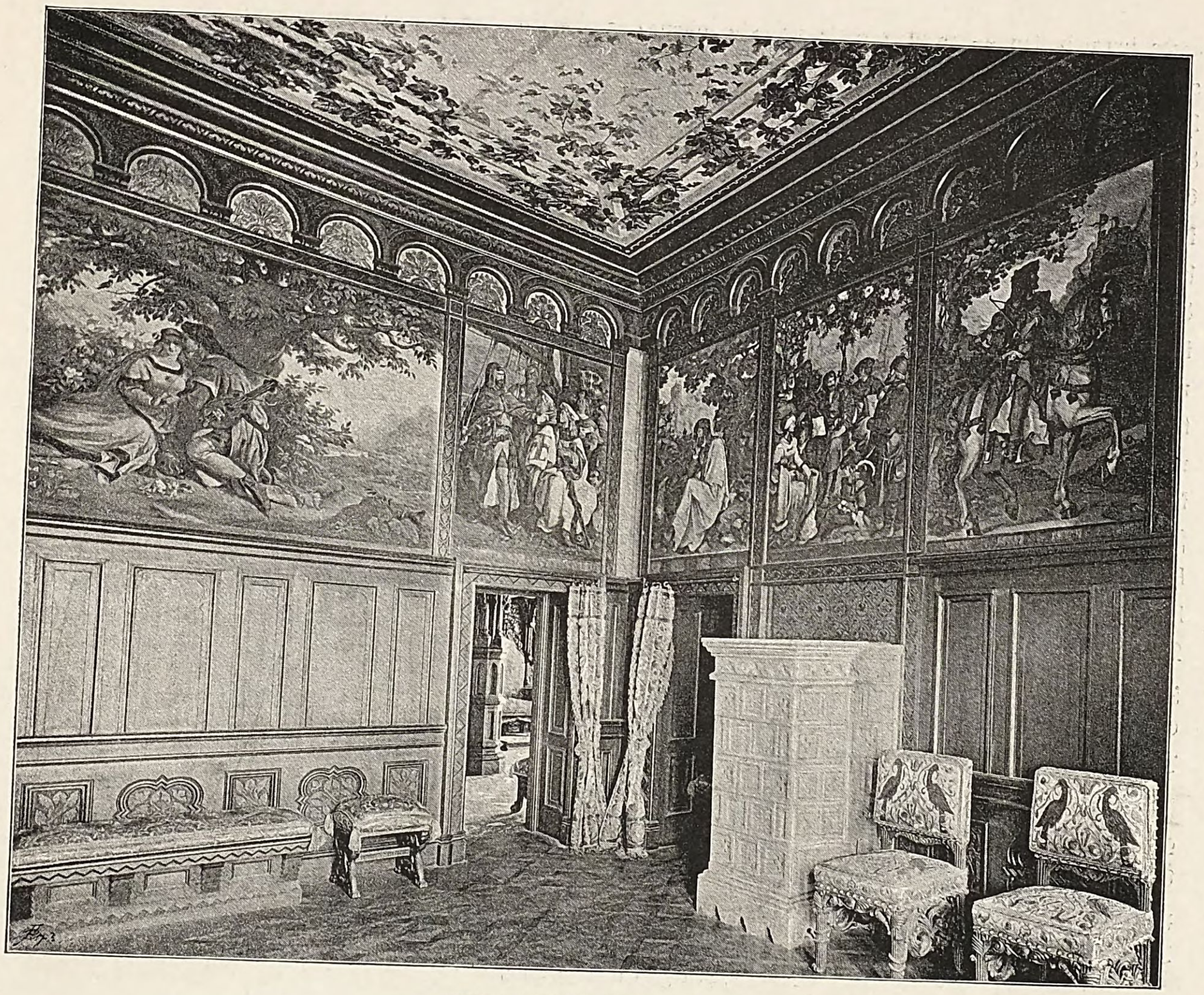
Mäßig! Nicht in's Verwegene!" predigen und an einem neuen wunderbaren Beispiel verkünden wird, daß wir Staubgeborenen wohl hochsinnig nach dem Höchsten streben sollen, uns aber um Gottes willen nicht erdreisten dürfen, vom allein selig machenden Wege zur Höhe auch nur um Haares Breite abzuweichen. Hier darf die verzweifelnde Thräne fließen oder der Humor unter wildem Gelächter sich zer-



Ankleidezimmer.

fleischen. Nicht so hoch auf der Leiter der Empfindung, aber gerade noch hoch genug, führt uns der schon oben angedeutete Gegensatz: Dort der König, der vor jedem fremden, vergiftenden Blick seine Heiligthümer hütet, hier die souveräne Plebs, die über die Königsleiche hinweg schreitet und in diese Heiligthümer hineinlärmt, als ob es in eine mehr oder weniger altdeutsche Kneipe hineinginge. Und wenn es nur das wäre! Aber du lieber Gott, mit welcher Schnelligkeit da geurtheilt und verurtheilt oder

meinethalben auch gelobt und gepriesen wird! Nun, ich habe ja dergleichen wiederholt schon angedeutet und wenn ich sage, daß Neuschwanstein sehr Vielen nicht gefällt, oder nicht „imponirt", weil sie da den frohlockenden Arabeskenreiz und den prunkenden Goldeszauber von Herrenchiemsee vergeblich suchen, brauche ich kaum noch etwas hinzuzufügen; denn aus alledem tönt gerade dem strebenden Menschen die



Weitere Ansicht des Ankleidezimmers.

gefährliche Mahnung entgegen, rücksichtslos sich abzusondern von aller Menge und über der Menge das schwere Heil zu finden, das auch ein König Ludwig vergebens suchen mußte.

Wir steigen hoch empor; denn nicht weniger als 93 Stufen führen zur Königswohnung. Und da wir hoch steigen, dürfen wir hohe Gedanken in uns tragen. Sie müssen hier kommen; denn jeder Schritt vorwärts läßt in uns geheimnißvolles Staunen werden. Die unendlich langen Corridore mit ihren unzähligen, in übermächtiger Steingewandung ruhenden Säulen zwingen zu Scheu

und Andacht. Dort im ersten Stockwerk ist wenig für uns zu sehen. Da sind die Dienerzimmer, die unfertige Silberkammer und dergleichen. Auch an dem zweiten Stockwerk, das unter Anderem einen großen maurischen Saal erhalten sollte, schreiten wir vorüber noch eine Treppe empor zur eigentlichen Königswohnung.

Während in den alten romanischen Burgen die Gemächer des Burgherrn nur untergeordnete Bedeutung hatten — man nannte sie »heimlîche«, z. B. bei Ulrich von Lichtenstein: »in der zît min schriber quam den ich in mein heimlîch nam« — da der Saal der Alles beherrschende Raum war, ist hier der Anlage des Ganzen und dem besonderen Bedürfniß des alleinstehenden Königs entsprechend auf diese Gemächer eine besondere Sorgfalt verwendet. Der Treppenvorplatz zeigt an seinen Wänden einen Theil jener großen allumfassenden malerischen Ausschmückung, die allein für sich betrachtet ein Hierherkommen lohnen würde. Hier hat Aigner die Sigurdsage gestaltet, deren Ausführung er indessen nicht beenden konnte, da er bei der Arbeit verrückt wurde. Indem ich Sigurd sage, weiß der Kundige bereits, daß die Siegfriedsage, wie wir sie seit Wagner zu empfinden gewöhnt sind, hier nicht zur Darstellung kam. Es ist im Hinblick auf das Verhältniß des Königs zu Wagner geradezu eine Ueberraschung, wenn man an all diesen Bildern sieht, daß sie fast unbeeinflußt von dem modernen Dichter der alten dichterischen Gestaltung der Sage folgen. So ist es nicht bloß hier der Fall, sondern auch bei „Tristan" und „Parsifal". Und wenn man sich von dieser Ueberraschung erholt hat, wird man nicht umhin können, gerade in dieser Bevorzugung des Alten, in diesem von allem Persönlichen Losgelösten, einen feinen charakteristischen Zug zu sehen, der eine klare Schönheitslinie mehr bedeutet in dem angeblich so räthselhaften Königsantlitz. Im Uebrigen sei diese erste Reihe meist bedeutsam ausgeführter Wandgemälde hier schnell aufgezählt: Gripir weissagt Sigurd seine Lebensschicksale. Regin schmiedet für Sigurd das Schwert Grani. Sigurd tödtet den Drachen. Sigurd reitet durch die wabernde Lohe, um Brünnhilde zu befreien. Gudrun reicht Sigurd am Hofe Gunnars den Vergessenheitstrank. Sigurd wird ermordet. Gudrun erwartet Sigurds Rückkehr. Brünnhilde verspottet Gunnar wegen Sigurds Ermordung. Gudruns Klage. Die Bestattung Sigurds und Brünnhildens.

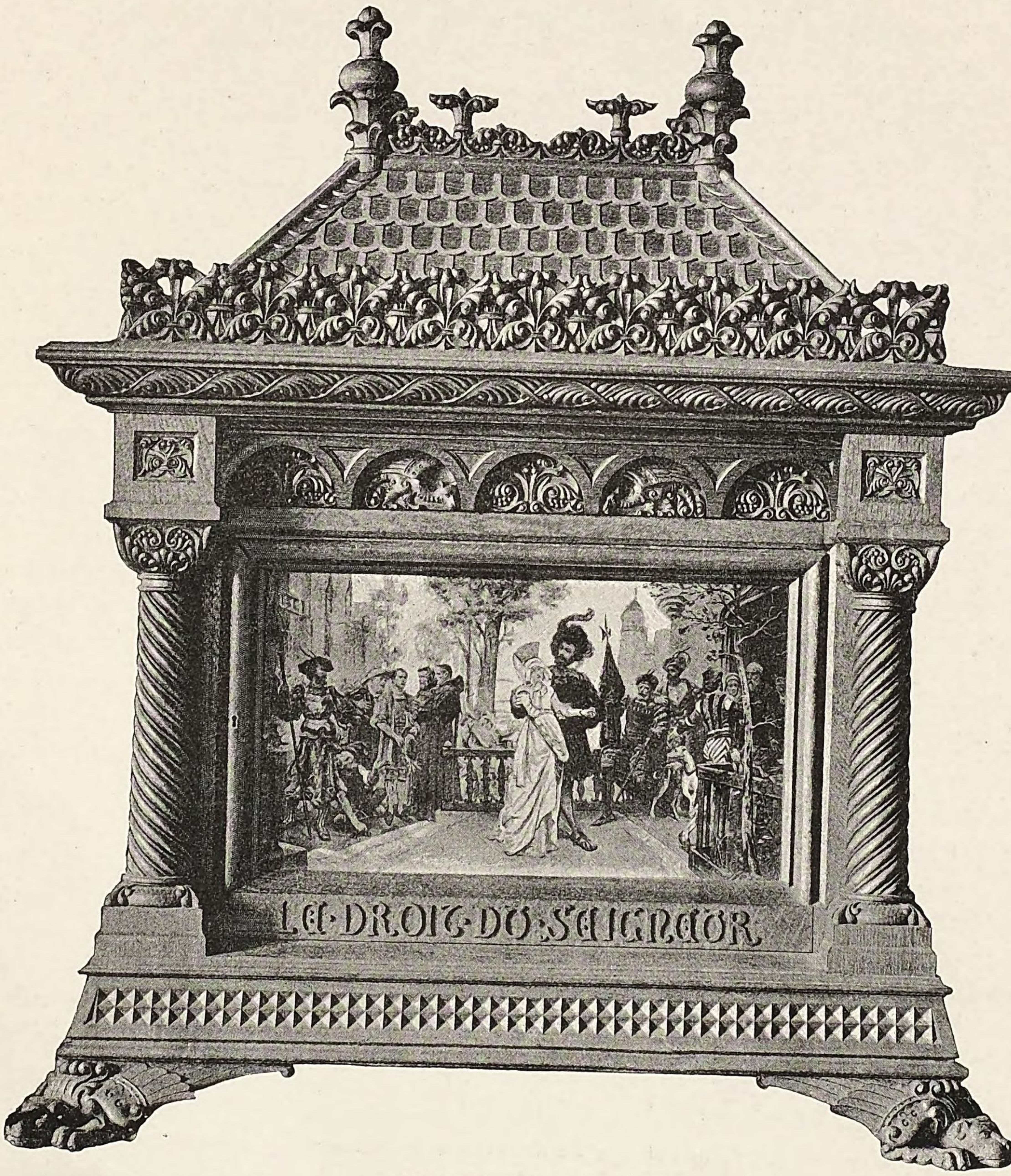
Während rechts vom Treppenflur aus und zwar zwischen dem zweiten und dritten der eben genannten Bilder der durch zwei Stockwerke reichende großartige, von uns noch ausführlich zu schildernde Thronsaal einmündet, führt der Weg zur eigentlichen Königswohnung über den säulengetragenen Vorplatz hinweg durch ein Vorzimmer hindurch zu dem Speisezimmer. Hier vor dem Eingange steht eine Marmorsäule mit der Inschrift:

„Den Freunden zu Nutz,
Den Feinden zum Trutz
Steh ich hier in Gottes Schutz."

— —

(Die Gedankenstriche stehen natürlich nicht darunter; sie sind bloß von mir.)

An das Speisezimmer schließt sich nach Osten zu das Schlafzimmer — mit dem Oratorium — an, während diesem das Ankleidezimmer folgt. Hiermit ist die königliche Wohnung an dieser — der Südseite — von Westen nach Osten gehend abgeschlossen. Von dem letztgenannten Raume führt — nach Norden — die Thür in das Wohnzimmer, an das sich Grotte und Wintergarten schließen, während



Schränkchen im Ankleidezimmer.

zurück nach Westen der Weg nach dem Arbeitszimmer, von da durch ein weiteres Vorzimmer nach dem Vorplatze führt. Beiläufig sei schon hier erwähnt, daß der herrliche Sängersaal sich über sämmtliche Königsräume dahinzieht und dieselben in seinem Umfange völlig deckt.

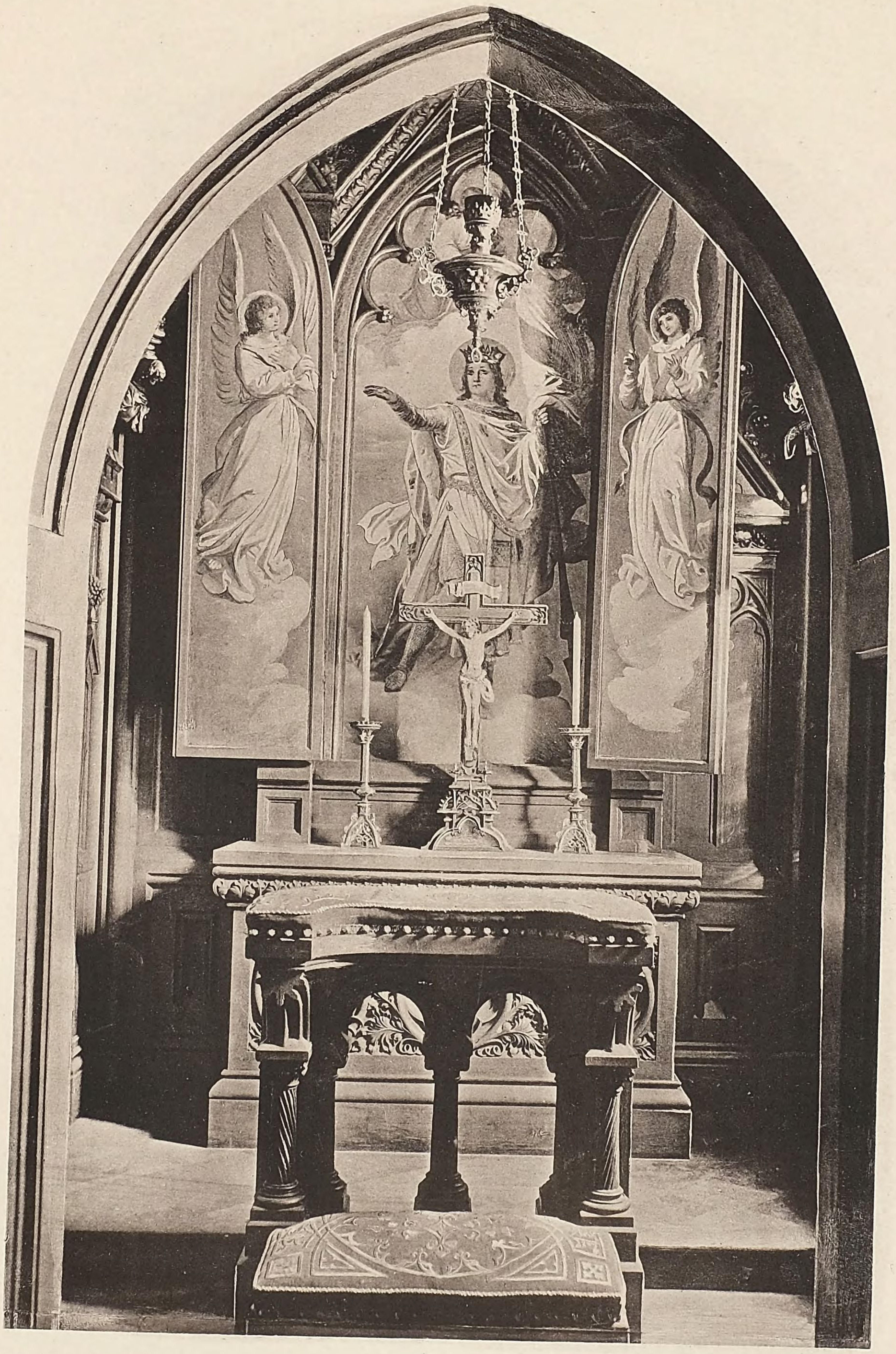
In unsern Abbildungen haben wir die im Grunde unwesentliche Grotte nebst Wintergarten zuerst gezeigt. Wenn wir sie überhaupt brachten, so geschah es, um einmal mehr noch zu zeigen, daß sich die Phantasie des Königs keineswegs in solch phantastischen Extravaganzen gefallen hat, als man vielfach anzunehmen beliebte. Gerade Neuschwanstein in seiner strengen Gestaltung ist ein Beweis dafür, daß König Ludwig recht wohl künstlerische Selbstsucht genug besaß, um dem von der darzustellenden Idee geforderten Stilzwange zu folgen. Wintergarten und Grotte aber, die er zu seiner eigenen Behaglichkeit hatte einrichten lassen, lassen sehr erkennen, daß irgend ein phantastischer Russe dergleichen unendlich phantastischer gestalten würde als der angeblich phantastischste aller Könige. Nun, wir haben — um Außergewöhnliches Außergewöhnlichem zu vergleichen — das große italienische Jahrhundert so gänzlich vergessen, daß wir sonst bei der leisesten Erinnerung an die Medici oder an den einen Benvenuto Cellini wissen würden, daß Phantasie und Phantasterei unserer Tage „reine" Thoren sind. Wir sind so famose Demokraten geworden, daß wir vor lauter Gleichheitsdusel vor Erstaunen durch die Zipfelmütze fahren, wenn wir hören, daß ein König in der dritten „Etage" seiner Burg eine Tropfsteingrotte hat anbringen lassen. Nun, Zipfelmütze hin und Gleichheitsdusel her: die Grotte ist sehr bescheiden, selbst wenn man es unterläßt, sie an dem bekannten russischen Grafen oder Fürsten zu messen. Ein diesmal natürlicher Wasserfall plätscherte darin und das künstliche Licht mußte bald in dieser, bald in jener Farbe über sein dürftiges Wasser dahinhuschen, derweilen drüben an der Südseite der Burg der wilde Pöllat in tausend wilden Sprüngen dem Abgrund entgegendonnerte, daß ungezählte Wasserfunken aufsprühten zu der erschreckten Nacht. Der Wasserfall der Grotte hat sein Plätschern eingestellt, aber der wilde Pöllat grollt und tobt weiter.

Da unser Bild an dem einen Ende der Grotte einen Tisch mit einem Fäßchen zeigte, will ich doch bemerken, daß dasselbe immer leer zu sein pflegte. Der König hat es gelegentlich der Nürnberger Gewerbeausstellung geschenkt bekommen und dann in der Grotte aufstellen lassen.

Auch der kleine Wintergarten ist recht bescheidener Art. Dafür zeigt ein Blick von ihm aus alle Wunder der Landschaft, die gottgesegnet vor dieser Burg sich sonnt und zu ihr aufzublicken scheint mit dem Auge der Liebe.

Schön, prächtig, königlich ist das Wohnzimmer, zu dem wir aus der Grotte zurückkehren, während deren anderer Ausgang nach dem Arbeitszimmer führt. Jenes erstere soll uns hier zunächst beschäftigen. Unsere Bilder lassen über Art und Charakter keinen Zweifel: das ist Neuschwanstein.

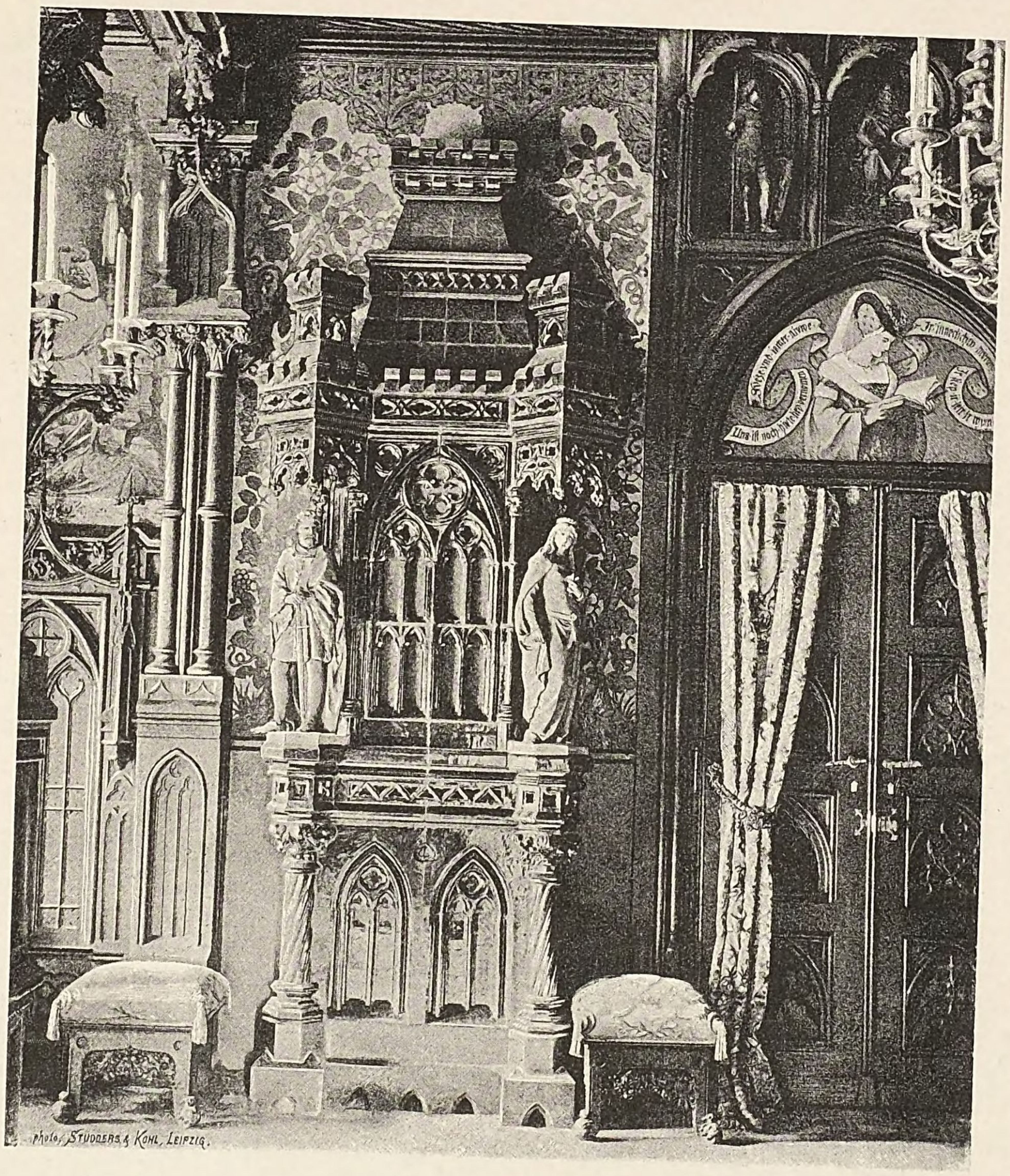
Der Eindruck hat nichts gemein mit demjenigen der Prunkräume auf Herrenchiemsee. Auch hier ist Pracht, aber der strengere Stil versagte ihr das keck bis zur Schönheitsgrenze schweifende Gewand. Dieser Raum gibt sich, wie ein schöner deutscher Gedanke sich gibt: mit der Schönheit wandelt die Kraft. Die Lust zu prunken mit Allem, was kirchlicher Kunstsinn schuf, lag freilich jener alten deutschen Zeit, da der deutsche Ritter das deutsche Dasein bedeutete, sehr nahe. Und schon damals sehnte sich das deutsche Auge weit fort von seinem nordischen Himmel zu der jauchzenden Farbenwonne des Orients.



Der heilige Ludwig. Altarbild des Oratoriums.

Lichtdruck von Albert Frisch in Berlin.

An diese durch die Kreuzzüge noch unendlich gesteigerten Einwirkungen werden wir uns erinnern müssen, wenn wir Neuschwanstein, das jene Zeit lebendig machen will und in idealer Nachgestaltung lebendig macht, recht verstehen wollen. Zunächst aber soll die Erwähnung des Einzelnen desto sicherer den Weg



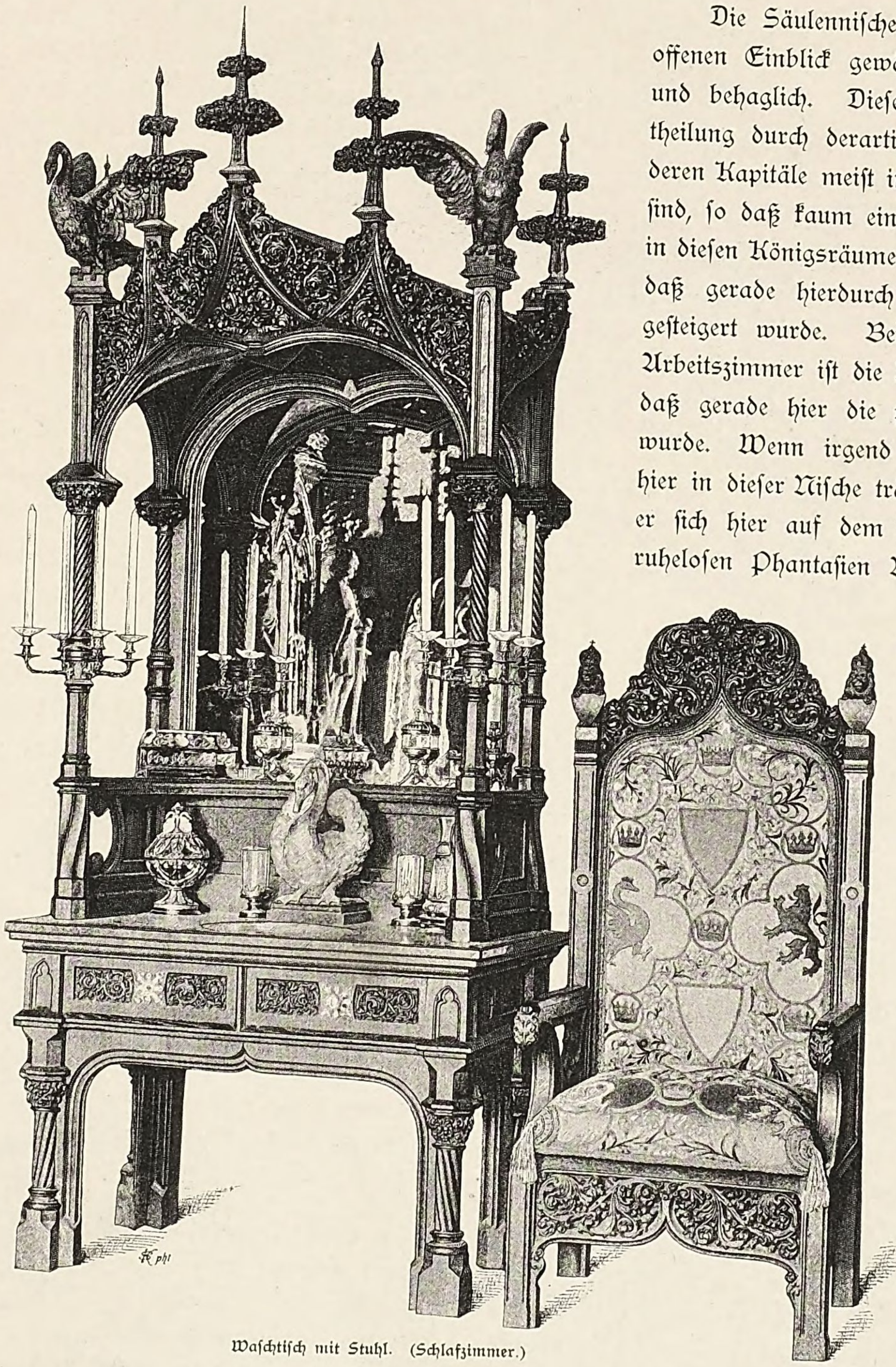
Ofen im Schlafzimmer.

zum Ganzen führen; natürlich, wie immer so, daß auch der beneidenswerthe Leser, der nur mit verständigem Herzen diesen Schöpfungen gegenüber tritt, leicht und behaglich mitwandern kann: Der wesentliche Ton dieses beiläufig lang ausgestreckten Wohnzimmers ist Lichtblau mit Silber und Weiß. Von dem entzückenden Teppich quillt dieser lichte Farbenzauber sonnig auf und strebt die Möbel entlang empor, wo

endlich das mächtige dunkle Sparrenwerk der Decke ihm Halt gebietet. Der reiche Bilderschmuck ist Lohengrin geweiht. Ich weiß nicht, ob der Sohn des Gralkönigs Parsifal wirklich so sehr der Liebling König Ludwigs war, als man anzunehmen beliebt hat. Jedenfalls wirkt die Erinnerung an des Königs Vorliebe für den „fremden Mann" hier um so ergreifender, weil unwillkürlich Er hier an uns vorbeischreitet und unsere Gedanken zu dem großen Fragezeichen alles Daseins führt, daß wir Mühe haben über den Weltschmerz hinweg wieder zu der entsagenden Weltfreude zu gelangen, die allein fähig ist aus uns rechte Söhne unserer lieben, guten Mutter Germania zu machen. Der Maler Hauschild, der hier oben auf Neuschwanstein eine fast unheimlich reiche Thätigkeit entfaltete, hat auch den Bilderschmuck dieser Wände geschaffen. Ich lasse es dahingestellt, ob damit nicht eine noch reichere, mehr in die flüchtige Ungewißheit des Ideals hinüberschweifende Wirkung zu erzielen gewesen wäre. So viel ich weiß, war der treffliche Künstler mit Einigem selbst nicht zufrieden, da der König beispielsweise aus den die Ankunft Lohengrins darstellenden Skizzen gerade diejenige für die Ausführung bestimmte, die ihm selbst am wenigsten zusagte. Natürlich liegt bei dem Betrachten dieser Schöpfungen die Versuchung nahe, wieder und wieder an Schwind zu denken. Aber deswegen brauchen wir uns den Genuß keineswegs verkümmern zu lassen und wir werden noch mit unsern Nachbildungen beweisen, daß die „Schnellmalerei" auf Neuschwanstein durchaus nicht die schlimmen Ergebnisse hatte, die Neid und Starrsinn allzugern sehen lassen möchten. Die Reihenfolge der Bilder ist die folgende: Lohengrin wird vom Gral zur Befreiung Elsas entsandt. Lohengrins Abreise. Elsas Gefangenschaft. Ankunft Lohengrins. Erstes Zusammentreffen mit Elsa. Turnier und Hochzeitszug. Elsa von ihren Kindern umgeben „fragt". Namensnennung. Heimfahrt. Elsas Bestürzung.

Man sieht, dieser Bilderschmuck ist nicht eben winzig. Die größere Fläche nehmen indessen die beiden Nord- und Südwand schmückenden Bilder ein, die unsere Abbildung gezeigt hat. Das eine Bild: „Elsa mit ihren Kindern" bringt auch dem Unkundigen deutlich vor Augen, daß hier nicht der Wagner'schen Gestaltung gefolgt wurde. Freilich, Wort und Kunst des Meisters sind dennoch mehr wie überall die Begleiter des Beschauers. Wir hören dies Wort und aus ihm heraus fluthet entsagend und doch beseligend die Musik des Scheidens:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt;
Ein lichter Tempel stehet dort in Mitten,
So kostbar, wie auf Erden nichts bekannt:
Drin ein Gefäß von wunderthät'gem Segen
Wird dort als höchstes Heiligthum bewacht,
Es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen,
Herab von einer Engelschaar gebracht;
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:
Es heißt der Gral, und selig reinster Glaube
Ertheilt durch ihn sich seiner Ritterschaft.
Wer nun dem Gral zu dienen ist erkoren,
Den rüstet er mit überird'scher Macht;
An dem ist jedes Bösen Trug verloren,
Wenn ihn er sieht, weicht dem des Todes Nacht.
Selbst wer von ihm in ferne Land' entsendet,
Zum Streiter für der Tugend Recht ernannt,
Dem wird nicht seine heil'ge Kraft entwendet,
Bleibt als sein Ritter dort er unerkannt.
So hehrer Art doch ist des Grales Segen;
Enthüllt muß er des Laien Auge fliehn; —
Des Ritters drum sollt Zweifel ihr nicht hegen,
Erkennt ihr ihn, — dann muß er von euch ziehn. —
Nun hört, wie ich verbot'ner Frage lohne!
Vom Gral ward ich zu euch daher gesandt:
Mein Vater Parsifal trägt seine Krone,
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt.



Waschtisch mit Stuhl. (Schlafzimmer.)

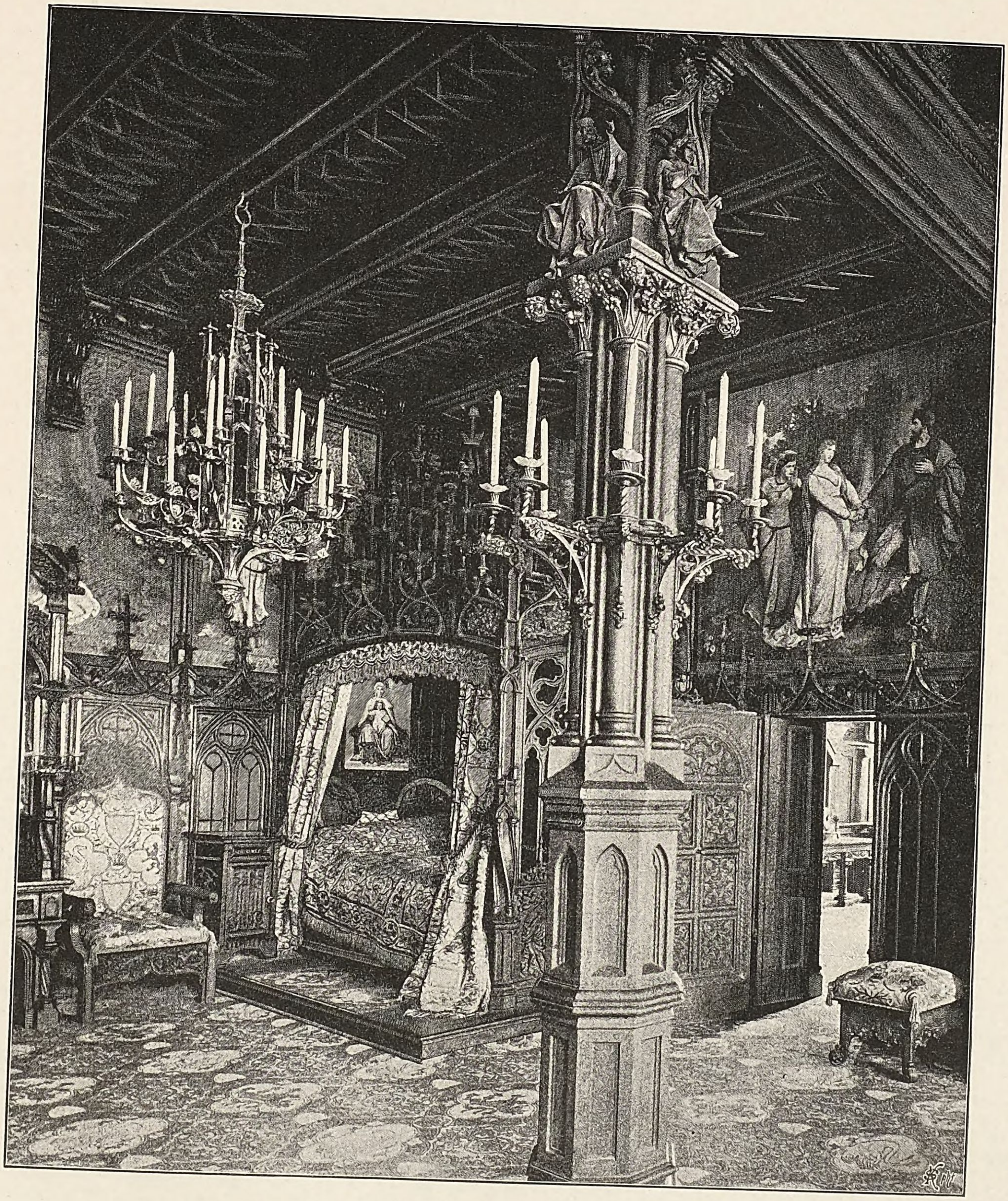
Die Säulennische, zu der unsere Bilder den offenen Einblick gewähren, ist unendlich traulich und behaglich. Dieses selbe Motiv der Raumtheilung durch derartige bogengeschmückte Säulen, deren Kapitäle meist in besonderer Weise behandelt sind, so daß kaum eines dem andern gleicht, kehrt in diesen Königsräumen oft wieder. Kein Zweifel, daß gerade hierdurch der hoheitsvolle Eindruck gesteigert wurde. Bei den Dienstzimmern, dem Arbeitszimmer ist die Raumtheilung ähnlich, nur daß gerade hier die prächtigste Wirkung erreicht wurde. Wenn irgend wo, so konnte der König hier in dieser Nische träumen und oft genug mag er sich hier auf dem Divan ausgestreckt und in ruhelosen Phantasien Ruhe gesucht haben. Auf dem Tische, der leuchtergekrönt vor diesem Divan steht, thronte das Abbild Ludwigs XIV. Keine noch so kleine Statue seiner Ahnen, kein eigenes Bild hat in dieser Burg Aufstellung gefunden. Die Erinnerung an sein Königshaus, an die königliche Größe unserer deutschen Gegenwart ist absichtlich vermieden: Alles, was wir erblicken, weist zurück in die große Vergangenheit des Volksempfindens, in das sich des Königs Majestätsempfinden mit der Verkörperung des Roi Soleil stellte.

Ich brauche an dieser Stelle nur zu dem Gedankengange hinzuweisen, der mich in dem ersten Theile unserer Wanderung zu einer schnellen Parallele zwischen Ludwig II. und Ludwig XIV. führte, um einer weiteren Erklärung überhoben zu sein. Das freilich muß ich sagen, daß hier in dieser wunder-

baren Burg das eine Abbild des Franzosen betrübsamer, ja unheimlicher — und man könnte meinethalben auch sagen: komischer — berührt, als dessen sämmtliche in Herrenchiemsee abkonterfeite Bildnisse und Thaten. Denn dort drang sich das Verständniß für solche Nachbildung förmlich auf, während es sich hier verbirgt, um schließlich nur widerwillig Rede zu stehen. Freilich, wer Schiffbruch gelitten in dieser Welt des Neides und des Kampfes, wer hochsinnig den Aufgang gewagt zum Schönen und Großen und nicht stark genug sein durfte, durch menschliche Niedertracht hindurch den einen schmalen Weg zur Höhe festzuhalten, wird dieses Verständniß um so schneller haben und um so inniger wird er das eigene Geschick in dem des Königs beweinen. Aber auch der kräftige Geist, der wohl bangt, aber nicht klagt, der sich lieber mit seinen Idealen stumm vergräbt, als ihre Machtlosigkeit wohlfeil dem Geiste der Zeit aufzubürden, wird sich des feuchten Mitleids nicht erwehren, gerade weil die Tragik der Verkannten — ob sie nun Könige seien oder Dichter, oder meinethalben auch Erfinder des Perpetuum mobile — immer des Mitleids sicher ist.

Ich bemerke übrigens, daß dieser vierzehnte Ludwig die jetzigen Besucher Neuschwansteins nicht weiter beunruhigen wird. Er ist — man könnte des eigenartigen Contrastes halber beinahe sagen: leider — inzwischen entfernt und vermuthlich auch verkauft worden.

Ueber die reiche dem romanischen Charakter des Ganzen entsprechende Ornamentik des Wohnzimmers gibt ein Blick auf unsere Bilder Aufklärung genug und ich brauche kaum zu sagen, daß jedes einzelne Stück dieses herrlichen Raumes, von den Thüren mit ihren kunstreichen Stahlbeschlägen angefangen, bis zu der mit peinlichstem Kunstsinn gearbeiteten Decke das Gepräge des Vollkommenen trägt. In diesem Raume steht auch eine vortreffliche Nachbildung des berühmten Wartburgschrankes, wie denn das Juwel Thüringens auch für den Sängersaal in wesentlicher Weise als Vorbild diente. Im Uebrigen ist der Schwan auch hier zu mehrfacher Darstellung gelangt und namentlich in der reichen Silberstickerei der Tischdecken und der Möbelbekleidungen immer wieder anzutreffen, während in dem nun folgenden Ankleidezimmer der Pfau in gleicher Weise zur Verwendung gelangte. Freilich ist hier die Stickerei in Gold gehalten, während der Stoffcharakter ein helles Violett zeigt. Dieser Raum, der beiläufig der einzige ist, der keine holzgetäfelte Decke trägt, öffnet mit seinem Erker die Aussicht auf die starren Felsenmassen, die von hier aus am Säuling emporsteigen. Der begleitende Führer, der bei jedem Bilde, jedem Möbel den Künstler nennt, der es geschaffen und auch die Herkunft der einzelnen Stoffe nicht zu nennen vergißt, weist hier auf einen Sessel mit den Worten: „Auf dem Fauteuil wurde Majestät an- und ausgekleidet." — Ein Schmuckstück eigener Art steht hier in diesem Zimmer: ein gar prächtig geschnitztes Schränkchen, das auf seiner Vorderseite das noch prächtiger ausgeführte Bild »Droit du Seigneur« zeigt. Es ist soviel unausstehlicher Liebreiz in diesem Bilde, daß man den Gegenstand fast vergißt, oder gar über ihn lächelt. Der Plafond ist weiß getüncht und mit üppigem Rebengeranke geschmückt, von dem aus fröhliche Tauben fröhlich emporfliegen. Der Bilderschmuck, den der Maler Ille gestaltet hat, bringt Darstellungen aus dem Leben zweier unserer besten deutschen Männer: aus dem Hans Sachsens und Walthers von der Vogelweide. Und zwar: Jung Walther daheim auf dem väterlichen Gute. Walther vor Herzog Welf. Walthers Aufforderung zum Kreuzzuge. Walthers Morgenritt. Walther vor der Wartburg. Walther mit Herzog Ludwig. Walthers Lied unter der Linde. Die Brustbilder Walthers und Hans Sachsens. Hans Sachs als Meistersinger. Hans Sachs als Liederdichter. Hans Sachs schreibt

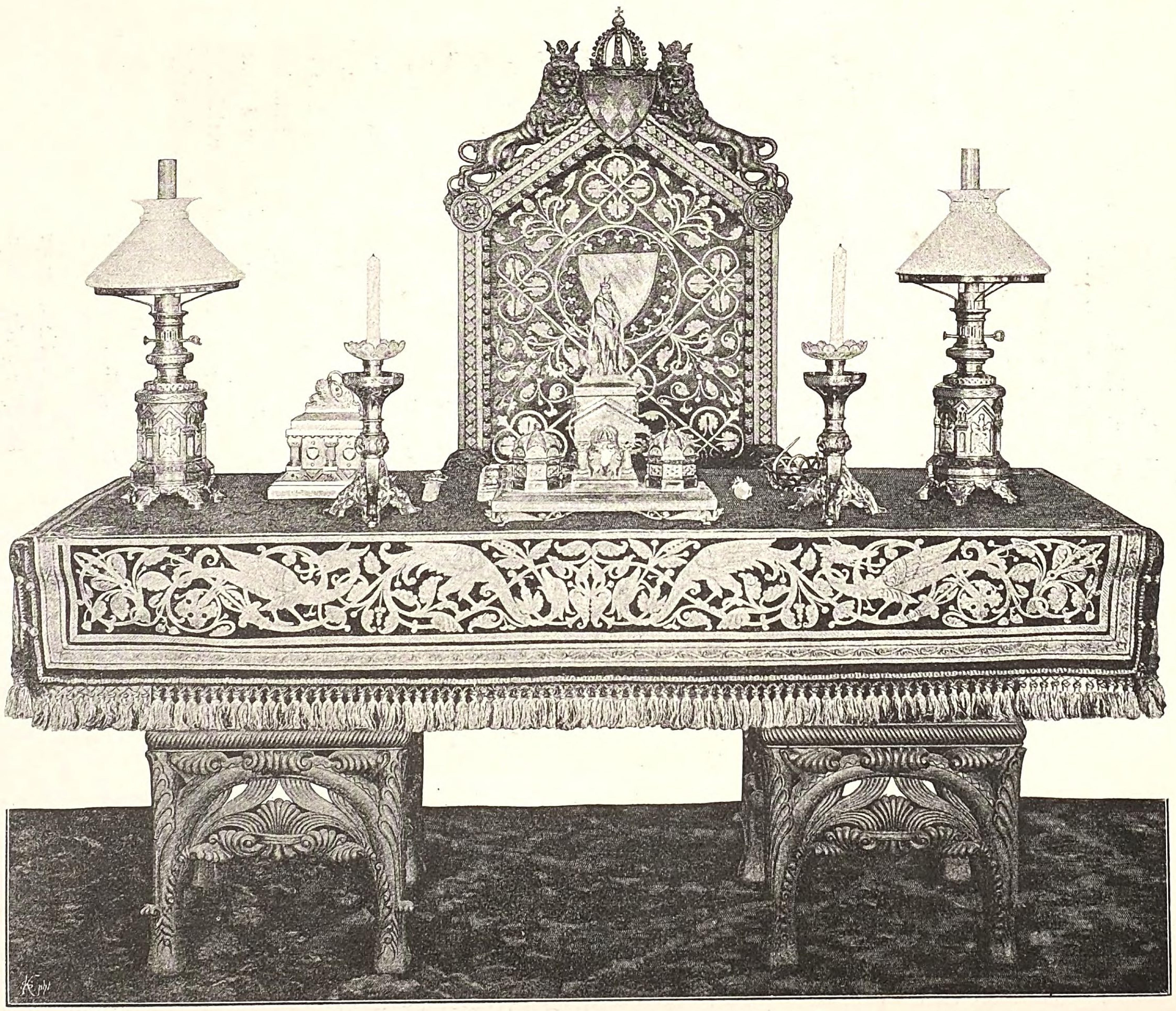


Blick auf Schlafzimmer mit Bett.

als Greis seine Dichtungen nieder. Den Toiletteschrank zieren eine Menge prächtig ausgeführter Waschgeräthe und verwandte Gegenstände, die den Leistungen heutiger Töpferei jedenfalls zur besonderen Ehre gereichen, wie denn die Bemerkung nicht zu unterdrücken ist, daß alle Einzelgegenstände, sie mögen diesem oder jenem Zwecke dienen, ein künstlerisches Gepräge tragen. Ungleich reicher als Neuschwanstein war ja hiermit Linderhof bedacht. Ich sage „war bedacht", weil die Mehrzahl dieser Einzelstücke zum großen Theil gleich nach dem Hingange des Königs verpackt wurde: ein Unterfangen, das sich vielleicht schon wegen des hohen Werthes der meisten dieser kleinen Prachtstückchen nöthig machte, da es wohl vergebliche Mühe gewesen wäre, dies Alles genügend zu bewachen. Eine ungefähre Vorstellung von der Fülle dieser kleinen Zierden mag man sich machen können, wenn man erfährt, daß nicht weniger als 40 große Kisten damit gefüllt wurden. —

Der nächste Raum zeigt eine gar wundersame keusche Weihe: es ist das Oratorium, die kleine Privatkapelle, die mit ihrem anderen Ausgange zu dem Schlafzimmer des Königs führt. Die Farbe der Buße predigt von den Wänden, und die erhabene Wirkung dieses satten Violett wird noch gehoben durch eine edelste Glasmalerei und durch den glaubensstarken Ernst der Bilder: vor uns über den Betschemel hinweg der heilige Ludwig mit der Glaubensfahne, ihm zur Seite je eine Engelsgestalt, mit dem Glauben den Frieden kündend.

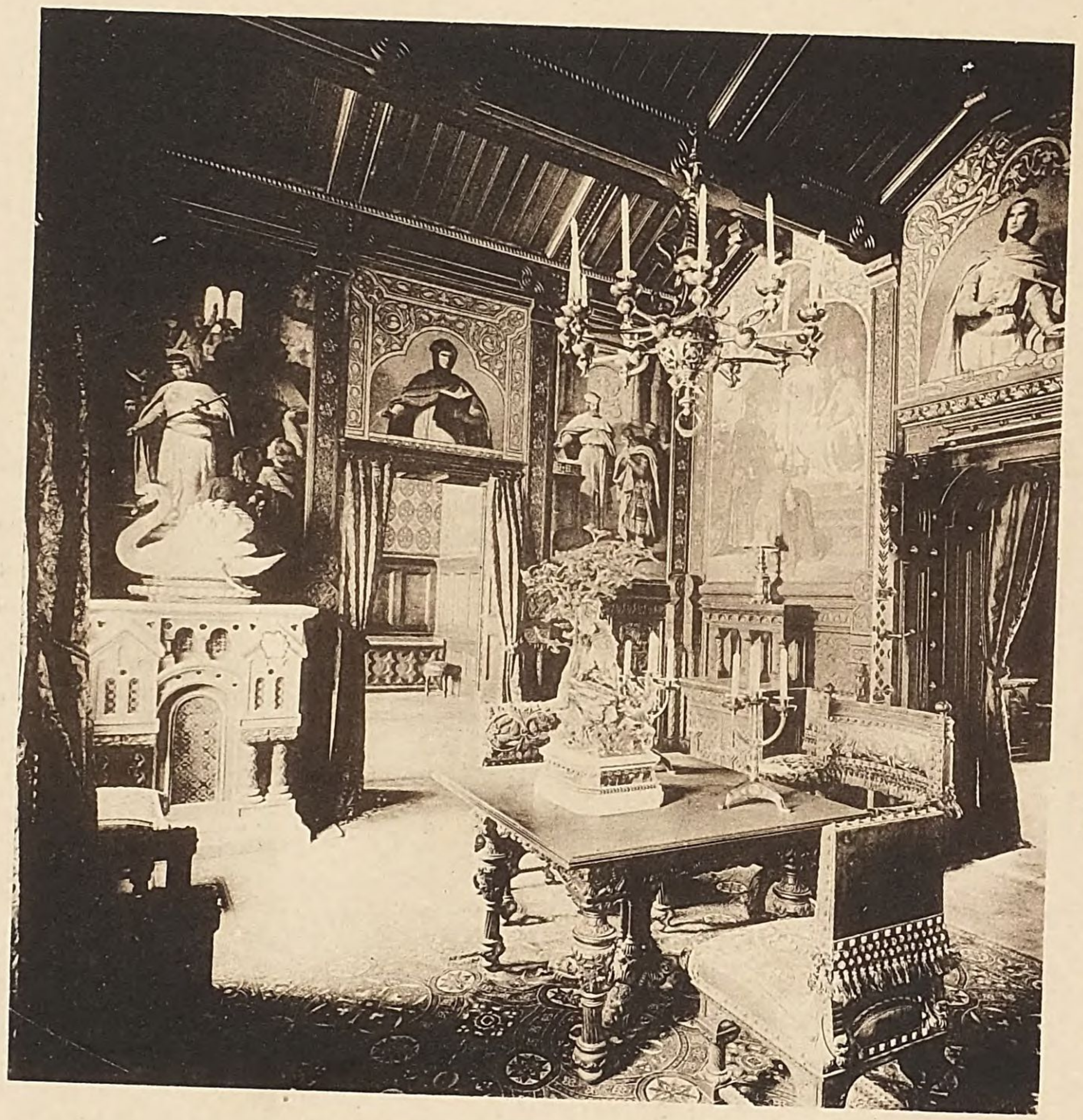
Und dieser stille Raum war keine bloße dem Wesen der alten Hofburg geweihte Zierde. König Ludwig suchte seinen Gott: das sieht sich bei Betrachtung des Betschemels. Der trägt deutlich sichtbare Spuren, daß hier oft dieser Große vor dem Höchsten kniete. Wißbegierig möchte man forschen über die Art dieses Königsglaubens, möchte man den Weg ergründen, der von diesem König zu Gott führte. Wer da hätte unsichtbar lauschen können in heiligem Mitgefühl! Denn das ist wohl klar, daß derselbe Mann, dessen Gefühl jäh überströmte bald zum Guten, bald zum Schlimmen, kaum immer ein sich bescheidendes: „Dein Wille geschehe" fand. Freilich, erinnert man sich seines zu einem heiligen Glaubensartikel erhobenen Königsbegriffs, dann ist die Folgerung, daß er seinerseits sich unbedingt und unweigerlich vor seinem Schöpfer beugte, naheliegend genug. Aber der an König und Gott glaubende König trug sich oft mit Selbstmordsgedanken. Das ist erwiesen. Und wenn keine andere Stimmung, so mußte diese Stimmung des Verzweifelns ihn zu besonderer Auseinandersetzung mit seinem Gotte führen. So wird man ahnen können, was in diesem entsetzlich stillen Raume vorging. Welch ein Weh! Und doch, da sich das königliche Geschick unwiderruflich erfüllte und nimmer zurückgezwungen werden kann in den heitern, blühenden Pfad, auf dem wir es so gern haben möchten, frohlocken wir fast, weil seine erschütternde Größe das Werden des Genius geradezu erzwingt, der es dereinst dichterisch verklärt. Ich weise vielleicht zu oft auf solches dichterische Gestalten hin. Wer aber dem Königsschicksal nachging, wer es in diesen Schlössern und Burgen zu erforschen suchte, wird dessen ideale Darstellung wohl gleich mir gerade in diesen Königsräumen wieder und wieder aufstrahlen sehen in der verklärten Ferne der Dichtung. Und keinen andern Ort wüßte ich in diesen Schlössern, diesen Burgen, wo eine ähnliche Szene himmelhoch emporlodern könnte, als dieses Oratorium, das die Buße predigt und den Frieden kündet und kalt sich ausschweigt über den Seelenkampf, der hier gekämpft wurde. Aber freilich, ich mag da im Unrecht sein, denn wo man bloß harmlos wandert, hat man nur zu schildern, was man sieht, und nicht, was dereinst ein Anderer vielleicht sehen könnte.



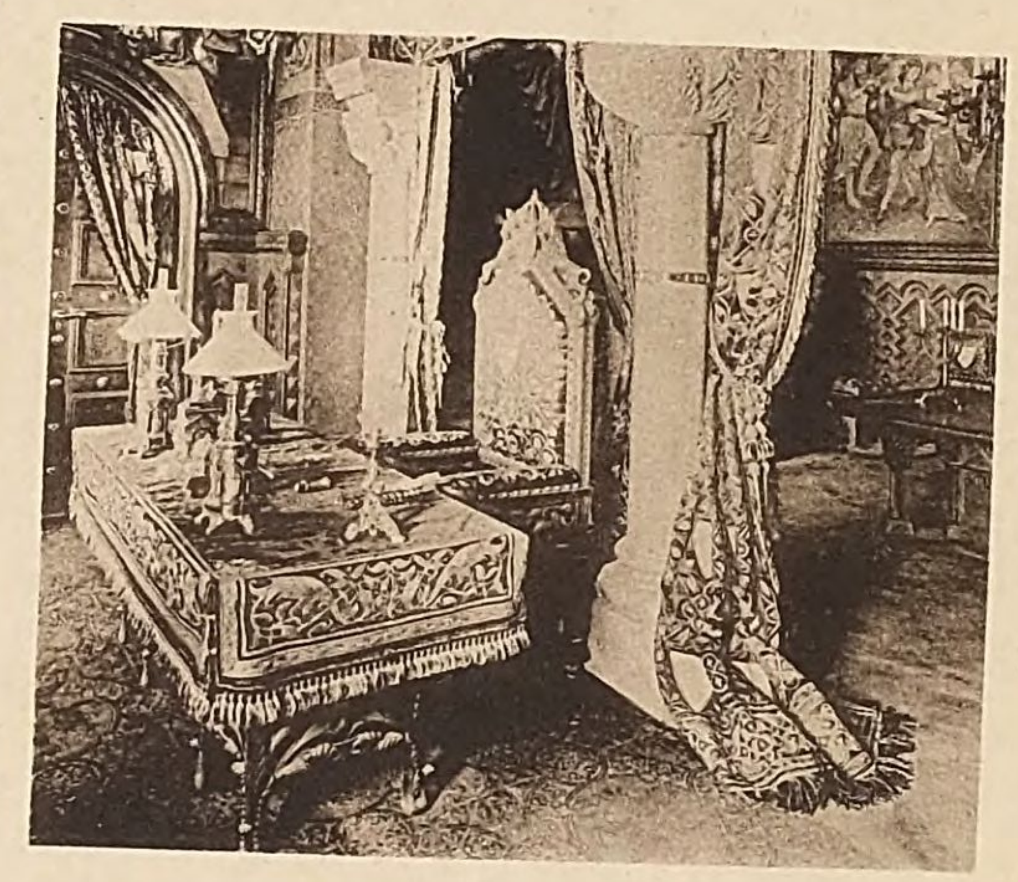
Der Arbeitstisch des Königs.



Arbeitstisch.



Ansicht des Speisezimmers mit dem „Schwan.“



Arbeitstisch.

Einzelstücke aus Burg Neuschwanstein.

In Lichtdruck von Albert Frisch in Berlin.

Und so wollen wir denn weiterschreiten und uns auf die Gegenwart besinnen und schildern, was uns faßbar und wirklich vor Augen tritt. Wir verlassen die geweihte Stätte und treten in das Schlafgemach des Königs. Wenn ich sage „Gemach“, so geschieht es, weil für diesen das Auge bannenden Raum die Bezeichnung „Schlafzimmer“ allzu prosaisch klingen würde. Es ist ja wahr, die andern Räume, wie Wohn- und Arbeitszimmer, decken auch nicht mit dem Namen den Inhalt. Hier aber wähle ich die anmuthendere Bezeichnung, obschon sie die Größe dieses Raumes, der in herrlicher Bequemlichkeit sich dehnt und sonnt, zu verkleinern scheint.

„Nein, was hat der Mann einen hohen Sinn gehabt!“ unterbricht hier endlich eine Frauenstimme das stille Staunen. Und wahrlich, hier durfte man das einfache und doch begeisterte Wort willkommen heißen, weil es aussprach, was Alle fühlten.

Und es war in jeder Hinsicht das rechte Wort, weil die wundersame Schönheit dieses Raumes die erschöpfende Schilderung versagt und schweigend zu Dem hinweist, dem sie ihr Dasein dankt. Nicht zum wenigsten wirkt dieser Raum so unfaßbar eigen, weil er sich uns in gothischer Gewandung zeigt. Freilich, so zwingend ist die erste Wirkung, daß wir zunächst gar nicht an den Schulbegriff denken, noch zu den seitherigen Räumen einen bewußten Stilgegensatz suchen. Das kommt erst später und wir freuen uns dann um so mehr der herrlichen Würde, mit der unser heiliger Stil zum Profanen herabstieg. Wie nach dem Sturm und Drang der Völkerwanderung das uralte deutsche Wohnhaus durch die Anwendung römischer Befestigungskunst — mit natürlicher, aber keineswegs genau darzulegender Beeinflussung durch urgermanische Befestigungsweise — (denn wir haben keine genauen Beschreibungen der altsächsischen Burgen) nach und nach zu der „burc“ der späteren Jahrhunderte heranwuchs, so wurde diese selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr durch das reiche Kunstleben der Kirche beeinflußt. Eine holde Zierde nach der andern kam von dieser in's ritterliche und bürgerliche, also in das profane Dasein. Und wie die Wandmalereien, die Teppiche, die Fenster und hundert andere Dinge nach und nach von ihr aus kamen profanes Leben zu schmücken und damit gefügiger zu machen für die Schönheit, so fiel später in der Zeit der Gothik gar manche reichste Blüthe auch dieser zu ihm nieder. Und hier in diesem Raume ist solch eine reichste Blüthe wieder auferwacht, um mit sich selbst das Zeitalter, aus dem sie kam, zu schmücken. Es dürfte keineswegs zufällig sein, daß der König gerade diesen Raum in die hochaufstrebenden Formen der Gothik stellte: es war ja sein Schlafgemach. Wenn er dort hinten in dem übergroßen Baldachinbett dem Schlafe sich entgegensehnte, den das liebenswürdige Geschick gerade dem schaffenden Künstler so gern weigert, dann durften die ruhelosen Gedanken hier Andacht suchen und aufsteigen an und mit den Formen dieser Gothik, um sich gleich diesen schließlich zu verlieren in einer alles Erdenleid hinter sich lassenden Ferne. Oder blieb der suchende Blick unwillkürlich haften dort drüben auf jenem Bilde, da Isolde bei dem todten Tristan weint? Ach ja, überreich, wie der Schmuck dieser Räume, ist auch die Anregung, die sie geben, die sie erzwingen, unverschämt noch ertrotzen, da man längst von ihnen wich. Und gerade dieses Gemach bringt mit der immerwährenden Anregung ein immerwährendes Räthsel: hier ist ja die Wonne des Liebesleides malerisch gestaltet, das Tristan und Isolde heißt.

„Grüßt in Walhall froh eine Frau?“ Natürlich, daß bei solchem Schauen diese Frage mit großblickender Neugierde aufhorcht. Der schöne Bayernkönig, den edle Frauen instinctiv liebten, weil seine Lebensführung sich aus roher, alltäglicher Körperlichkeit in's Wesenlose, Seelische zu verlieren schien, soll

hier durchaus Rede stehen, wie er über Frauen gedacht, ob er denn nicht auch nach der holdsorgenden Hand sich sehnte, die ihm die wirren Locken aus der müden Stirne striche. In einigen tiefdummen Geschichten hat feiler Klatsch diese Neugierde auszubeuten gesucht. Das Räthsel ist natürlich geblieben und der Sphinx ist es nicht eingefallen sich vom Felsen zu stürzen.

Zweifellos ist die reizvolle Frage in einem höheren Sinne als dem theilnehmender Neugierde der breitesten Betrachtung werth. Aber wer müßte Der sein, der des Gegenstandes würdig wäre! Wer alle Lust und alle Last der Liebe tragen lernte und ungebeugt weiterschreiten konnte, wird den aller Liebe bewußt entsagenden Mann zeichnen können, ohne dabei in den alltäglichen Fehler der Schmähung des Weibes zu verfallen. Aber wenn hier nicht mehr verlangt würde!

Bewußt entsagen nach der Offenbarung ... das zu schildern ist dem Kundigen, der ein „reiner Thor" blieb, nicht eben schwer. Aber von allem Anfang bewußt widerstreben und dauernd widerstehen ... das in einer zu lauterer Poesie sich verklärenden Wahrhaftigkeit erweisen gerade an diesem, an solchem Königsbeispiel! Die ganze Alles bethörende Schmeichelei des Ideals müßte über solcher Schilderung schweben, aus der freilich am Ende die zertretene Wirklichkeit doch nur auferstehen müßte in um so glänzenderem Sieg.

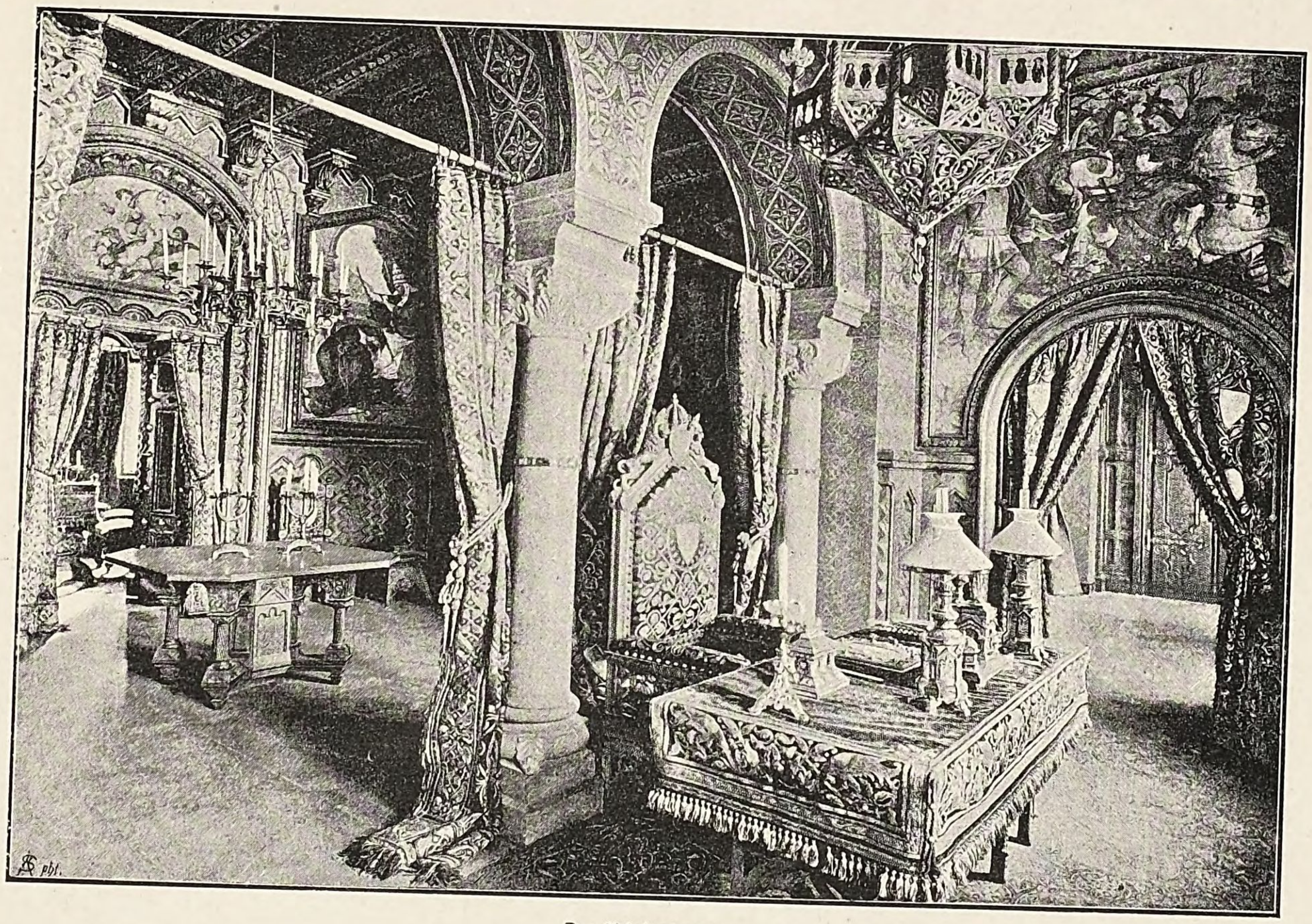
Für uns, die wir jedenfalls nicht ohne Antwort scheiden dürfen, liegt die Frage einfacher, als sie aussieht. Sie ist kein widerspenstiges Räthsel mehr, wenn man sie als eine Dreiheit sieht. Wir wollen ihr aber lieber noch eine Weile aus dem Wege gehen. Oben im Sängersaale wird sie um so entschiedener nach Antwort verlangen. Dann haben wir ja Tristan und Isolde, haben Tannhäuser hinter uns, wallten an den Nibelungen vorüber und stehen vor — Parsifal. Und da stehen wir denn auch Rede, wie sich's gehört! —

Bei weiterem Betrachten des Schlafgemachs, dessen Grundton — ein sattes Blau — die Wärme des Eindrucks noch steigern mußte, kehrt der Blick wieder und wieder von den schönen Darstellungen der Tristansage, die August Spieß auf Gobelinleinwand malte, zu dem Bett zurück. Unsere Bilder täuschen ja den Reiz dieses Prachtstücks klar genug vor's Auge, so daß ich die ausführliche Schilderung vermeiden kann. Wie in der alten deutschen Fürstenburg das Sparrenwerk des Saales meist aus auserlesenen Holze war, so kann man auch hier mit Conrad von Würzburg sagen:

von zëder-holze rein
was allez sin gezimber.

In dem Bett, dessen gothischer Aufbau kaum einem der uns erhaltenen Kanzeldächer an Feinheit und Reichthum der Schnitzerei nachstehen dürfte, befindet sich am Kopfende das Muttergottesbild mit dem Jesuskinde; in der Decke des blauseidenen Baldachins dagegen ist das bayrische Rautenwappen reich eingestickt. Neben dem Bett, dessen Vorhänge, wie auch der Teppich und die Möbelbezüge, abwechselnd bald den Schwan, den Löwen oder das Herzschild des bayrischen Wappens reich eingestickt zeigen, pflegte auf dem Bettschränkchen ein kleiner kostbarer Handaltar in einer Sammetkapsel zu stehen: angeblich eine der schönsten byzantinischen Gold- und Emailarbeiten, die es überhaupt gibt. Das mittlere Bildchen zeigte den Heiland, während zur einen Seite Johannes und zur andern die hl. Jungfrau dargestellt sind. Sobald der König zur Ruhe ging, stellte er den kleinen Altar geöffnet auf dem Bettschränkchen auf, um ihn beim Verlassen des Bettes wieder in die Kapsel zu schließen. Er lag auch an jenem Abend an

seiner Stelle, da der König seine Burg für immer verließ. Der Schwan, der im Waschtisch steht, ist aus Silber und silbernes, krystallklares Wasser des Gebirges sprüht er in das Becken hernieder. Alles in diesem Raume ist so reich an flüchtiger und doch stehender Schönheit, daß ich nur widerwillig Einzelnes hervorhebe. Der Ofen und das Lesepult fordern freilich auch ihre besondere Erwähnung, aber im Grunde gibt das Aufzählen des Einzelnen, das wegen der gelungenen Abbildung gar nicht erst des Wortes bedarf, niemals eine Verstärkung des Gesammteindrucks wieder. Wie in der Poesie die Herr-



Das Arbeitszimmer.

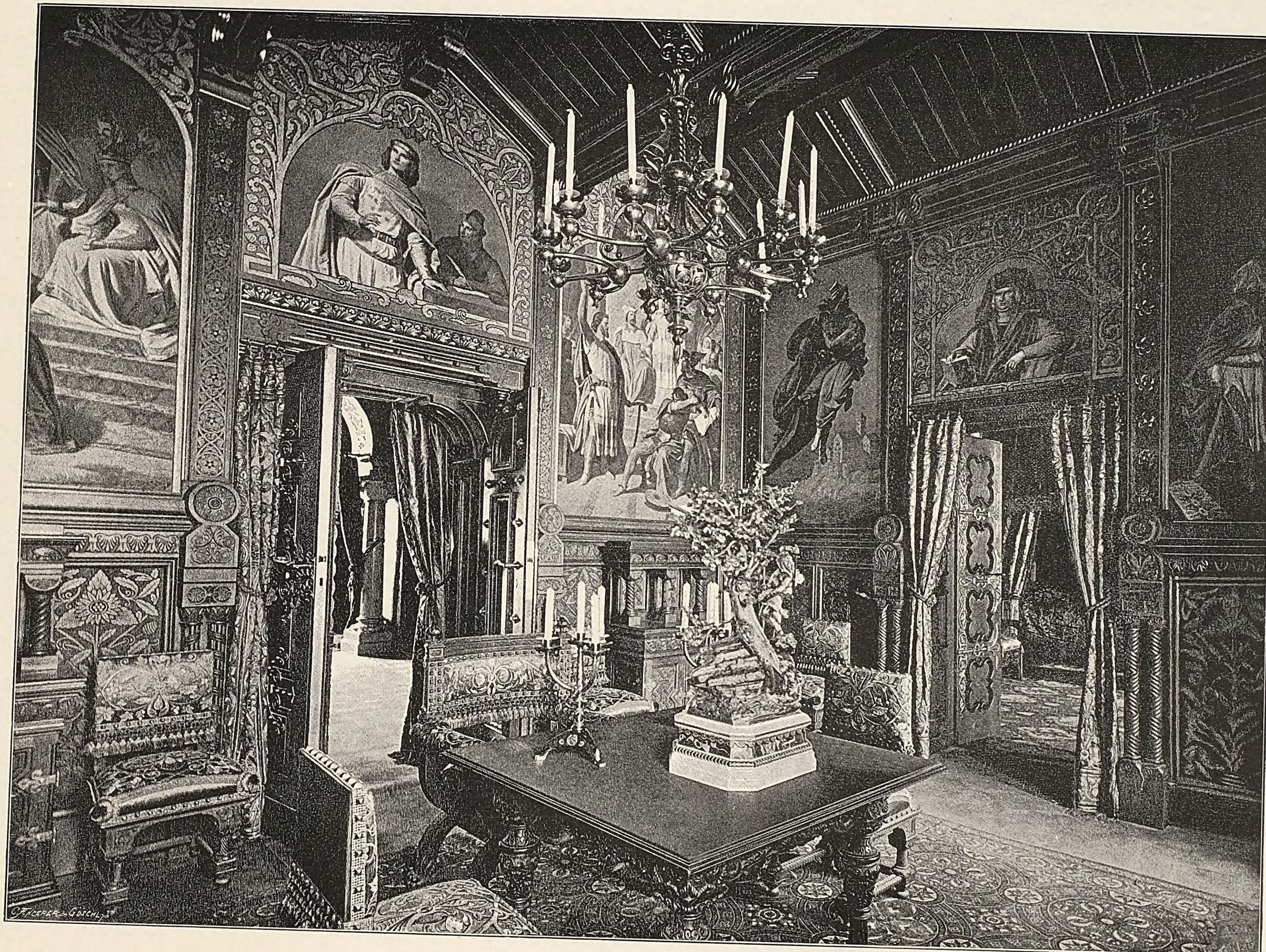
schaften am schlimmsten fahren, die jedes einzelne Stück ihres Helden von der idealen Stirne angefangen bis zu dem kleinen feinen oder auch realistisch plumpen Fuße zu schildern unternehmen, so möchte Der hier vergebliche Arbeit thun, der jedes einzelne Schaustück der reichen, unerschöpflichen Räume aufzählen und erklären wollte, weil es auch hier darauf ankommt, die Stimmung, die Seele eines Ganzen zum Ausdruck gelangen zu lassen. Etwas Anderes ist es um die Aufzählung der einzelnen Bildmotive. Da wirft das trockene Wort die ganze Szene vor Augen. So sei denn der Tristancyclus ebenfalls hier erwähnt: Tristan reicht Isolden den Liebestrank. Die beiden Liebenden im Garten. Isolde betheuert ihre Unschuld. Der kranke Tristan schaut nach dem Schiff, das Isolde zu ihm trägt. Isolde mit dem Tuche winkend. Isolde an Tristans Leiche.

Der folgende Raum ist das Speisezimmer, das ich aber zunächst noch übergehe, um den Leser in das Arbeitszimmer zu führen. Unser kleiner Grundriß zeigte ja die Reihenfolge der Räume deutlich, so daß der Ueberblick bequem genug war. Im Wohnzimmer sahen wir Lohengrin, eben Tristan und nun: Tannhäuser. Hier ist Aigner der Künstler gewesen, der die Sage gestaltete, wobei vermuthlich der Tönerausch des deutschen Meisters der Symphonie der Farben zu Statten kam.

Es sind sechs Bilder: Tannhäuser schreitet in den Hörselberg. Bei Frau Venus. Flucht und Begegnung mit den Rittern. Auf der Wartburg. Tannhäuser beim Papst (Verfluchung). Aigner hat sich wenig um die heuchlerische Zimperlichkeit der Zeit gekehrt und die Göttin der Liebe in dem ganzen klaren Zauber ihres Daseins abkonterfeit. Da sind denn auch kluge Leute gekommen, um sich zu wundern, weil ja der Auftraggeber König Ludwig hieß. Es ist die alte Philisterlust: überall in einem dargestellten Gegenstande das subjective Empfinden des Künstlers, oder wie hier des Bestellers, herauszuschnüffeln, derweilen dem echten Künstler die künstlerische Gestaltung Alles und der Gegenstand Nichts bedeutet. Hier, wie in Linderhof, wo beispielsweise sehr fragwürdige Gestalten des 18. Jahrhunderts wunderhübsch abgemalt sind, kann man getrost behaupten, daß des Königs Gefühl den dargestellten Gegenständen weltweit aus dem Wege ging. Aber weil er die echte Duldung des großen Künstlers in sich trug — und mir wenigstens macht dieser herrliche Zug ihn im Wesentlichen überhaupt erst sympathisch — fügte er sich dem großen Zwange, der ein großer Befreier ist: dem Stil. Und gerade bei solcher Wahrnehmung muß man immer von neuem klagen, daß solche besondere Begabung sich nicht ausfluthen durfte über diese ganze groß angelegte Persönlichkeit, um sie hochaufzugesunden, daß endlich einmal ein deutscher König den ganzen deutschen Genius bedeute. Aber freilich, dazu fehlte ihm, ob auch die Botschaft seines Kommens den hellen Sonnentag verhieß, gar Vieles und nicht zum wenigsten die Schule der Liebe, obschon man sich überreden möchte, daß er gerade hier in einer bloß theoretischen Erfahrung zu einem ähnlichen Schlusse — wenigstens in der Hauptsache: dem Drange nach freier sich selbst zügelnder Bewegung, ohne die alles Künstlerthum und Dichterthum und — Königthum verblaßt — gekommen sei wie der practische Tannhäuser, da er singt:

„Stets soll nur Dir, nur Dir mein Lied ertönen!
Gesungen laut sei nur Dein Preis von mir;
Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen,
Und jedes holde Wunder stammt von Dir,
Die Gluth, die Du mir in das Herz gegossen,
Als Flamme lodre hell sie Dir allein!
Ja, gegen alle Welt will unverdrossen
Fortan ich nur Dein kühner Streiter sein. —
Doch hin muß ich zur Welt der Erden,
Bei Dir kann ich nur Sclave werden;
Nach Freiheit doch verlange ich,
Nach Freiheit, Freiheit dürstet's mich;
Zu Kampf und Streite will ich stehen,
Sei's auch auf Tod und Untergehen: —
Drum muß aus Deinem Reich ich fliehn, —
O, Königin, Göttin! Laß mich ziehn!"

Wie auch in Herrenchiemsee, und beiläufig auch Linderhof, ist die Farbe des Arbeitszimmers im Wesentlichen Grün mit Gold. Unser Bild zeigt rechts den Durchblick nach dem Dienstzimmer, links nach dem Speisezimmer. Die Raumtheilung durch die Bogensäulen ist wieder ähnlich, wie im Wohnzimmer. Auch hier tragen diese Säulen je ein schmales goldenes, mit funkelnden Steinen geziertes Band, das sich um sie zu legen scheint, wie die Spange um einen vollen, weißen Arm, daß seine Schönheit nur desto üppiger leuchte. Der Tisch im Hintergrunde ist nicht bloß seiner edlen Schnitzerei wegen zu



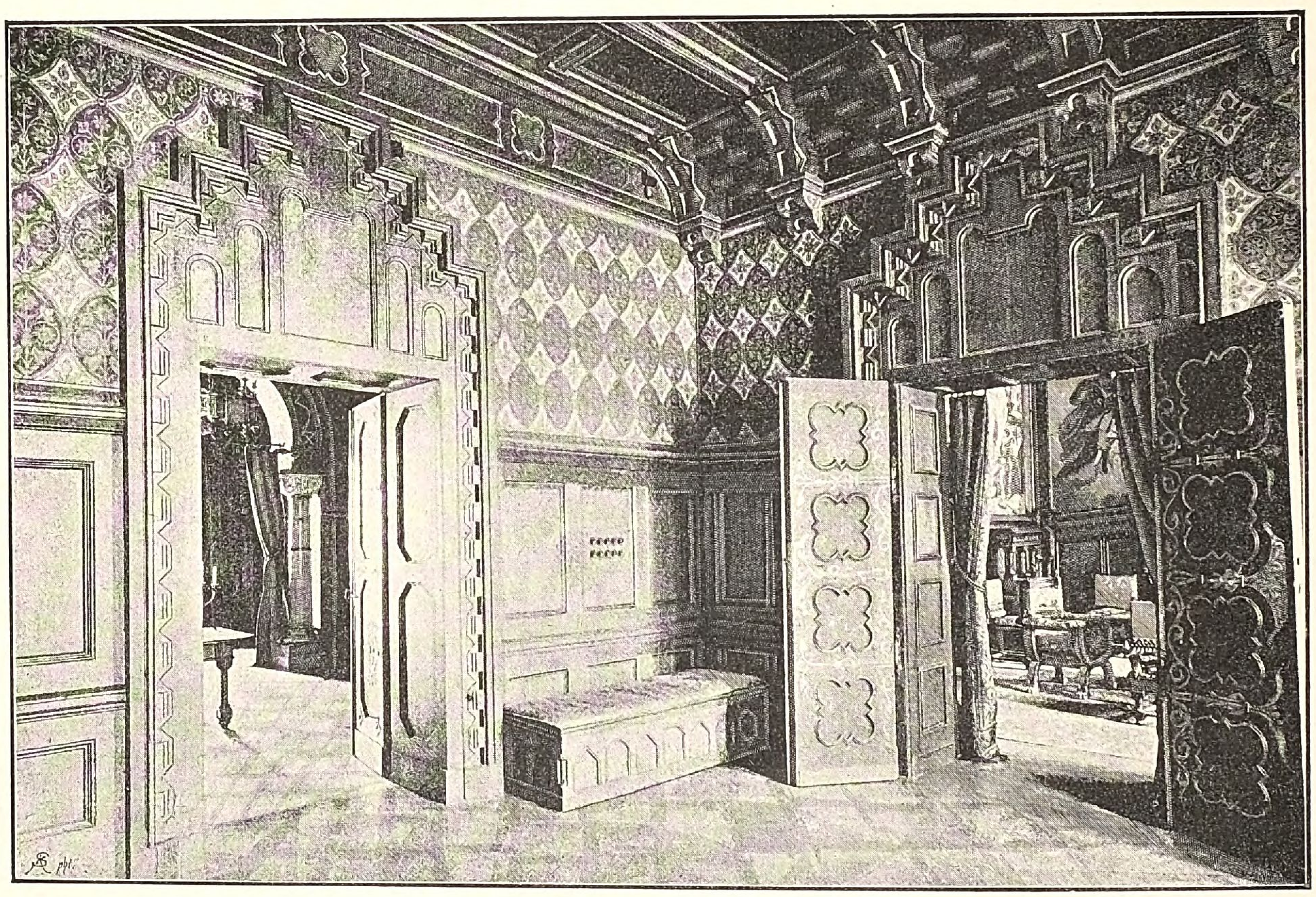
Das Speisezimmer auf Burg Neuschwanstein.

erwähnen. An ihn trat der König gewöhnlich heran, wenn er Schriftstücke, die ihm, der sehr mißtrauisch war, entbehrlich schienen, zu verbrennen pflegte. Auch in der seiner Verhaftung vorausgehenden Nacht hat er noch Reste seiner Privatcorrespondenz hier angezündet. Obschon dazu ein silbernes Tablett zu dienen pflegte, so sieht man dem Tisch doch an, daß es dabei nicht ängstlich oder auch allzu ängstlich zugegangen ist. Des Königs letzter Gast, der hier weilte, war der in dem Entmündigungsverfahren viel genannte Graf Dürckheim. Mit ihm berieth er, wie das drohende Verhängniß abzuwenden sei, ihn ließ er nach Berlin um Rettung und nach Kempten um militärische Hilfe telegraphiren. Ich will hier nicht ausmalen, was ihm, falls nur ein Schatten seines frühern Trotzes und Stolzes in ihm war, der Entschluß in Berlin das Heil zu suchen kosten mußte. Aber freilich, wer in dem Wahne lebt, von aller Welt verfolgt zu sein, mag im Augenblick der Katastrophe an Alles eher denken, als an seinen Stolz, und wenn dieser Stolz das Dogma eines ganzen Lebens war. Hier könnte nur der unzerrüttete Körper den schwankenden Geist zu einer heroischen That verführen, während bei König Ludwig gerade der Verfall aller bestimmenden körperlichen Organe die geistige Entartung beschleunigt hatte. Wir wissen Alle, daß Dürckheim's Bemühen nichts half und nichts helfen konnte. Aber ein Abglanz der Theilnahme, die das Königsschicksal verklärt, ist auch auf ihn gefallen und wird dauernd mit ihm sein. Einen Menschen mit junger fühlender Brust möchten wir ja bei der Erfüllung eines jeden tragischen Mannesschicksals sehen und wäre es auch nur, daß neben der Verzweiflung die Hoffnung stehe. Hier aber bedeutet dieser Eine den letzten wärmenden Strahl, der auf den Königstag fiel, da er in Nacht versank.

Es ist bekannt, daß Dürckheim nach München berufen wurde und den König auf dessen eigenes Drängen allein ließ. Im nächsten Zimmer, im Speisezimmer, das ich nicht ausführlich schildern werde, weil die Abbildungen genug sagen, steigert sich noch die Wehmuth der Erinnerung: hier in diesem herrlichen, in dem schmeichelnden Bordeauxroth sich streckenden Raum, der bis hinauf zu seiner sammetnen Decke eine friedlichste Glückseligkeit athmet, weilte Ludwig zuletzt als freier Mann. Sehen wir uns genauer um: die Gobelinmalereien der Wände sind diesmal von Ferd. von Piloty, dem unberühmteren der beiden Brüder gemalt. Sie bringen Szenen aus dem Leben auf der Wartburg, wie es uns die Sage überliefert hat, und wie es nach dem Besserwissen der bekannten Gelehrsamkeit nun überhaupt nicht stattgefunden hat, da es auf der Wartburg ebenso wenig Sängerkriege gab, wie beispielsweise auf Neuschwanstein. Nun, wir brauchen uns deshalb nicht einschüchtern zu lassen und können trotzdem nach wie vor glauben, daß schon einmal ein thüringischer Fürst es war, der großherzig mit den Dichtern ging, obschon wir dabei hoffen möchten, daß er ein etwas menschlicherer Herr gewesen, als ihn uns Richard Wagner geschildert hat. Denn, wenn er dem die Göttin der Liebe preisenden Tannhäuser in Wirklichkeit Worte wie:

„Ihr habt's gehört! Sein frevler Mund
That das Bekenntniß schrecklich kund.
Er hat der Hölle Lust getheilt,
Im Venusberg hat er geweilt!
Entsetzlich! scheußlich! fluchenswerth!
In seinem Blute netzt das Schwert!
Zum Höllenpfuhl zurückgesandt,
Sei er gefehmt, sei er gebannt."

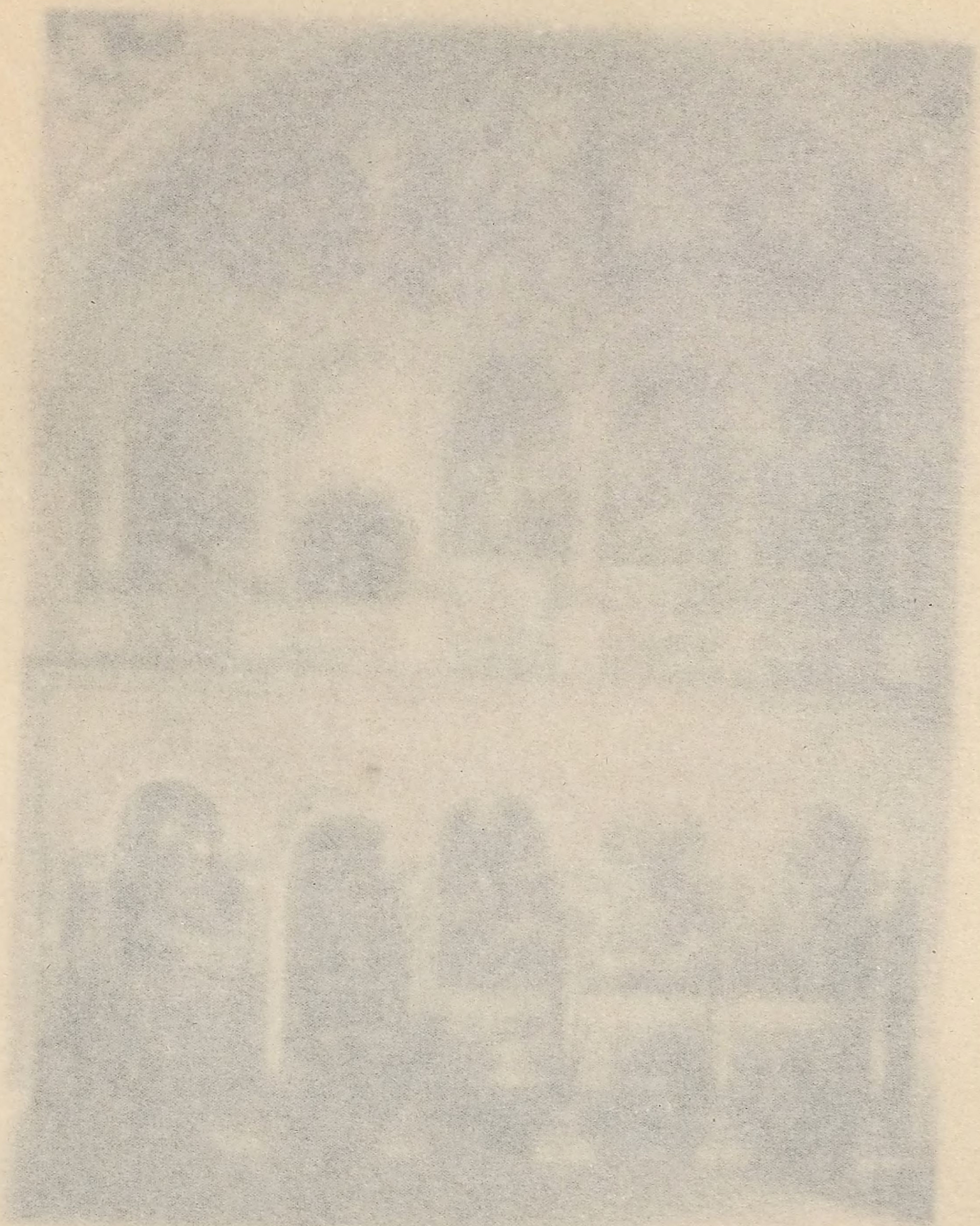
hätte entgegen singen können, dann möchte man sich allerdings eher wundern, nicht bloß, daß jemals ein Sängerkrieg war, sondern, daß es überhaupt Dichter gab, die sich in eine solche unheimliche landgräfliche Nähe wagten. Im Uebrigen wissen wir ja, daß der Wartburgkrieg, so wie er uns als Gedicht überliefert wurde, keineswegs die Schwärmerei verdient, die sein bloßer Name in uns löst. Der weckt in uns die Ideale, die vom Sänger und vom König und einer Blüthezeit des Daseins träumen und erzählen, derweilen er in Wirklichkeit kaum über eine zuweilen allerdings wunderbar derbe — so ruft ein Meister dem andern zu, er solle sich den Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme



Das Dienstzimmer.

hell machen — an die scholastischen Streitereien erinnernde Nichtigkeit hinausgeht und jedenfalls nichts in sich trägt von der klaren befreienden Größe deutscher Dichtung. Manche Herrschaften sind aber so nichtssagend unbedeutend, daß sie ganze Jahrhunderte als strahlende Berühmtheit durchschreiten, als ob sie dafür ganz besonders belohnt werden mußten, daß sie uns überhaupt den Gefallen gethan haben, in's deutsche Leben hereinzuschnattern.

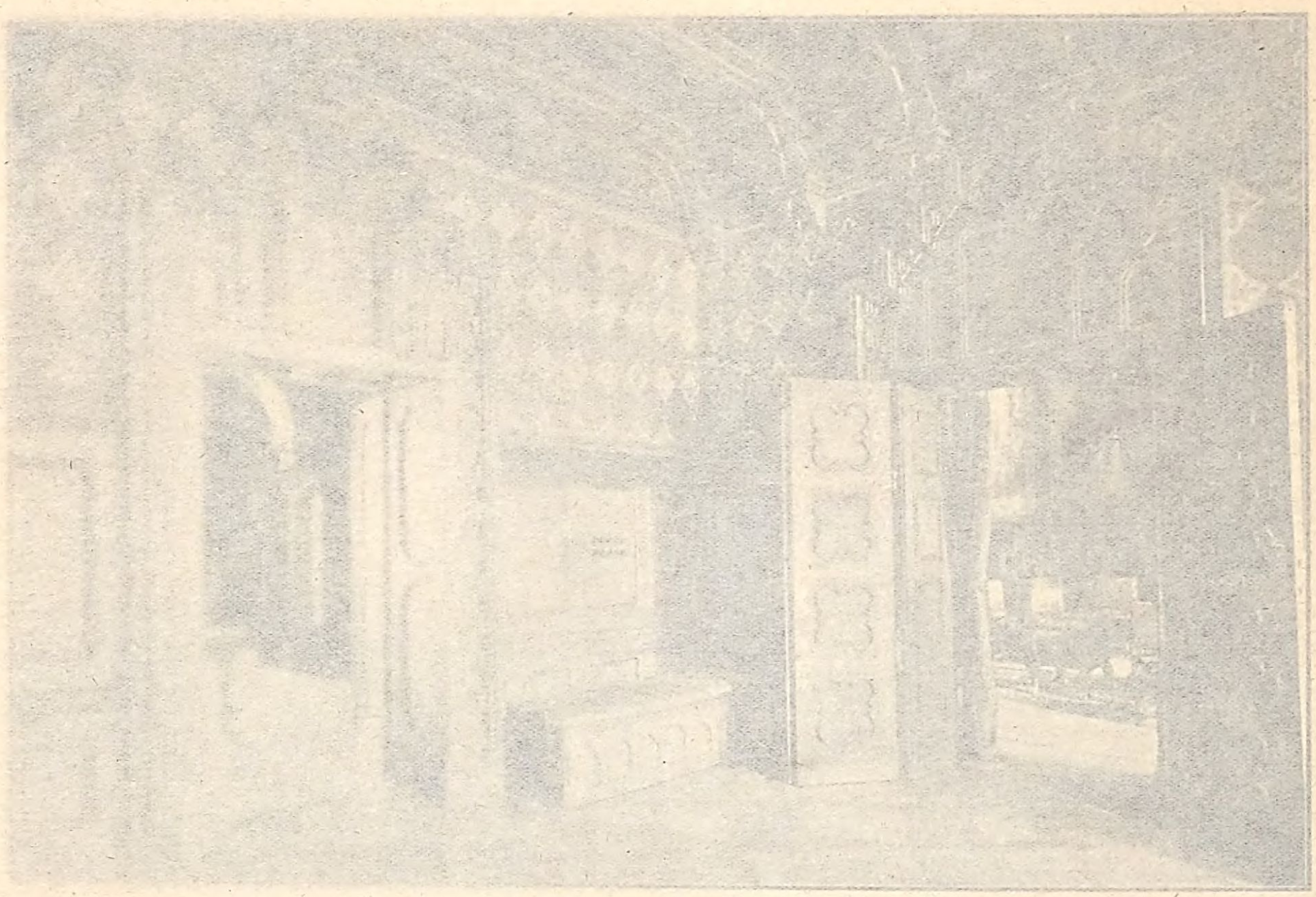
Von alldergleichen künden die Bilder dieser Räume nichts; das sieht sich Alles so wunderbar friedlich und himmelanstrebend poetisch an, daß wir wieder einmal uns jäh heraussehnen aus der schlechten kranken Haut unserer Zeit in die schöne, blühende des Gewesenen. Im Uebrigen ist die Bilderreihe folgende: Klingsohr bringt Ofterdingen auf die Wartburg. Der Landgraf läßt Wolfram ein Lied



Innenansicht des Thronsaals.

In Lichtdruck von A. Frisch in Berlin.

[illegible] wundern, nicht bloß, daß jemals ein [illegible] die sich in eine solche unheimliche landgräfliche [illegible] Wartburgkrieg, so wie er uns als Gedicht über[illegible] bloßer Name in uns löst. Der weckt in [illegible] einer Blüthezeit des Daseins träumen und er[illegible] zuweilen allerdings wunderbar derbe — so ruft [illegible] Rindermist schmieren, das werde seine Stimme



[illegible]

[illegible] Nichtigkeit hinausgeht und jedenfalls nichts [illegible] deutscher Dichtung. Manche Herrschaften sind aber so [illegible] als strahlende Berühmtheit durchschreiten, als ob [illegible] überhaupt den Gefallen gethan haben, in's [illegible]

[illegible] sieht sich Alles so wunderbar [illegible] einmal uns jäh heraussehnen aus der [illegible] Gewesenen. Im Uebrigen ist die Bilder[illegible] Wartburg. Der Landgraf läßt Wolfram ein Lied



Seitenansicht des Thronsaals.

In Lichtdruck von A. Frisch in Berlin.

übersetzen. Wartburgfest und Beschenkung der Sänger. Wolfram erhält vom Landgrafen das wiedergefundene Manuscript zurück. Empfang der Gesandten aus dem Orient (worunter Klingsohr als orientalischer Kaufmann). Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Idylle aus dem Leben auf der Wartburg; Vortrag der Lieder. Über den Thüren endlich befinden sich die Bildnisse einiger Minnesinger. Besondere Schmuckstücke dieses auserlesenen Raumes sind die auf dem Tische stehende Siegfriedstatue, ganz in getriebenem Silber gearbeitet und dann vergoldet und der mächtige weiße Schwan aus Majolika, der als Lieblingsschwan des Königs von Bayern in tausend kleinen Nachbildungen inzwischen auf den großen Strom der Industrie hinausgeschwommen ist. Um den Tisch standen vier Stühle; wenn der König bei Tische war, saß er mit dem Antlitz dem Fenster entgegengewendet. Gewöhnlich stand ein Blumenstrauß vor ihm, wie es auch an jenem Abend, da er zuletzt hier speiste, der Fall war. In diesem Falle war eine Dame die Spenderin gewesen. Auch der Schwan war gewöhnlich geschmückt und zwar trug er Lilien, die der König übrigens sehr gern gehabt hat. Zur Sommerszeit war es nichts Seltenes, daß Bauernkinder aus der Umgegend kamen und die Blume der Unschuld in die Burg brachten, wo denn auch entsprechend dafür bezahlt wurde.

Wie ich schon sagte, ist das Speisezimmer derjenige Raum Neuschwansteins, in dem König Ludwig zuletzt weilte. Er, der die Staatscommission in der Bastille, im Burgverließe wähnte, muß kurz nach der Mahlzeit durch das Geräusch, das die Besetzung der nach der Königswohnung führenden Ausgänge verursachte, schließlich doch mißtrauisch geworden und hinausgeeilt sein, vielleicht um zu sehen, was da wäre, vielleicht auch um gegenüber dem schnell erkannten Ernst der Lage hinauf auf den Treppenthurm zu eilen, von dem aus er sich hinabstürzen wollte in die unendliche Tiefe. Als er hinaustrat, stand ihm Gudden gegenüber und die schwere Hand der Irrenwärter streckte sich nach ihm, nach dem Könige aus. Es würde zu Nichts führen, wenn ich all die Schilderungen des Vorgangs, die mir erzählt worden sind, erwähnen wollte. Sie widersprechen sich, wie sich fast Alles widerspricht in dem letzten Acte dieses Königsdramas. Aber im Grunde sind sie auch völlig überflüssig, weil die objective Thatsache des Vorgangs gerade erschütternd genug predigt. Selbst wenn es wahr wäre, und es spricht Vieles dafür, daß man den König durch die Aushändigung des Thurmschlüssels absichtlich nach der von den Wärtern besetzten Treppe lockte — er soll dieselben hinter der ersten Treppenwindung erblickt und nach einem schnell ausgestoßenen Oh schnell den Rückweg gesucht haben, wo ihm indessen Gudden mit andern Wärtern entgegen trat und sich unterthänigst vorstellte — so ließe sich dagegen vom Standpunkte der Staatsraison gar nichts einwenden. Die Lage war derartig befunden worden, daß es nicht mehr so weiter gehe. Hier handelte es sich bloß noch darum, den König lebend zu fangen, wobei dann das angewendete Verfahren vielleicht das einzig zweckentsprechende war. Ein Einfall in sein Zimmer, und wenn er noch so schnell erfolgte, wäre doch auch rücksichtslos gewesen und hätte dabei die Gefahr des Mißlingens gegen sich gehabt, weil der König sich mit irgend etwas hätte vertheidigen und schließlich durch das erste beste Fenster hinunter springen können. Nein, ich sehe Diejenigen, die hier handeln mußten, gewiß mit allem Andern eher an, als mit den Augen der parteiischen Neigung. Aber denkt man sich in ihre grausam-harte Aufgabe hinein, dann kann man am Ende nur mitleidig gestehen, daß es ebenso unmöglich ist, einen kranken König rücksichtsvoll zu entthronen, als einen gesunden. Wenn man Ludwig erfolgreich hätte sagen können, daß er eine Regentschaft einsetze und sich vorläufig von allem Irdischen

zurückziehe, dann wäre er eben nicht geisteskrank, nicht verfolgungswahnsinnig gewesen. Es liegt ja in der Natur dieser Königstragödie, daß die Sage von dem unschuldig entthronten Könige hoch aufwachsen mußte, um in alle Zukunft und in aller Welt mehr oder weniger lebhaft fortzuwuchern. Das Volksbewußtsein hat Jahre hindurch in dem Wesen und der Lebensführung des Königs geniale Launen erblickt und dieselben womöglich im Stillen gehätschelt und gepriesen, einmal, weil das Volksbewußtsein die Majestät ebenso gern mit geheimnißvollem Schleier umwoben sieht wie den Glauben, dann aber auch, weil ja bei all der scheinbar überphantastischen Lebensweise das königlich bayrische Regierungsgeschäft munter auf dem Boden der Wirklichkeit weiterblühte und gedieh. Da war es denn diesem selben Volksbewußtsein höchst räthselhaft, daß mit einem einzigen Ruck seine ganze Vorstellung sich ändern, daß auf einmal Wahnsinn sein sollte, was jahrelang nur Laune gewesen war. Niemand eher, als gerade der Prinzregent Luitpold, als die Fürsten überhaupt, hätte unwillig dreinschauen müssen, wenn dieses Volksbewußtsein sich nicht wild aufgebäumt hätte in herzzerreißendem Zweifel und Schmerz. Aber freilich, nicht minder wahr bleibt es, daß neben der erschütternden Königstragödie eine nicht minder erhabene einherzog: die Ministertragödie. Daß diese nicht blutig verlief, nimmt ihr nichts von ihrer Größe. Im Gegentheil: wo Blut floß, fließt schneller und allgemeiner das Mitleid; da zieht vielleicht auch schneller die Sage von dannen, um der Geschichte Platz zu machen. Aber weil — und ich habe auf meiner Wanderung genug Gelegenheit gehabt zu hören — noch immer vielfach „das Schlimmere" geglaubt wird, gebietet es die alle Dinge, und wenn es Königskronen wären, frei und parteilos betrachtende Wahrheitsliebe zu sagen, daß selten Männer ihre Tugend und ihre Mannesthat schnöder verkannt sehen mußten, als die bayrischen Minister. Selbst klarblickendes Wohlwollen hat ihnen doch das Eine nicht verzeihen können, daß die Entmündigung des Königs entweder nicht schon viel früher oder daß sie mit jenem Lärm und jenem schlimmen Ende geschah, wovon wir Alle mit Grausen vernahmen. Als ob es ein Kinderspiel wäre, im Namen des Vaterlandes den königlichen Herrn, den man wider seinen Willen immer wieder den rechten Weg geführt hat, den man immer höher führen wollte auf dem Wege geklärter Majestät und der Volksbeglückung, plötzlich als schlimmstes Hinderniß dieser gekärten Majestät und dieser Volksbeglückung zu sehen! Alles möchte ich eher glauben, als daß Freiherr von Lutz in demselben Augenblick, da er gewisse Thaten des Königs erfuhr, den Wahnsinn ersah und sofort unerschütterlich die Entmündigung als das Allheilmittel erkannte. Lieber will ich den mit sich selbst kämpfenden Zweifel sehen, der immer wieder das Schlimmere hört und das Gute sieht. Welch ein Bild: der Staatsmann, der schließlich nicht mehr an seinen König glauben darf und doch an seinen König glauben muß, der neben die Legende die That stellt, indem er dafür sorgt, daß über alles persönliche Durcheinander hinweg die Königsidee wenigstens in der staatlichen Leistung unverletzt sich offenbare. Und welche Tragik: endlich dennoch sich sagen müssen, daß diese Idee nur weiterleben könne, wenn die Person falle, erleben müssen, daß dieselben Thaten, die über die Legende triumphiren wollten, nun höhnend für die Legende zeugen. Denn das ist wohl gewiß: wäre der bayrische Staatswagen elend verfahren gewesen, hätten Habsucht und Dummheit die Schwäche des Königs noch unterstützt und ausgebeutet, dann wäre natürlich auch ein gut Stück Donnerwetter über die Minister dahingegangen, aber andererseits hätte die Welt desto schneller und williger geglaubt, daß der König in der That unrettbar wahnsinnig geworden war.

Ich denke damit das Wesentliche dieses Theils der Königstragödie soweit angedeutet zu haben, als er eben objectives historisches Interesse hat. Den Weg, wo die Partei wächst, will meine Weise nicht wandern. Es ist die Freude am Licht, die mich auch hier ein offenes Wort sagen ließ, obschon ich weiß, daß dieser oder jener rabiate Parteimensch dazu die Nase rümpfen wird. Freilich ohne Grund, weil trotz der vielen scheinbaren Räthsel dieses Falls die persönliche Meinung allerwegen hinter die Thatsachen zurücktreten kann. Mit Haß und Liebe kommt man in der Betrachtung historischer Persönlichkeiten nicht weit; hier aber, wo die Ruhe der Betrachtung allerdings Mühe hat sich treu zu bleiben, würde deren Verleugnung ein sträfliches Unterfangen sein, eben weil die Erhabenheit des Königsschicksals die Meinung adeln soll.

Aber gerade darum wird die ausführlichere Erwähnung der Königskrankheit zur Pflicht. Man kann dabei nur einem Wegweiser folgen und der ist der Bericht über jene traurige Landtagsverhandlung, da dem bayrischen Volke Rechenschaft abgelegt wurde über all das Traurige und Tragische, was geschehen war. Selbst wenn man diesem Berichte oder vielmehr den von ihm erwähnten Thatsachen ungläubig gegenüber trete oder gar aus ihm die kritischen Bedenken steigere, würde das Wesentliche: die unheilbare Krankheit des Königs daraus hervorgehen. Aber, daß ich es gleich hier sage: dieser Bericht enthält allerdings nicht wenig, was für die Krankheit des Königs sprechen soll und durchaus nicht für sie spricht. Die Auswahl all der kleinen Züge, die die Krankheit nachweisen sollten, war vielleicht schwierig, aber, wie immer half auch hier die größere Fülle die Klarheit des Eindrucks nur verwischen. So dürfte man Mühe haben, aus der bloßen Menschen- und Ministerscheu des Königs, aus seiner Lust an nächtlicher Arbeit und der Einführung der Separatvorstellungen überhaupt nur auf einen krankhaften, geschweige denn gestörten Zustand zu schließen. Freilich, es ist ja traurige Wahrheit, daß ein königlicher Herr im Grunde unfreier ist als irgend ein Staubgeborener, daß er immerwährende Rücksichten üben muß, deren wir Andern uns entschlagen dürfen. Aber wenn man einmal zugeben muß, daß persönliche königliche Erfahrung so herb und schlimm sein kann, daß sie selbst königliche Rücksicht beseitigt — und das war in diesem Falle, wo die weltfremd aufgewachsene Vorstellung vom Leben mit der Offenbarung des Lebens Schlag auf Schlag in Kampf und Hader kommen mußte, mehr als erklärlich — dann sind solche Neigungen, wie die eben erwähnten die durchaus natürlichen Begleiter dieser Erfahrung. Und ein König, der so groß von seinem Berufe denkt wie König Ludwig dachte, kann und muß sogar bei alledem sich mit Recht verwundern dürfen, daß man in dergleichen Neigungen etwas Absonderes sehe. Die bedeuteten ihm vielfach ein Königsrecht, das seiner Meinung nach ganz und gar nicht dazu angethan war die Königspflicht zu verletzen. Aber freilich, schon wer im gewöhnlichen Leben abseits der Andern oder gar gegen die Andern seine Lebensführung gestaltet, muß ein Stärkster sein, wenn er nicht elend verkommen will. Hier aber lag — wie immer — in der größeren Freiheit nur die größere Gefahr und so sind diese Absonderlichkeiten des Königs allerdings nicht sowohl Zeugen seiner Stärke als seiner Schwäche. Hätte er aus dem vollen Trotz der Gesundheit heraus so gehandelt, so hätte er sich alles Dies und noch vieles Andere gestatten können, und er wäre nicht bloß der Liebling seines getreuen Volkes geblieben — der er ja bis zu seinem Ende auch war, und was kein Kunststück bedeutete — sondern er hätte auch allerwegen und allezeit sein Recht und seine Pflicht, wie eigenartig und weltfremd deren Begriff sich auch in ihm gestaltet hätte, über Neid und Verwunderung seiner Umgebung sicher hinwegtragen können, eben

weil in der gesunden Natur Recht und Pflicht keine Gegensätze bedeuten, sondern die stolze herrliche Einheit, die einen Charakter trägt und mit ihm das ganze Dasein. Ja, noch im letzten Augenblick, da Alles über ihm zusammenzubrechen drohte, war für den — gesunden König noch ein Ausweg und mußte er sein. Denn gerade, wenn er große, selbstlose, die Beglückung des Volkes erstrebende Ideale in der Seele trug, konnte der Ekel an der Welt nicht über die Freude am Ideal siegen. Nur der Kranke giebt sich auf und sein bestes Empfinden. Für den Gesunden bleibt immer die Neigung und der Zwang zur That: Where is a will, there is a way: wo ein Wille, da ein Weg. Und so sehe ich immer und immer zweierlei, was geschehen wäre, was unweigerlich hätte geschehen müssen, wenn unser armer König das Lichtbild war, als den die Phantasie ihn träumt. Selbst wenn er mehr Hamlet war, als er scheint, wenn er die Gefahr bis hoch an sich herankommen ließ, da mußte in dem Augenblick, als Gudden neben ihm die Treppe herabschritt, der Zorn der That in ihm aufbrausen und diesen stämmigen Zwerg, und wäre der ein Riese gewesen, mit einem einzigen Schlage niederstrecken. Wer hätte sich da finden wollen, der dem sein Ich vertheidigenden Könige zu nahe getreten wäre! Aber herrlicher freilich wäre das Andere gewesen: Im April, im Mai, da alle Hilfe versagt schien, da gab es noch ein Mittel und das war das Allheilmittel: Der gesunde, der kluge König brauchte nur in seine Hauptstadt zu fahren und sei es durch Auflösung der Kammern oder durch eine persönliche Thronrede an sein Land sich zu wenden. Da wären die widerstrebenden Millionen gekommen und als Triumphator hätte er zurückkehren können zu seinen Bergen und Bauten.

Nun ist es ja freilich gewiß, daß seine Betrachtung der Majestät ein solches Mittel als majestätswidrig erkennen mußte. Und wie klug er zuweilen zu sein scheint, so hatte er von seinem vierzehnten Ludwig doch auch dies eine Wesentliche nicht lernen können, daß mit der Majestät allerwegen die Klugheit gehen muß, die Klugheit, die eine That sehr oft als Nachgiebigkeit erscheinen läßt, derweilen sie erst recht das Widerstreben bedeutet. Und so meine ich, daß der Unbefangene die Krankheit des Königs eher und sicherer folgert aus dem, was dieser unterließ, als aus dem, was er that. Freilich, die Thaten reden Dem auch eine deutliche Sprache, der diese Sprache hören will. Ich lasse dieserhalb den Bericht, wie er im bayrischen Landtage verlesen wurde in seinen wesentlichen Theilen folgen. Nachdem die bereits oben erwähnten Eigenheiten, wie Menschenscheu, Nachtarbeit, Separatvorstellungen erwähnt sind, heißt es wörtlich weiter:

„Einen grellen Gegensatz zu dieser Menschenscheu, die bis zum Hasse sich steigerte, bildete des Königs schwärmerische Zuneigung, insbesondere zu seinen Sekretären v. Müller und v. Ziegler, die in eigenhändigen Briefen in überschwänglichsten Worten Ausdruck fand, eine Freundschaft, die freilich nur kurze Zeit anzudauern pflegte. Gnade und Zuneigung kamen ebenso schnell als ihr Gegentheil. Stallmeister Hornig, welcher seit 1867 sich in der Umgebung Sr. Majestät befand, bekundet, daß dieser anfänglich noch ein größeres Bedürfniß hatte, mit Menschen zu verkehren; er erzählt von Waldfesten, die der König den jüngeren Stallbediensteten veranstaltete, bei denen Spiele mit Ringelstecken, Schneider leih' mir die Scheere u. dgl. gemacht wurden. Später unterblieb diese Unterhaltung, doch kam es noch vor, daß die Stallleute auf dem Schachen in einem türkisch eingerichteten Zimmer, in orientalischer Weise sitzend, mit Sr. Majestät Sorbett trinken und türkische Pfeifen rauchen mußten. Auch in der Hundinghütte im Linderhof zechte das Personal auf Fellen ruhend und trank nach der Sitte der alten Deutschen aus großen Trinkhörnern Meth. Ludwig II.,

der ein schwärmerischer Verehrer des absoluten Königthums war und in Ludwig XIV. sein Ideal erblickte, so daß er jeden ihm werthvollen Gegenstand schon durch den Anblick der Menge entweiht glaubte, der nur in tief gebückter Stellung sich bedienen ließ, verzichtete mit dem Austritt v. Ziegler's aus dem Kabinet am 9. Januar 1883 fast auf jeden Umgang mit Gebildeten und verkehrte nur mehr mit der unteren Dienerschaft. Auch dieser Widerspruch wird von den Aerzten als Symptom der geistigen Krankheit bezeichnet. In den letzten Jahren fand keine Hoftafel, keine Audienz der Minister und der Hofbeamten mehr statt. Der König verkehrte weder mit seinem Kabinete noch mit seinem Hofsekretär, seine Befehle wurden nur durch die Dienerschaft, zunächst durch Chevaulegers, vermittelt; die wichtigsten Staatsgeschäfte, der ihn mit Unwillen erfüllende schriftliche Einlauf ging von dem Kabinet durch Vermittlung der Dienerschaft an den König, lag Tage lang offen und jedem Bediensteten zugänglich umher und fand seine Erledigung auf dem gleichen Wege durch die gleichen Hände zurück. Die Allerhöchsten Befehle wurden in letzterer Zeit in der Regel durch verschlossene Thüren hindurch ertheilt und mußte die Dienerschaft durch Kratzen an der Thüre anzeigen, daß sie die Befehle des Königs verstanden. Die Diener, welche eintreten durften, mußten sich enthalten, Se. Majestät anzusehen, oder ein Wort zu sprechen und sich nur durch Zeichen verständigen.

Die Vorstellung des Gesammtstaatsministeriums vom 5. Mai wurde dem Marstallfourier Hesselschwerdt zur Begutachtung übergeben und durch ihn sowie Friseur Hoppe die Schritte zur Bildung eines neuen Ministeriums durch v. Ziegler und nachher durch den Geh. Ministerialsekretär Thelemann eingeleitet. Daneben beherrschte den König stete Furcht vor Verfolgung. Dies erklärt das unnöthige, das Gefühl des treuen Volkes verletzende Aufgebot von Gendarmen bei den Ausfahrten in der Residenz, gegen welches Aufgebot der Minister des Innern Frhr. v. Feilitzsch als früherer Polizeipräsident wiederholte, aber vergebliche Vorstellungen erhoben zu haben erklärte. Sie fand auch Ausdruck in dem Jahre lang, trotz aller Vorstellungen der Kabinetssekretäre gehegten Plane einer Verbindung, einer Koalition, eines Geheimbundes von Leuten, die alle Aeußerungen über Se. Majestät zu belauschen und anzuzeigen sich verpflichten würden und deren Resultat die Aufhebung der Verfassung und Einführung des absoluten Königthums sein sollte. Es wurde die Erbauung einer Bastille befohlen und eine solche wirklich in Neuschwanstein hergestellt. Der König, der, wie Hornig bekundet, es liebte, im Kostüme Ludwigs XIV. mit Krone und Szepter nächtlicher Weile auszufahren, ertheilte den Auftrag an einen Gelehrten, ein Land zu suchen, in welchem eine absolute Regierung möglich wäre und das sich gegen Bayern vertauschen ließe.

Auch an sogenannten Hallucinationen und Wahnvorstellungen hat der König gelitten. Hiervon sprechen die von den Zeugen bekundeten Thatsachen, daß er oft das Geräusch von Tritten, Worten und dergleichen zu hören glaubte, von denen die Zeugen nichts wahrnahmen. Dr. v. Ziegler, von welchem der König brieflich die Anrede „Du" verlangt hat, mußte sich eingehend rechtfertigen gegen den unbegründeten Vorwurf, während des Vortrags durch unziemliche Blicke Se. Majestät beleidigt zu haben. So sagt der Kammerdiener Mayer, seit 1872 in persönlichem Dienste Sr. Majestät, der sich erst nach dem Eintritt der Regentschaft vernehmen ließ und vorher das Zeugniß gegen seinen Herrn verweigerte, derselbe, der nur deshalb, weil er Se. Majestät angesehen hatte, ein ganzes Jahr lang den König mit einer schwarzen Maske vor dem Gesichte bedienen mußte, daß Se. Majestät stundenlang examinirte wegen eines nie dagewesenen Messers, das er aber gesehen zu haben glaubte. Mayer hat auch gegen Rath Klug geäußert, in Sr. Majestät seien zwei Naturen, eine gescheidte und eine närrische; die letztere werde Herr. Es wird

ferner bekundet, daß der König periodisch ganz verrückt sei, seinen Bediensteten Ohrfeigen versetze, ihnen in's Gesicht spucke. Marie Antoinette und Ludwig XIV. bezeichnete der König als angenehme Gäste; „sie kommen und gehen, wenn man wünscht." Die überwuchernd kranke Phantasie tritt durch Erscheinungen zu Tage, wie Hornig bekundete, daß Se. Majestät im Winter in großer Kälte im Freien speisend, sich am Meeresstrande von dem warmen Strahle der Sonne des Südens bestrahlt wähnte. Hierher gehört auch die außerordentliche Pracht der beabsichtigten und ausgeführten Bauten, die überaus prunkvolle Einrichtung der blauen Grotte von Capri, der Gedanke und der Versuch der Herstellung einer Flugmaschine über den Alpsee, eines von Pfauen gezogenen Wagens und der seltsame Kultus mit verschiedenen Gegenständen. So erzählt Hesselschwerdt, daß der König jedesmal beim Vorüberkommen an einem gewissen Baume bei Amerland sich vor demselben verbeugte, daß er gegen einen am Wege befindlichen Zaun stets segnende Bewegungen mit der Hand machte, vor den Statuen der französischen Könige das Haupt entblößte u. s. w. Zu einem Bilde, wahrscheinlich der Marie-Antoinette, das kein Diener beschauen durfte, mußte Hesselschwerdt, wie in Verehrung knieend, die Hand erheben und Se. Majestät betrachtete es mit aufwärts gewandten Augen, erst langsam, dann schneller nach rückwärts schreitend und dann schmerzlich wie zum Abschiede sich abwendend. Eine Säule von Linderhof umarmte Se. Majestät, so oft er das Schloß auf längere Zeit verließ, während bei vorübergehendem Verlassen des Schlosses die Säule nur berührt wurde. Erinnerungen an schreckliche Träume veranlaßten den König zu geradezu gräßlichen Aeußerungen.

Es ist erwiesen durch die eidlichen Aussagen von Hornig, Hesselschwerdt, Welker und Maier, daß Se. Majestät nicht selten für sich tanzende und hüpfende Bewegungen machte und durch Stoßen mit den Armen und Schütteln mit den Händen, stürmisches Hin- und Herrennen im Zimmer sich auffallend benahm, daß es zu förmlichen stundenlangen Wuthausbrüchen kam, sowie daß Se. Majestät, wenn sie allein waren, lebhaft für sich sprachen und lachten, so daß man hätte meinen können, es ist große Gesellschaft da. Der König fuhr sich in seltsamer Weise durch Haare und Bart, schnitt vor dem Spiegel Grimassen, stand oft auf einem Fleck und blickte die Umgebung oft starr an. Bezüglich des körperlichen Zustandes berichten die Zeugen, daß der König häufig an Schmerzen im Hinterkopf litt und deßhalb während des Essens Eisbeutel auflegte, daß er ferner gegen Schlaflosigkeit nicht selten Chloral brauchte. Maier giebt an, daß er wahrnahm, daß der König in letzter Zeit mit den Speisen sehr unappetitlich verfuhr und auffallend unreinlich war, die Kleider beschmutzte, sowie daß auch in Bezug auf die natürlichen Bedürfnisse krankhafte Schwächezustände sich zeigten. Maier bekundet, daß der König den Eindruck eines kranken Mannes machte.

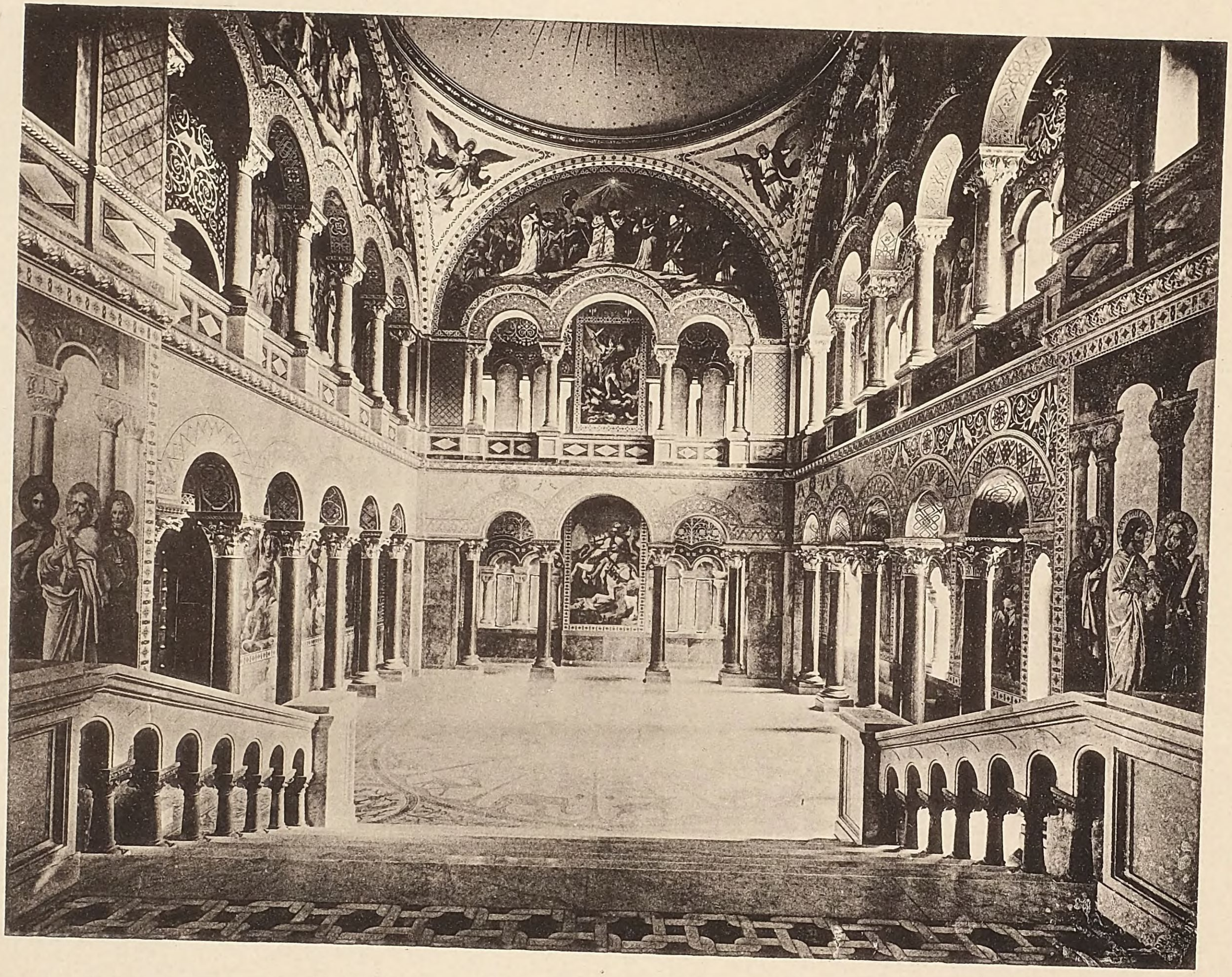
Als charakteristisch ist jene Reihe zum Theil schon erwähnter Gewaltthätigkeiten anzuführen, welche die Umgebung zu erdulden hatte; gegen 30 Personen wurden körperlich mißhandelt. Ein Stallbediensteter Rothtanner wurde derart geschlagen, gestoßen und an die Wand geschleudert, daß die im Vorzimmer befindliche Dienerschaft einschreiten wollte, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der innerhalb Jahresfrist eingetretene Tod des kleinen und schwächlichen Mannes hiemit in ursächlichem Zusammenhange stand. Der Kammerdiener Welker, welcher nicht 20 Millionen beschaffen konnte, und der Vorreiter Piller, weil er einen entflogenen Vogel nicht einfangen konnte, sollten nach Amerika geliefert werden. Der Lakai Sauer sollte in einem besonders vorgeschriebenen Kostüme auf einen Esel gesetzt und auf der

Landstraße herumgeführt werden und ein Kammerlakai, über dessen Dummheit sich der König ärgerte, mußte zum Zeichen derselben ein Siegellacksiegel an der Stirne tragen. Marstallfourier Hesselschwerdt erhielt seit 10 Jahren wiederholt den Auftrag, eine Bande zu werben, mit derselben den deutschen Kronprinzen gelegentlich seines Aufenthalts in Mentone gefangen zu nehmen und in einer Höhle bei Wasser und Brot verwahrt zu halten. Im Geiste malte sich Se. Majestät diese zugedachte Marter aus, weshalb eigens der Befehl erging, ja dessen Leben zu schonen, damit seinen Leiden nicht so schnell ein Ende gesetzt werde; Hunger und Durst sollte er leiden und sein Inneres von Sehnsucht nach den Seinen zerrissen werden. Ferner erhielt Hesselschwerdt den Auftrag, den früheren Kriegsminister von Maillinger in das Burgverließ einzusperren, ebenso sollte Ziegler und eine große Anzahl anderer Persönlichkeiten, selbst königliche Prinzen nicht ausgenommen, eingesperrt werden. 1884 erhielt Hesselschwerdt den Befehl, den Finanzminister v. Riedel aufzugreifen und nach Amerika zu transportiren. Der frühere Flügeladjutant v. Hertling und Ministerialrath v. Ziegler sollten sogar nach Angabe Hesselschwerdt's umgebracht werden. Derselbe Hesselschwerdt soll beauftragt worden sein, für das Gesammtstaatsministerium in Folge der Vorstellung vom 5. Mai eine geeignete Strafe auszusinnen. Dabei kam Se. Majestät auf solche angeordnete Strafen immer wieder zurück und ließ über den Erfolg der Ausführung eingehenden Bericht erstatten. Se. Majestät geriethen, wenn nur der Name eines in Ungnade Gefallenen genannt wurde, in Wuth, und durften schriftliche oder mündliche Meldungen nur mehr mit dem Anfangsbuchstaben genannt werden. Diener, die in Strafe waren, mußten niederknien oder sich auf den Bauch legen, und zwar war das letztere eingeführt worden, seit Se. Majestät das Ceremoniell am chinesischen Hofe gelesen hatte. Staatsangelegenheiten wurden mit dem Namen „Staatsunwesen" bezeichnet und Herr v. Ziegler bekundet, daß schon zu seiner Zeit die Minister höchst unziemlich titulirt wurden; sie galten als Pack, Gesindel, Geschmeiß. Auch mit den Kammern wurde nicht besser verfahren und das Volk verdiente gar nicht, daß Se. Majestät sich ihm zeigte. Dem Hesselschwerdt wurde geschrieben, er habe wieder etwas Verkehrtes gemacht, indem er sich herausnahm, zu schreiben, „daß jenes Ministerpack in die Nothwendigkeit versetzt war, die Vorstellung vom 5. Mai zu unterbreiten." „Ich habe", schreibt der König, „jene Meldung verworfen, denn jenem Pack kam es nicht zu, sich in eine Sache zu mischen, die es nicht das geringste anging." Bei den Akten befindet sich folgender eigenhändiger Brief des Königs, d. d. 11. Mai, an Hesselschwerdt: „Passe recht auf und besorge es gut. Sprich eingehend mit Ziegler. Sage ihm, daß die jetzigen Minister weg müssen, sie haben sich bei mir unmöglich gemacht. Er wird es also, wenn er Alles besorgt, wie Ich will. Die Kollegen soll er mir dann selbst vorschlagen. Schneider gleich fort und durch einen tüchtigen' ersetzen. Sind die Kammern verstockt, dann auflösen; andere her und das Volk sehr bearbeiten. Schnell aber. Sage ihm, außer den Rückständen (ohne daß die Kammern wissen wofür, können glauben, es gehöre zu den Rückständen) ein paar Millionen dazu, die andern schaffe du herbei. Sage ihm, daß die Bauten die Hauptlebensfreude sind, daß sich, seit Alles schändlich stockt, ganz unglücklich bin, an Abdanken, Selbsttödtung stets denke, daß der Zustand aufhören muß, daß die Bauten nicht mehr stocken dürfen, daß, wenn er Alles richtet, er mir das Leben wieder giebt. Führe ihm dies sehr und vor Allem dies zu Gemüthe. Es geht nach sofortiger Deckung (nicht Vorschießen, das ist unwürdig mir gegenüber) dann ist die Civilliste wieder ganz in meinem Besitz (eigenen) dazu sind leicht einzureihen, rasch vorwärts mit dem Schlafzimmer in Linderhof, St. Hubertus-Pavillon und

mit dem Ausbaue der Burg von Herrenwörth und Falkenstein. Mein Lebensglück hängt davon ab. Dieses (sieht) Herr von Ziegler bestimmt ein. Er soll es erschinden, durchreißen, alle Schwierigkeiten besiegen und Hindernisse niederreißen und baldigst; das ist die Hauptsache, daß du noch nicht wohl bist, ist zu arg; nimm doch einen Arzt. Erhole dich.

Berg, den 11. Mai 1886. Ludwig.

In ähnlichen Ausdrücken bezeichnet der König in einem Schreiben an Frhrn. v. Freilitzsch vom 26. Januar 1886 das Fortbauen als seine Hauptlebensfreude und schreibt dann, wenn er das nicht mehr könne, er sich tödten oder das Land verlassen müsse. Wie Zeuge Dr. v. Müller bekundet, war Se. Majestät oft in düsterer Gemüthsstimmung, bedauerte geboren zu sein und äußerte Selbstmordgedanken. Mit Dr. v. Ziegler unterhielt sich der König öfters über Selbstmord. Auch am 10. Juni in Neuschwanstein verlangte der König, der sich häufig vor Vergiftung fürchtete, Chloroform und von Postillon Osterholzer Cyankali und Maier bekundet, daß er einige Wochen vorher schon gefragt, welches Gift das wirksamste, und ihn beauftragt hatte, den Gumpen der Pöllatschlucht zu messen, wie tief er sei. Die Art und Weise, wie sich Se. Majestät bei den zerrütteten Verhältnissen der Kabinetskasse Geld zu verschaffen suchte, wird von den Aerzten gleichfalls als Beweis angesehen für den Verfall der geistigen Kräfte. Hesselschwerdt wurde nach Regensburg geschickt, um bei dem verstorbenen Fürsten ein Anlehen von 20 Millionen aufzunehmen, und durch Vermittlung des Herzogs Ludwig von Bayern sollte Hesselschwerdt die Hilfe des Kaisers von Oesterreich erreichen. Nach Stockholm wurde ein Flügeladjutant zu gleichem Zwecke gesendet, und ebenso sollte in Brasilien der Versuch eines Anlehens gemacht werden. Andere Personen sollten in Brüssel, dann beim Schah in Teheran und beim Sultan in Konstantinopel Geld verschaffen. Um Geld aufzutreiben, wurde vom König befohlen, Banden zu werben, welche in den Banken in Stuttgart, Frankfurt, Berlin und Paris einzubrechen hätten. Es sollten zu gleicher Zeit 4 Personen 20 Millionen beschaffen, jedoch durfte keine von der anderen etwas wissen, so daß schließlich auf einmal 80 Millionen vorhanden gewesen wären. Charakteristisch ist, daß auf solchen Befehlszetteln nur eine Zahl angegeben ist, ohne die Bezeichnung Million, was sich von selbst verstand. Daß man sich auch an den Grafen von Paris wenden wollte, kann nicht befremden und berechtigt in keiner Weise zu einem politischen Hintergedanken. Am 2. Mai erging an Hesselschwerdt der schriftliche Befehl, daß, im Falle es mit dem Erzherzog — wahrscheinlich ist der von Este gemeint — Schwierigkeiten gebe, er sich an die Orleans, insbesondere an den Grafen von Paris wenden solle. Die Sache werde am besten Sr. Majestät Adjutanten vorgestellt. Andere Andeutungen enthält der Befehl auch nicht entfernt. Er wurde auch nicht vollzogen. Es ist geradezu ausgeschlossen, daß ein von einem unbekannten Agenten an Se. Majestät adressirter, aber erwiesenermaßen nie in seine Hände gelangter, vielmehr im Kabinete zurückbehaltener Brief mit diesem Auftrag Sr. Majestät in irgend einem Zusammenhange steht. Ein Franzose, dessen wirkliche Existenz in keiner Weise festgestellt ist, erbietet sich in diesem Schriftstück vom 7. Januar 1886, durch das Haus Rothschild ein bedeutendes Darlehn vermitteln zu wollen gegen Zusicherung der bayerischen Neutralität in einem deutsch-französischen Kriege. Es wurde konstatirt, daß der Schreiber des Briefes von einer an ihn ergangenen Aufforderung oder sonstigen Veranlassung des Anerbietens durchaus nichts erwähnt. Unter diesen Umständen kam auch der Ausschuß zu der Ueberzeugung, daß die in der Presse vielfach verbreiteten unwahren Darstellungen dieser Sache jeder Grundlage entbehren.



Burg Neuschwanstein: Thronsaal.

In Lichtdruck von A. Frisch in Berlin.

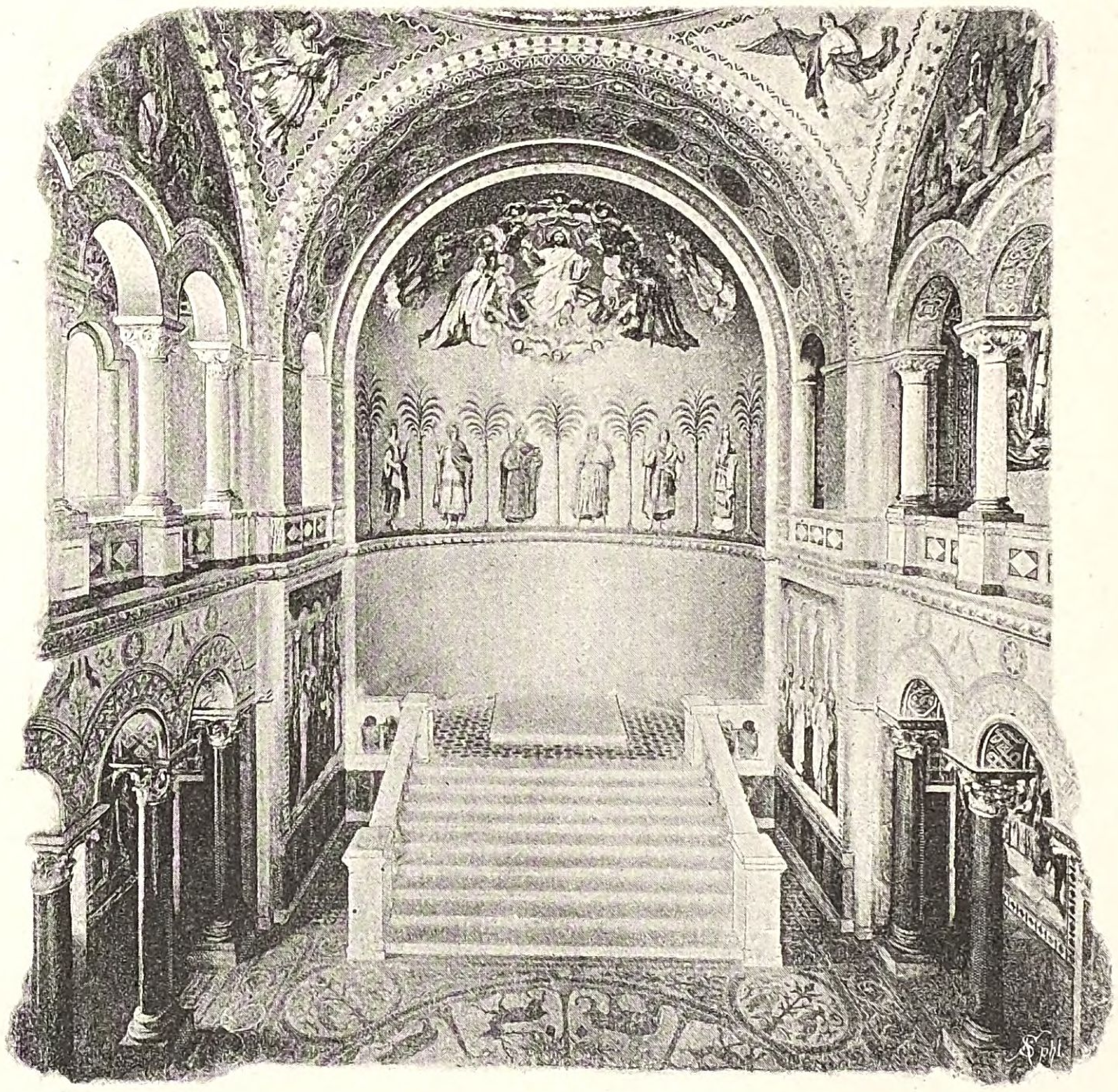
Während so überall, wo Geld zu vermuthen war, aber immer vergeblich, Anlehen aufzunehmen versucht wurden, ertheilten Se. Majestät bis in die letzte Zeit fortwährend Befehl zu neuen Bauplänen und Anschaffungen. Im Jahre 1884 hatte der Herr Finanzminister nach ernster Vorstellung über die Sachlage ein Anlehen von 7½ Millionen zu Stande gebracht und damit die Verhältnisse der Kabinetskasse vollkommen geordnet. Durch ein Handschreiben vom 29. August 1885 wurde derselbe wiederum beauftragt zur Bereinigung einer neuen Schuld von 6½ Millionen Mark. Das die finanzielle Lage der



Ansicht des Thronsaals.

Kabinetskasse offen erörternde Antwortschreiben des Herrn Ministers bestimmte Se. Majestät dem Herrn Minister einen Verweis zu ertheilen, worauf Se. Excellenz seine Entlassung anbot. Eine Vorstellung der übrigen Minister, daß sie im Falle dieser Entlassung nicht mehr im Amte bleiben würden, fand zwar ungnädige Aufnahme, welche Se. Majestät durch einen Generaladjutanten eröffnen ließ, hatte aber doch ein schmeichelhaftes Kabinetsschreiben an Herrn v. Riedel zur Folge. In Folge des weiteren Umstandes, daß dem Finanzminister durch einen anderen Hofbediensteten eine Rüge ertheilt werden sollte, und in Folge Allerhöchsten Auftrages sich über die Lage der Kabinetskasse auszusprechen, machte Frhr. v. Lutz eine energische Vorstellung an den Hofsekretär Klug, welche zwar Sr. Majestät mitgetheilt wurde, aber erfolglos

blieb. Nun wandte sich der König in einem bereits seinem Inhalte nach befremdenden Briefe unter dem 26. Januar 1886 an den Minister des Innern, ob es nicht möglich sei, die Schlösser zum Scheine als Inventar der Civilliste aufzunehmen, um sie dem Eingriff der Gläubiger zu entziehen. An den Adjutanten Graf Dürckheim erging unterm 20. Januar ein Handschreiben, zur Vertreibung des Gerichtsgesindels ein Kontingent aufzutreiben, wovon die Minister und die Gensdarmen nichts erfahren dürften und ebensowenig Kabinetssekretär Schneider und Hofsekretär Klug, weil diese Furcht vor den Gesetzen und vor den Kammern



Weitere Ansicht des Thronsaals.

hätten. In einem Brief vom 30. Januar stellte Frhr. v. Feilitzsch die Unmöglichkeit der Ausführung des Befehls dar, und nun sollten nach Anschauung Sr. Majestät die Unterthanen ihre Pflicht erfüllen und, damit er ihnen wieder Seine Allerhöchste Gunst zuwende, Mittel zum Weiterbau zur Verfügung stellen. In Folge eines Handschreibens vom 16. April wandte sich das Ministerium mit einer Anfrage an die beiden Präsidenten der Kammern. Das ablehnende Ergebniß jener Besprechung ist bekannt. Es folgte dann die rückhaltlose Vorstellung des Gesammtministeriums vom 5. Mai, die jedoch eine weitere Berücksichtigung nicht fand. Das auf Grund dieses Materials abgegebene Gutachten der Sachverständigen Dr. Gudden, Dr. Hagen, Dr. Grashey und Dr. Hubrich vom 8. Juni ist bekannt. Dr. Grashey und



Drachen und Palme.

Dr. Gudden haben gelegentlich späterer persönlichen Beobachtung erklärt, sie hätten sich von der Richtigkeit ihrer Anschauung auch dabei überzeugt."

Dieses Gutachten lautete:

1. Se. Majestät sind in sehr weit vorgeschrittenem Grade seelengestört, und zwar leiden dieselben an jener Form von Geisteskrankheit, die den Irrenärzten aus Erfahrung wohlbekannt und als Paranoia (Verrücktheit) bezeichnet wird.

2. Bei dieser Krankheitsform, ihrer allmählichen und fortschreitenden Entwicklung und schon sehr langer, über eine größere Reihe von Jahren sich erstreckender Dauer ist Se. Majestät unheilbar, und nur noch ein weiterer Verfall der Geisteskräfte sicher in Aussicht.

3. Durch die Krankheit ist die freie Willensbestimmung des Königs vollständig ausgeschlossen, und ist derselbe als verhindert an der Ausübung der Regierung zu betrachten, welche Verhinderung nicht nur länger als ein Jahr, sondern die ganze Lebenszeit andauern wird.

München, den 8. Juni 1886.

(gez.) Gudden. Hagen. Grashey. Hubrich.

Die Section der Königsleiche bestätigte lediglich diese Meinungsäußerung der Irrenärzte, indem sie hochgradige Veränderungen degenerativer Natur am Schädel, sowie am Gehirn und seinen Häuten ergab. Dieselben sind theils auf abnorme Entwicklung, theils auf chronische Entzündungsvorgänge älteren und jüngeren Datums zurückzuführen. Im Uebrigen lautet der Sectionsbefund:

Der Körper besitzt eine Länge von 191 Centimeter, einen Brustumfang von 103 Centimeter, starkes Fettpolster, Muskulatur und Knochenbau äußerst kräftig entwickelt. Die Leiche ist im Gesicht und am Hals etwas gedunsen, die Haut am Kopf, besonders an den Ohren, bläulich gefärbt, an der hinteren Rumpf- und Extremitätenfläche diffuse Todtenflecke. Verletzungen sind, abgesehen von einigen kleinen Hautabschürfungen an den Knieen, nirgends wahrnehmbar. Zunge leicht zwischen den Zähnen eingeklemmt, letztere vielfach defekt.

Kopfhaut sehr dick, enorm blutreich. Schädel im Verhältniß zu der Körpergröße klein, etwas asymmetrisch (Diagonaldurchmesser von Stirne links zum Hinterhaupt rechts 17,2 Centimeter, dagegen von Stirne rechts zum Hinterhaupt links 17,9 Centimeter), das Schädeldach außerordentlich dünn (größte Dicke 3 Millimeter). Kranz- und Pfeilnaht an der inneren Seite des Schädeldaches vollständig verknöchert. Eine Reihe größerer und kleinerer Knochenwucherungen finden sich beiderseits an der Innenfläche des Stirnbeins. Der obere Längsblutleiter erweitert sich nach hinten zu stark, verengt sich dagegen nach vorn gegen das Siebbein zu in auffallender Weise. Pacchionische Granulationen ragen gruppenweise in das Lumen desselben Blutleiters vor. Die harte Hirnhaut zeigt sich im allgemeinen beträchtlich verdickt, besonders über dem Stirnhirn, ist blutreich, auf der Außenfläche rauh und zottig. Am Clivus ein 2 Millimeter hoch vorspringender Knochenauswuchs. Das linke Felsenbein zeigt eine Hervorragung von 1 Centimeter basalem Durchmesser, welcher eine Vertiefung an dem Schläfenlappen des Großhirns entspricht.

Sattellehne asymmetrisch, verdickt in erheblicher Ausdehnung, porös und brüchig, ebenso der Boden der vorderen Schädelgruben. Alle Blutleiter der Schädelbasis mit dunklem, flüssigem Blute überfüllt. Gehirngewicht (ohne harte Hirnhaut) = 1349 Gramm. Spinnwebenhaut in großer Ausdehnung



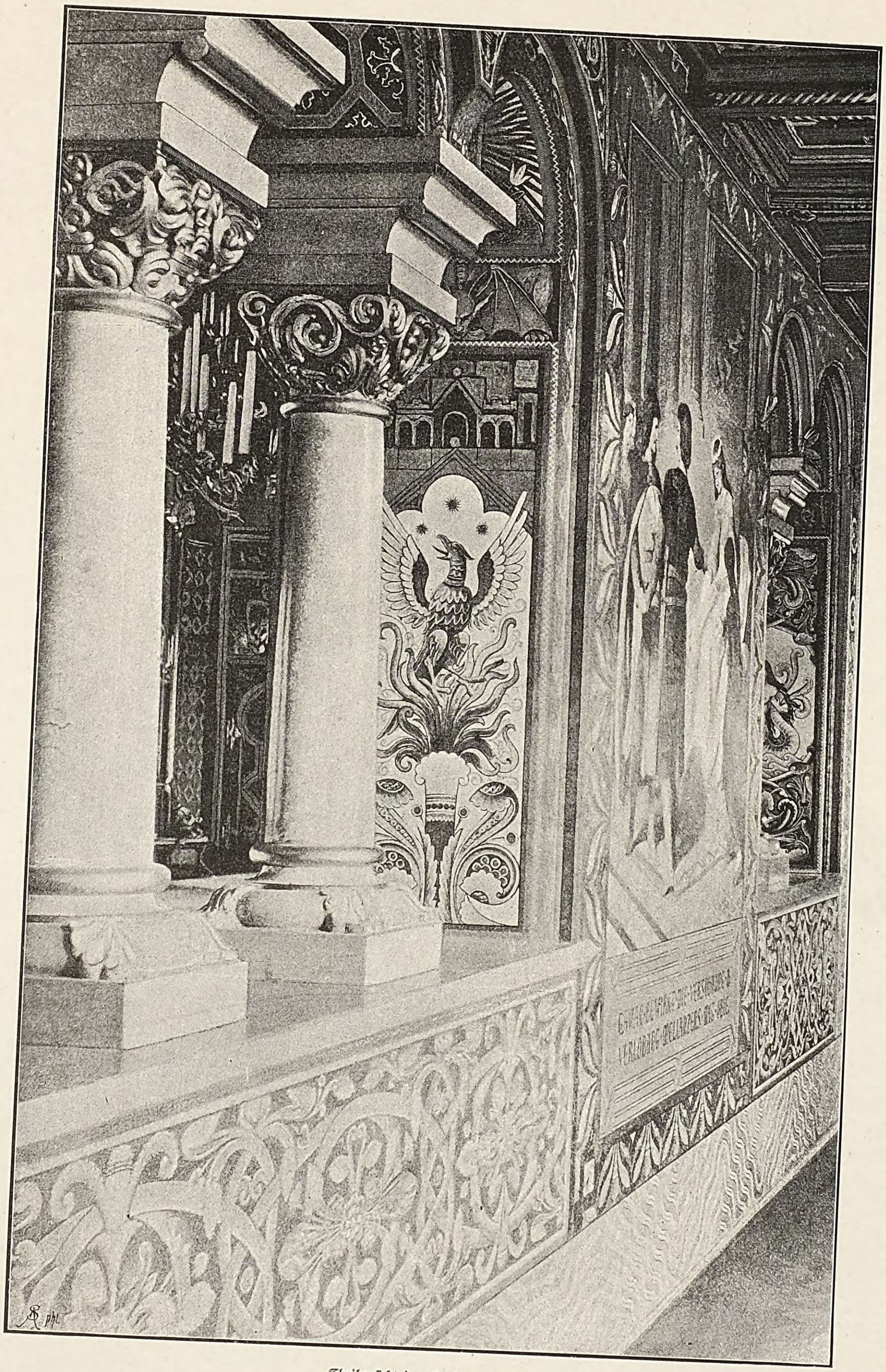
Vorplatz des vierten Stockwerks.

auf beide Hemisphären verdickt, milchweiß getrübt. An einer Stelle, und zwar über dem medialen Ende der linken vorderen Centralwindung und dem Anfangstheile der ersten Stirnwindung, erscheinen die Spinnwebenhaut und die Gefäßhaut im Umfange eines Markstückes verwachsen und zu einer derben Schwiele verdickt. Durch den Druck dieser Schwiele ist in der entsprechenden Partie des Schädeldaches eine papierartige Verdünnung desselben hervorgebracht. Auf der Oberfläche des Gehirns, beiderseits ziemlich gleichmäßig vertheilt geschrumpfte Hirnwindungspartien, nämlich an den Anfangstheilen aller drei Stirnwindungen, am medialen Ende der vorderen Centralwindung und in der Umgebung des mittleren Abschnittes der postcentralen Furche. Die Gehirnsubstanz blutreich, ziemlich weich.

Die übrigen Organe des Körpers ergaben folgendes Sections-Resultat: die Lungen fanden sich, abgesehen von den Wirkungen der Wasser-Aspiration, von vollkommen normaler Beschaffenheit. Keine Spur von Brustfellverwachsung. Herz etwas größer als normal, aber von kräftiger Muskulatur und mäßiger Fettauflagerung. Der Magen, welcher noch unverdaute Speisereste enthält, befindet sich im Zustande chronischen Katarrhs; Darmwand und Leber congestionirt, Milz vergrößert (in beginnender Fäulniß), Nieren groß, enorm cyanotisch, sonst normal.

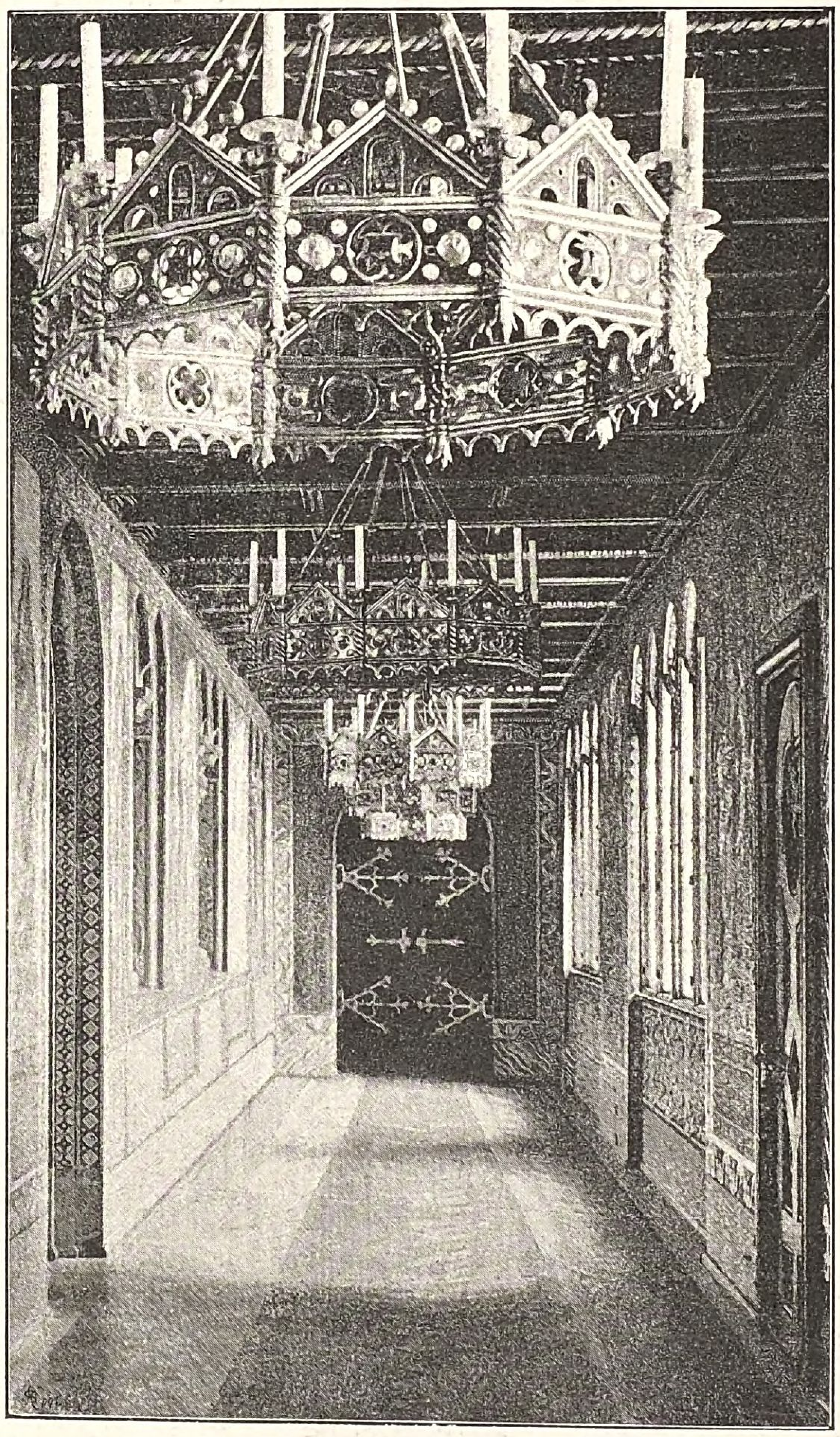
Aus alledem geht wohl das eine unweigerlich hervor, daß in der That grauenhafter Wahnsinn den Königsgeist umflorte. Die beiden Benachrichtigungen an Hesselschwerdt sind dafür vielleicht sicherere Zeugen als die Diener des Königs; in jedem Falle aber sympathischere, da man sich nur voller Ekel die Szenen vergegenwärtigen kann, da Dienervolk gegen einen königlichen Herrn zeugt. Die jedenfalls unbedingte Nothwendigkeit der Sache nimmt ihr nichts von ihrer Widerlichkeit. Dergleichen schreit zum Himmel und wird ewig emporgellen gerade in's Ohr Derer, die wenigstens an einen treuen selbstlosen Menschen glauben müssen, damit sie an ihr Volk glauben können. Aber dieses zu beklagende Bedientenvolk hat in anderer Weise gesündigt. So geknechtet es sich fühlte, so war es doch mehr Herr als Diener. Ich will ganz davon absehen, daß es strengsten Weisungen zum Trotz nicht selten Unberufene in die Königsschlösser führte. Aber man höre nur den Monsieur Soundso, da er dem König, der die Bauten auf dem Falkenstein sehen will, mit der harmlosesten Miene von der Welt sagt, auf dem Falkenstein wäre eine Masse Dynamit gestohlen worden. Von dem Augenblicke an war die Fahrt auf den Falkenstein aufgegeben und so blieb dem Könige die Einstellung der Arbeiten auf jenem Bergesgipfel, der die Ritterburg tragen sollte, verborgen. Wenn nichts weiter bekannt geworden wäre als diese eine Sünde des Dienervolks — deren man allerdings noch andere kennt — so würde sie allein den Beweis erbringen, daß Menschenscheu und Menschenhaß des Königs in seiner Umgebung die leichtsinnigsten Förderer fanden. Es mag ja möglich sein, daß diese Leute, nur um selbst Ruhe zu haben, nur gezwungen mit dem Königsschicksal Fangball spielten. Aber sie spielten mit ihm und wenn dieses Unterfangen, an sich, rein künstlerisch betrachtet, den Ausblick auf eine ebenso groteske Komik, wie unheimliche Tragik öffnet, so bleibt es in seinem Wesen eine Schande und eine Schmach.

Nach solcher Rückschau berührt dann der Anblick des Thronsaals um so erschütternder. Gerade darin liegt ja die andere große Bedeutung Neuschwansteins, daß es unendlich mehr auf unsere Seele wirkt, als beispielsweise Herrenchiemsee. Auch dort wandern wir im Rausch dahin, aber doch ohne eigentlich innerste Theilnahme. Dort kommt Alles von außen und zwingt uns zur Betäubung, ohne daß wir einen Augenblick vergäßen, daß wir betäubt werden und wie wir betäubt werden. Das Gefühl bleibt



Theilansicht des Saalganges.

so zu sagen kritisch und dabei fähig seine eigene Niederlage zu empfinden. Die Wirkung ist etwa ähnlich derjenigen, die eine mit allem Raffinement der Technik aufgebaute französische Sittenkomödie auf uns macht, während Neuschwanstein mit dem Zauber echter Dichtung auf uns wirkt: hier wird Alles innerste, froh



Kronleuchter aus dem Saalgange.

gefühlte Theilnahme, die sich gar nicht genug werden kann und alles herrlichste Empfinden, dessen wir nur fähig sind, in sich aufsuchen und aus sich herausholen möchte, daß sie nur ja ganz sich hingebe und ganz sich hinverliere an die keusche schweigende Schönheit, die hoheitsvoll vor uns steht, die gerade darum



Thronsaal: Christusbild und die heiligen Könige.

In Lichtdruck von A. Frisch in Berlin.

überwältigt, weil sie gar nicht an's Ueberwältigen, ja nicht einmal an Wirkung denkt. Und dann kommt hier noch die große Wahrnehmung hinzu, daß wir uns allerwegen umschwebt und umschmeichelt glauben von unsern deutschen Idealen. In Herrenchiemsee fühlen wir wohl, daß etwas in uns kommen mußte und etwas geläutert in uns kam, was jenem großen Ludwig Macht und Erfolge brachte. Aber gerade darum, weil wir uns endlich gewöhnt wissen, auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen, um mit den Mitteln der Wirklichkeit unser deutsches Dasein zu gestalten, konnten wir wohlgemuth als Sieger dahinschreiten. Hier hingegen lockt uns die märchenhaft gestaltete deutsche Vergangenheit mit allem Reize weltabgewandter Poesie zu sich hinüber, um all unser Sehnen fortzureißen aus der Wirklichkeit und statt der That die schöne Form, den himmelanstrebenden Gedanken preisen zu lassen. Und wir würden wohl gar alle Gegenwart und alle Zukunft vergessen, um freudig als Sklaven der Vergangenheit eine Welt goldenthronender Glückseligkeit zu träumen, aber da tritt grausam und doch mitleidig das wundersame Königsschicksal vor uns auf, und ob es unsere Empfindung schier unerträglich steigere, so bewirkt es schließlich doch nur, daß wir in all unserer Theilnahme, über allen zügellosen Schmerz und alle zügellose Freude hinweg uns wiederfinden, um jubelnd unsere Zeit zu preisen und das — deutsche Jahrhundert. Dort, von der Loggia dieses Thronsaals, führt ein Blick hinaus auf einen Landschaftszauber, der die Thräne in das Auge jubelt: da ist die Natur lautere Poesie geworden. Grund genug über sie hinweg die Poesie des Lebens, der That zu suchen und uns zu überreden, daß unser Leben köstlich ist, wenn es die Mühe, die Arbeit bedeutet. Zu solcher Weise will uns die Symbolik des Thronsaals allerdings auch stimmen; aber freilich mit ganz andern Mitteln. Sie zeigt uns auch das Höchste, das Größte, an dessen Stelle auch der geklärteste revoltirende Geist nichts Besseres zu setzen wüßte: Gott und den König, Kirche und Staat. Aber, und das ist der gewaltige Unterschied: hier in diesem Saale kommt Alles von oben, von außen. So groß ist die hier gestaltete Majestät des Staates und der Kirche, daß wir das Knie beugen und Alles vergessen um uns herum und nicht zuletzt uns selbst und unser Ich. Wer als freier Mensch hierherkommt, der seine Religion nicht von außen empfing, der sie aus sich herausempfinden lernte, um alles das und mehr freiwillig zu geben, was der Zwang verlangt, wird sich auch hier schließlich wiederfinden und ungebeugt in seiner Demuth weiterschreiten. Der Schwächere aber, der nicht den schweren Kampf der Erkenntniß zu kämpfen brauchte, dem alles Heil von außen, von oben kam, wird sich hier kaum genug thun können in seligem Empfinden. Ich wüßte kein Tedeum, das mit heiligerer Wonne erfüllte als die stumme Symbolik dieses Saals, der sich zum Tempel zu erweitern und zu verklären scheint und in so unvergleichlicher Weise Königsmacht neben Kirchenmacht und dennoch unter diese stellt. Denn was bedeutet das Abbild jener heiligen Könige, die über der Thronnische unter dem Christusbilde thronen, denn anders? Nicht die größten Könige der Erde sind es ja: es sind die heiligen, die heilig gesprochenen Könige. Der Thron fehlt noch und es ist klar, daß er niemals dazu gedient hätte, den bayrischen König im Purpur zu sehen. Und erinnert man sich des Unfehlbarkeitszwistes in Bayern und der Haltung, die König Ludwig Döllinger gegenüber kundgab, dann möchte man auch bezweifeln, daß dieser König geneigt war, Königsmacht unter Papstesmacht zu stellen. Da wäre ja nicht derselbe vierzehnte Ludwig sein Königsideal gewesen, der kühner, um nicht zu sagen frecher die weltliche Herrschaftslust des Papstthums bekämpfte, als irgend Einer vor ihm und nach ihm. Aber wenn man von alledem absieht, und dafür den Saal objectiv betrachtet als das, was er sein soll: als die Personifizirung der im Dienste der Gottes-

idee, der Kirche sich entwickelnden Cultur, dann darf der Künstler in uns desto ungehinderter schwelgen. Jeder einzelne Theil strebt zum Ganzen, daß schließlich eine einzige Harmonie und mit dieser eine einzige Empfindung bleibt, wobei man sich freilich jener byzantinischen Zeiten, deren Bauweise diesem Saale das äußerliche Vorbild war, nicht allzugenau zu erinnern braucht.

Schon in seinen äußeren Maßverhältnissen entfernt sich dieser Saal von der uns geläufigen Vorstellung solcher Räume. In seinem Wesen quadratisch, naht er sich doch mit seinem Kuppelbau, aus dem heraus übrigens die Sonne, umgeben von einem ganzen Sternenheer, strahlt, mit seiner zu halbrunder Apsis ausgeformten Thronnische und schließlich nicht zum wenigsten mit seinen, den Langwänden parallel laufenden Säulenreihen, dem kirchlichen Charakter. Großartig freilich bleibt darum dieser äußere Eindruck doch oder erst recht. Nicht weniger als sechzehn mächtige Porphyrsäulen tragen die in's fünfte Stockwerk ragende Gallerie, die natürlich dem Saale zu offen ist und ihrerseits wieder durch eine weitere Säulenreihe, deren Material die reizvolle Wirkung des Lapis lazuli täuschend in sich trägt, unendlich in ihrer schönen Wirkung gehoben wird. Unsere Bilder lassen ja über die Architektonik des Ganzen keinen Zweifel. In nicht weniger als drei Lichtdrucken gaben wir die einzelnen wesentlichen Theile dieses auserlesenen Raumes wieder. Der eine giebt den Blick auf die heiligen Könige und den über ihnen inmitten der himmlischen Heerschaaren thronenden Christus. Ein kleines Textbild ergänzt die Stellung dieser Szenen. Der andere Lichtdruck giebt einen vollen Blick auf die eine Längenseite des Saales, während der dritte den vollen Raum darstellt, der sich von dem Platze aus, da der Thron stehen sollte, überblicken läßt. Zur weiteren Erklärung bedarf es einiger Zahlen: die Länge des Saales beträgt 20, die Breite 12 und die Höhe 13 Meter. Der Blick, der sich von der Apsis aus die Länge des Saales hinauswendet, findet dort drei bedeutendere malerische Darstellungen, deren Skizzen übrigens ebenfalls von dem unermüdlichen Hauschild sind. Zunächst oben über den drei kleineren Rundbögen: die heiligen drei Könige, darunter der heilige Michael und ganz unten im Säulengange der Ritter Georg im Schwanenritterhelm. Der landschaftliche Hintergrund bietet dabei eine lokale Anspielung, indem er den Falkenstein, den man auch draußen von der Loggia weit hinter dem Schwansee aufsteigend erblickt, in der Ferne zeigt. Die Apsis selbst enthält als König der Könige: Christus auf dem Regenbogen schwebend, darunter diejenigen Könige, die sich um die Ausbreitung und Heilighaltung der christlichen Religion besondere Verdienste erworben haben, nämlich: Casimir von Polen, Stephan von Ungarn, Heinrich von Deutschland, Ludwig von Frankreich, Ferdinand von Spanien und Eduard von England. So ist hiermit gewissermaßen die ganze damalige christliche Welt in einer einzigen dienenden Einheit zur Darstellung gekommen.

An den Längsseiten hingegen, und zwar oben über den Gallerien stehen sich zwei weitere bedeutsame Epochen malerisch gestaltet gegenüber, und zwar auf der dem Eingange entsprechenden Ostseite die heidnische Welt, verkörpert durch ihre großen Gesetzgeber und Propheten, wie Sesostris, Buddha, Zoroaster, Solon und Augustus, auf der Westseite dagegen das jüdische Zeitalter mit dem Gesetze gebenden Moses. Diese selbe Seite enthält gleich der gegenüberliegenden noch bezeichnende Hinweise auf besonders wohlgefällige Handlungen der heiligen Könige; so zum Beispiel den heiligen Ludwig, da er Arme speist, die heilige Clotilde von Frankreich als den Ausdruck leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit und endlich den heiligen Casimir im Gebet. Auf der Ostseite hingegen sehen wir den heiligen Stephan im Bekehrungs-

kampfe gegen heidnische Völker, den heiligen Heinrich als Beschützer des Christenthums, Ferdinand von Spanien im Kampfe gegen die Sarazenen und endlich Eduard von England im Glanze seiner Herrschertugenden.

Während, wie schon bemerkt, oben inmitten der Decke der Weltkreis strahlt, zeigt der marmorne in Mosaik ausgeführte Fußboden in weitem Umkreis die Thiere der Erde. Zu der mit weißem und schwarzem Marmor ausgelegten Estrade, die den aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Thron tragen sollte, führen neun Marmorstufen empor, zu deren Seiten die Apostel abgebildet sind, als wallten sie zu Christus, als wollten sie beim König stehen. In den Bogenzwickeln endlich thront je ein Engel, der eine mit dem Schwerte, ein anderer mit der Weltkugel, der dritte mit der Krone und der vierte mit dem Szepter. Der Saal zeigt in seiner reichen Mosaikarbeit, in seiner wunderbar feinen Behandlung der Säulen und Bögen ausschließlich italienische Arbeit. Uebrigens sind auch die Porphyrsäulen nicht echt, sondern aus demselben Stuckmarmor (Scagliola), der überhaupt bei den Bauten König Ludwigs in so vielfacher Weise zur Verwendung gelangte.

Aber wenn dieser Raum, der uns abseits führt aus der Wirklichkeit, aus mehr als einem Grunde unsere Bewunderung weckt, so ist ein Etwas in dieser einzigen Burg, das die größere Wirkung an sich reißt: der Sängersaal, der uns wieder in's Leben hineinführt, freilich in solch ein idealisirtes Leben, daß wir Mühe haben uns zurückzufinden aus seinem beseligenden Glanze in die eiserne Nothwendigkeit des Tages.

Da, wo der Weg zu ihm hinführt, just am Treppenabschluß, steht ein gar sonderbares Bildwerk: hochaufstrebt zu den blinkenden Sternen empor in steinernem Gewande eine Palme, die reiche Früchte trägt. Vor ihr kauert ein häßliches Ungethüm, ein Drachen, der ihr entgegengrinst, der die groß strebende anzuspeien scheint mit elendem Drachengift. Es war ein eigenster Gedanke König Ludwigs, den er hier unmittelbar vor dem Allerheiligsten der Burg, vor dem Sängersaale, steinernen Ausdruck annehmen ließ. Die äußere Wirkung ist durchaus unkünstlerisch und sollte es vielleicht sein. Desto ergreifender wirkt die verzweifelnde Symbolik des Gedankens; denn es ist klar, daß das Königsschicksal sich verkörpert sah in dieser Palme und in diesem Drachen. Möglich, daß sich im Könige das eigene Leid zum allgemeinen Leid, zur Tragik alles Schönen und Strebenden verklärte. Gewiß, daß dieses Bildwerk ihm den funkelnden Werdedrang seiner Ideale und ihr klägliches Scheitern bedeutete. Und so wüßte ich keinen Anblick, der in uns ein gleich überströmendes Mitleid erweckte, als der Anblick dieser Palme und dieses Drachen. Der empfindsame Besucher zumal wird hier gegenüber dieser steinernen Königsbeichte alle Schranken übersteigen und das verklärte Königsbild hoch über allem Erdenmoder suchen und finden im Sonnenzauber des Ideals. Er wird kühn leugnen, daß der König die Zerstörung seiner Ideale in sich trug und, da er über alles Menschlicherreichbare hinüberschwebte, in sich tragen mußte nach göttlichem Gesetz. Er wird über das „Menschlicherreichbare" hohnlachen und diesem Gesetz fluchen und er wird jammern, daß die Wirklichkeit das Ideal erdrosselt.

So mag denn der Anblick des Sängersaals die Wehmuth der Wanderung keineswegs lindern, indem der so herrlich Gewordene nur dafür zu zeugen scheint, was da noch hätte werden müssen, wenn der König so gekonnt hätte, wie er gewollt hat. Auf dem großen Vorplatz, der sich nun zunächst erschließt, ist die Fortsetzung jener Bilderfülle gegeben, die schon im tieferen Stockwerk stimmungsvoll die

Betrachtung der Königswohnung einleitete und nun hier oben zu noch beziehungsvollerer Entfaltung gelangt. Ich will hier nicht mit dem Maler — oder auch dem König — rechten, daß uns die Sage aller historischen Grundlage entkleidet in der nordischen und nicht in der ursprünglich deutschen Gestalt gegeben wurde. Es ist ja wahr, daß, um mit Gervinus zu reden, dort der Zug nach dem Wunderbaren und Mythischen, hier nach dem Einfachen und, um nicht zu sagen Geschichtlichen, doch nach dem Thatsächlichen menschlicher Verhältnisse geht, daß demnach die Phantasie des Königs in jenem reizvollere Beziehungen finden mochte als in diesem. Aber wenn man hierüber wegsieht und auch in der hier oben gegebenen Darstellung der Gudrun das Fehlen schönster Szenen willig erträgt, so lockt uns doch dieser gewaltige Bilderzauber mitten in die Urwaldgröße unserer beiden großen Epen hinein, die man die deutsche Ilias und die deutsche Odyssee genannt hat, ob sie schon jene zu klarer That mahnende Wirkung versagen, die in ewig heiterer Größe aus den Gesängen des ewigen Vaters Homer strahlt. Aber weil uns inzwischen das Jahrhundert gleichsam zu einer lebendigen Verschmelzung der Nibelungen mit der Ilias geführt hat, weil der germanische Faust die griechische Helena nach Deutschland führte, um sie zu freien für nimmer zu lösende Ehe, so schweifen wir hier um so entzückter zurück in den Werdegang unserer Volksseele. Aufstrahlt vor uns der selbstlos schweifende Gedanke, der mit jeder Läuterung der That sich nähert und nun endlich eins geworden ist mit der That. Es lebt in uns fort das selbstlose Sehnen, die entsagende Anbetung einer Idee oder einer Geliebten — was die Alten nie kannten, da ihr Gedanke den Gegenstand sehen mußte und ihre Sehnsucht den Besitz verlangte — und dennoch verträumen wir nicht, wie einst, unsere Kraft, sondern verarbeiten sie, wuchern mit ihr. So zeigt uns die hier gestaltete germanische Vergangenheit die deutsche Gegenwart, die deutsche Zukunft. Dort bei der Palme weinten die Empfindsamen. Ob sie hier ruhiger geworden sind? Das aber weiß ich, daß hier bei der Offenbarung unseres Volksgeistes stille, stolze Freude in uns kam. Wir wissen es doch, daß trotz Drachen und Drachengift der deutsche Siegfried es sein wird, der die kommenden Jahrhunderte tragen wird, und wir schauen lächelnd hinüber zu dem meinethalben auch noch rothhosigen Drachen und heiter grüßen wir den heitern Saal, aus dem eine Fülle des Lichts uns entgegenfluthet, das eine Fülle Leben bedeutet.

Eins nehmen wir noch mit von Gudrun: wir wurden hinausgeführt zur unendlichen Allgemeinheit, aber nun finden wir auch von ihr den Weg zurück zur endlichen Einheit, von der Menschheit zum Menschen. In seinem innersten Wesen bedeutet uns das Gedicht die sittliche Läuterung des Weibes. Damit tritt es heran an Wolframs Parsifal oder meinethalben auch Parzival, der in dem Sängersaale malerisch gestaltet wurde und in seinem Wesen die sittliche Läuterung des Mannes bedeutet. Freilich, nicht bloß diese; denn während uns beispielsweise Tristan das Gefühlsleben des ritterlichen Daseins verkörpert, so ist hier im Parsifal das Gedankenleben der Zeit zum Ausdruck gekommen und damit das erste faustische Sichregen des deutschen Menschen. Es ist mehr eine sittliche Läuterung in unserm modernen Sinne — und in der That bedeutet Parsifal den ersten Schritt in die neue Zeit — das heißt eine Läuterung, die die Empfindung hindurch durch den Gedanken zwang. Von den mehr äußerlichen Aehnlichkeiten der Gudrun und des Parsifal können wir hier füglich absehen, wenn wir uns noch schnell erinnern, daß die alte Kampf- und Abenteuerlust in der Gudrun ihre sehr weltliche Seite (Raubzüge der Normannen), in der Gralssage ihre ideale Seite und damit auch die der Kreuzzüge zeigt.



Sängerſaal.

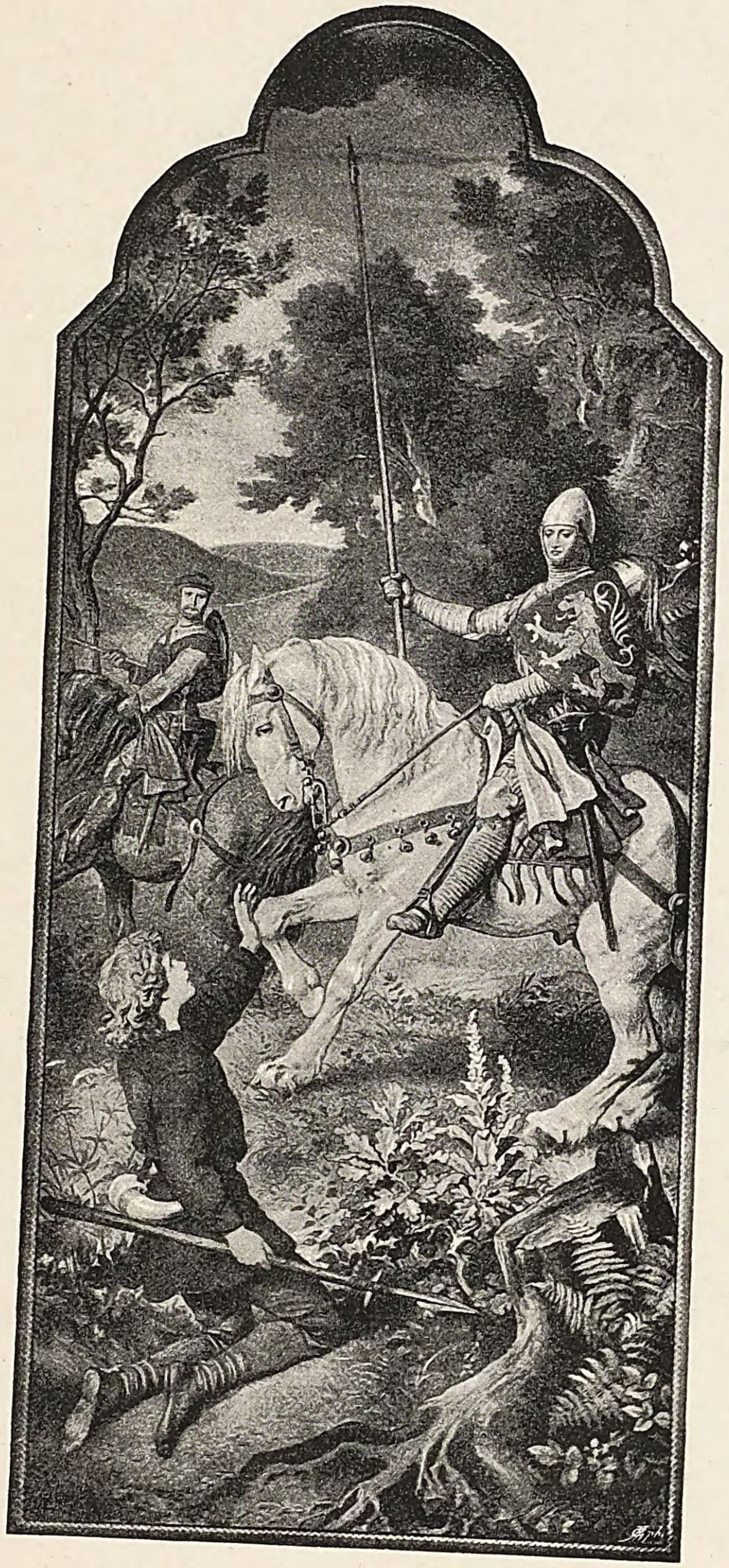
Ehe wir weiter schreiten, sehen wir noch, daß die vier säulengetragenen Zugänge des Vorplatzes — wovon einer nach dem Stiegenhause, ein anderer zu der Gallerie des Thronsaals und die beiden letzten zum Sängersaale führen — sämmtlich aus andersartigem Marmor gearbeitet sind.

Zum Sängersaale selbst führt ein langer, ebenfalls malerisch reich geschmückter Gang, der von Norden her das Tageslicht einströmen läßt, daß es durch seine nach dem Saale durchbrochene und säulengetragene Südseite voll in den letzteren hineinfluthe. Die Motive der malerischen Darstellungen sind die folgenden: An der Südwand Gahmuret's Einzug in die belagerte Mohrenstadt Patelamunt. Gahmuret gewinnt Herzeleiden's Hand und Herz. Meljanzen's Versöhnung und Verlobung mit Obir, durch Gawan. Gawan rettet einem verwundeten Ritter das Leben. An der Nordwand dagegen sehen wir: Gawan's Abenteuer auf Chatel merveil; Gawan, da er den Zweig vom Baume des Königs Gramoflanz bricht; Tanz auf Chatel merveil und Gawan's Beilager mit Orgelousen; und endlich Gahmuret's Sieg über Belakanen's Feinde.

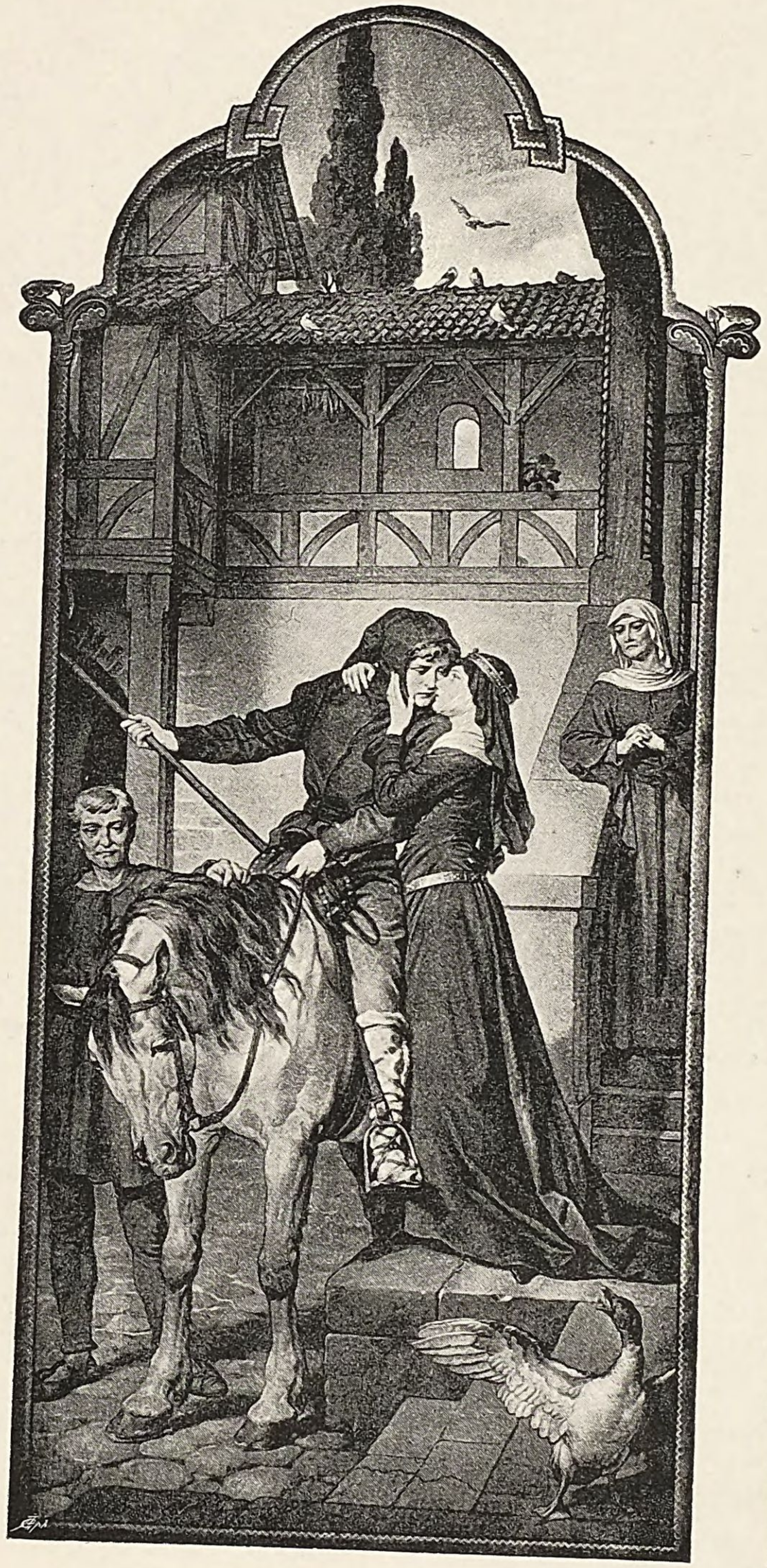
Zudem sind hier noch allegorische Darstellungen deutscher, oder wenn man will menschlicher Tugenden gegeben; so der „Stäte" (Beständigkeit), der „Triuwe" (Treue), der „Masze" (Mäßigkeit), der „Saelde" (Seligkeit) und der Gerechtigkeit und Stärke.

Nachdem wir den Gang zur Hälfte durchschritten haben und bereits durch die offenen Säulenbogen den heitern Glanz des Sängersaals auffangen konnten in einzelnen bethörenden Strahlen, dürfen wir eintreten in dieses Allerheiligste der Burg, um endlich seine ganze niederbändigende und doch befreiende Weihe zu empfinden. Ich will zunächst beim Aeußern bleiben und Einiges über dieses Aeußere sagen. Einmal wird ja hier das Bild ohnehin einer Ergänzung bedürfen; dann aber war der Saal in der alten romanischen Burg so sehr der sichtbare Träger des ganzen Stils der Zeit, daß ein Verweilen bei Einzelheiten schon wegen etwa nöthiger Vergleiche des hier Geleisteten mit dem Alten ersprießlich ist. Man hat ja allerdings Neuschwanstein nachgesagt, daß es „absolut stilgerecht" sei. Damit wissen wir gewöhnlichen Staubgeborenen, die wir naiv die Schönheit anbeten, ohne uns um die mehr oder weniger pathetischen technischen Kunstausdrücke zu kümmern, allerdings nicht viel anzufangen. Ja, betrachte ich diese „Stilgerechtigkeit" an den Offenbarungen jener Zeit, der sie eignen soll, so will mir scheinen, daß sie nicht eben das rechte Wort sei. Die Minnesänger waren in ihrer Weise auch gar realistische Dichter, und wenn auch ein Gottfried von Straßburg nicht eben als Vorgänger des großen Balzac in der Kunst der Beschreibung gelten kann, so hat uns jene Zeit doch eine ganze Menge Dichter geschenkt, deren beste Aufgabe die Beschreibung der damaligen Burgen, ihrer Räume und ihrer Feste gewesen zu sein scheint, so zwar, daß wir uns aus all diesen Aeußerungen recht wohl ein Gesammtbild jener Zeit und ihres „Stils" machen können. Vergleicht man dann diese Darstellungen der Dichter und damit die romanische Fürstenburg von damals mit ihrem Widerbild von heute, so ist unschwer der Beweis zu bringen, daß Neuschwanstein in mehr als einer Weise über den „Stil" jener Zeit hinausgeht und mit seiner — selbstverständlich natürlich gegebenen — Verwerthung modernster Ausdrucksmittel dessen idealisirte Darstellung bedeutet.

Der Sängersaal, der richtiger Festsaal oder bloß Saal heißen sollte, weil die in ihm angebrachte, hier allerdings zur sogenannten Sängerlaube sich erweiternde „büne" oder „brücke" durchaus nicht die besondere Bestimmung in sich trägt, da in der romanischen Burg der Saal immer diese „büne" zur Aufnahme des Burgherrn und seiner besonders geehrten Gäste hatte, giebt sich in einer Länge von 27



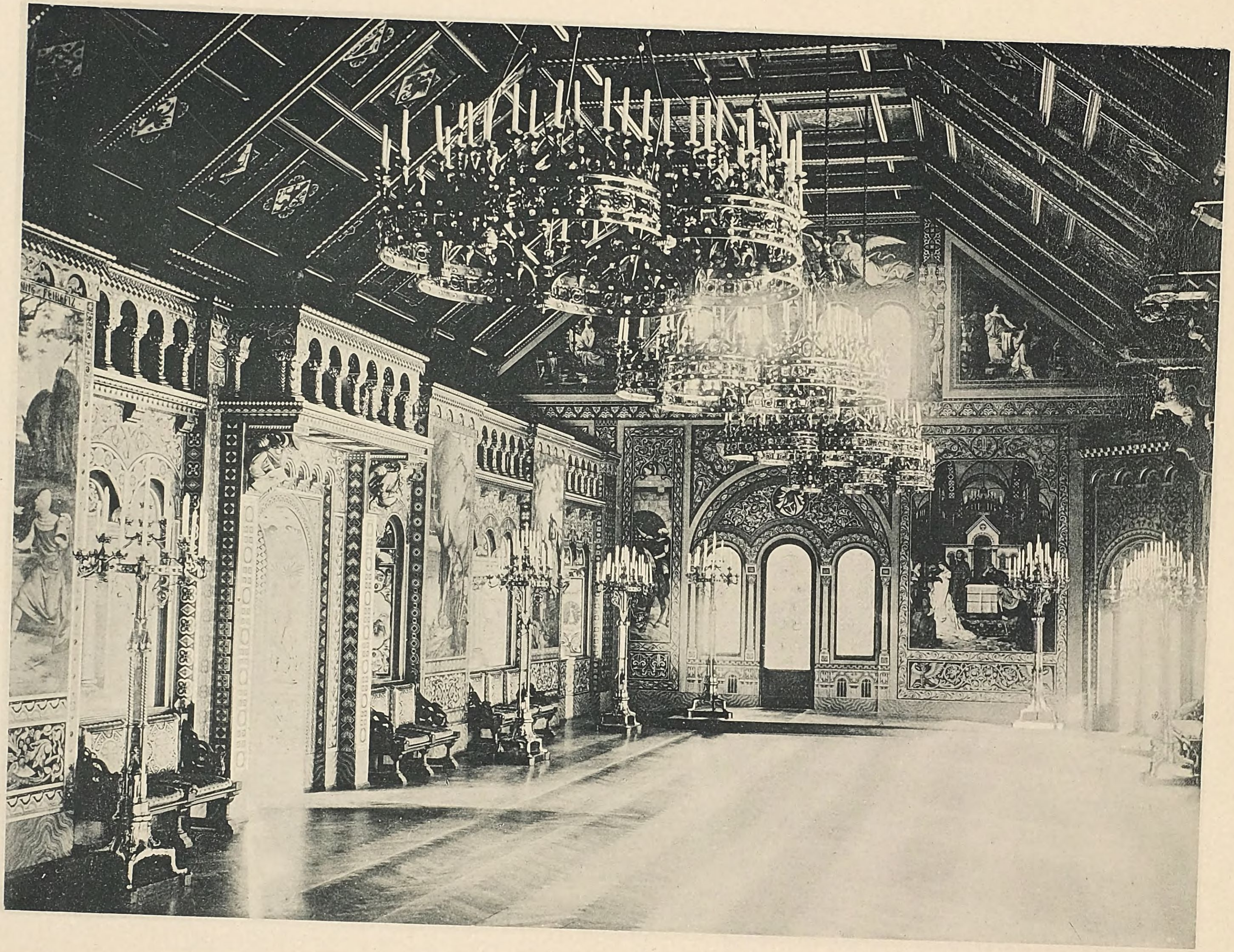
Parsifal sieht zum ersten Male Ritter.



Abschied von der Mutter.



Abenteuer mit dem Rothen Ritter.

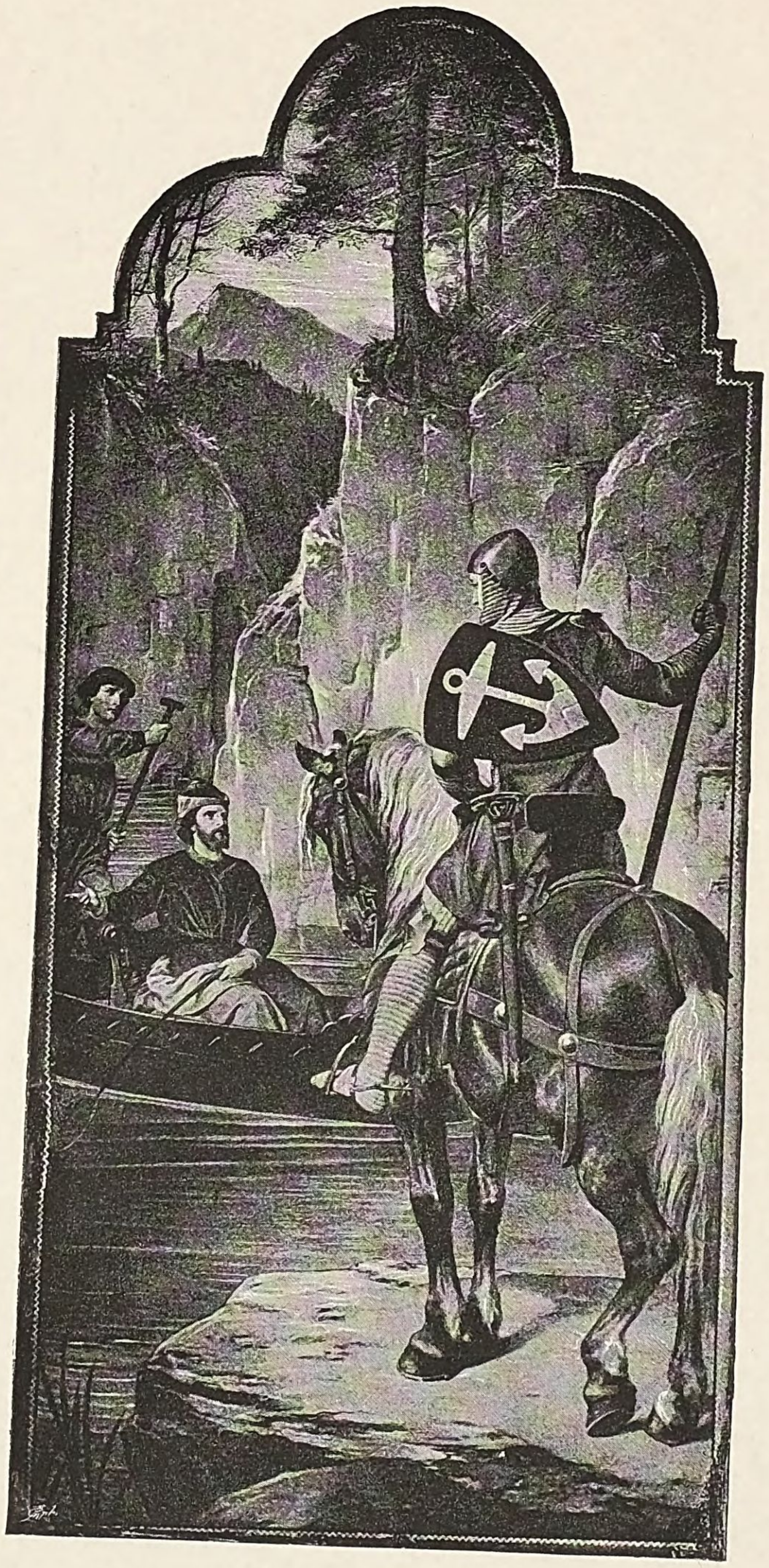


Burg Neuschwanstein: Sängersaal.

In Lichtdruck von Jul. Klinkhardt in Leipzig.

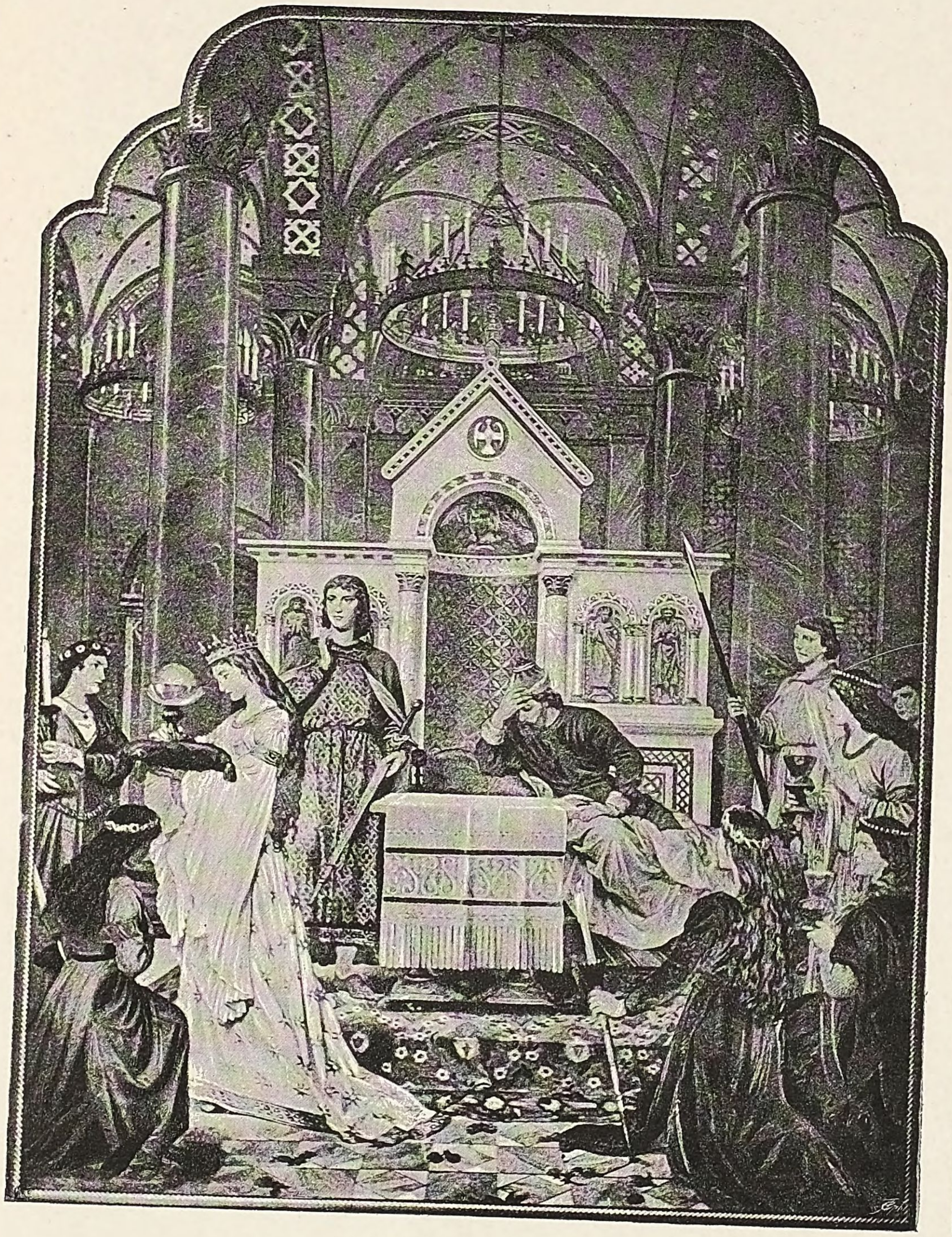


Hochzeit mit Kondviramur.

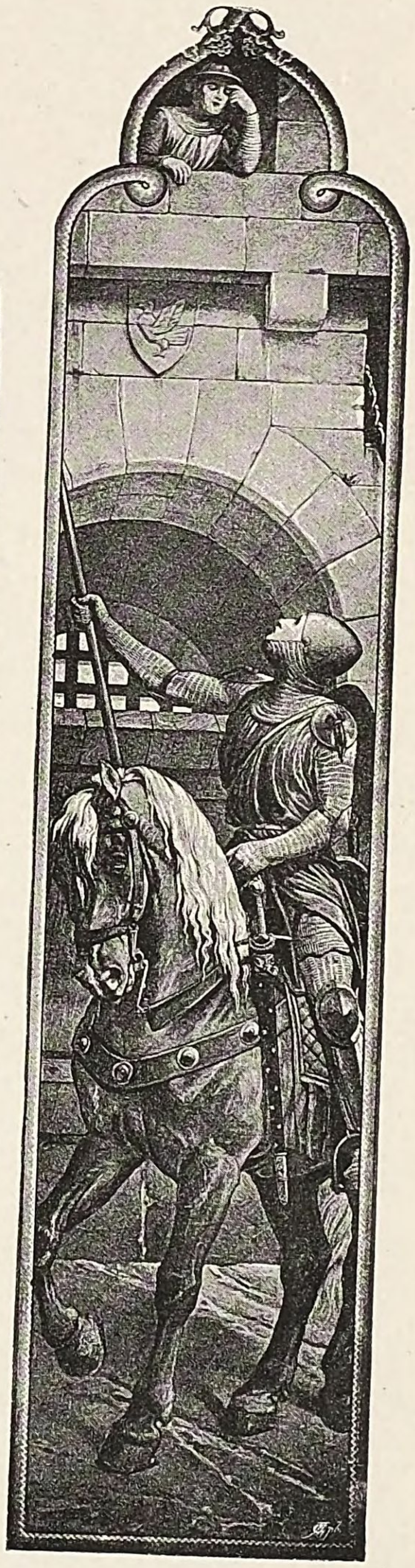


Begegnung mit Amfortas.





Parsifal in der Gralsburg.



Ausritt aus der Gralsburg.



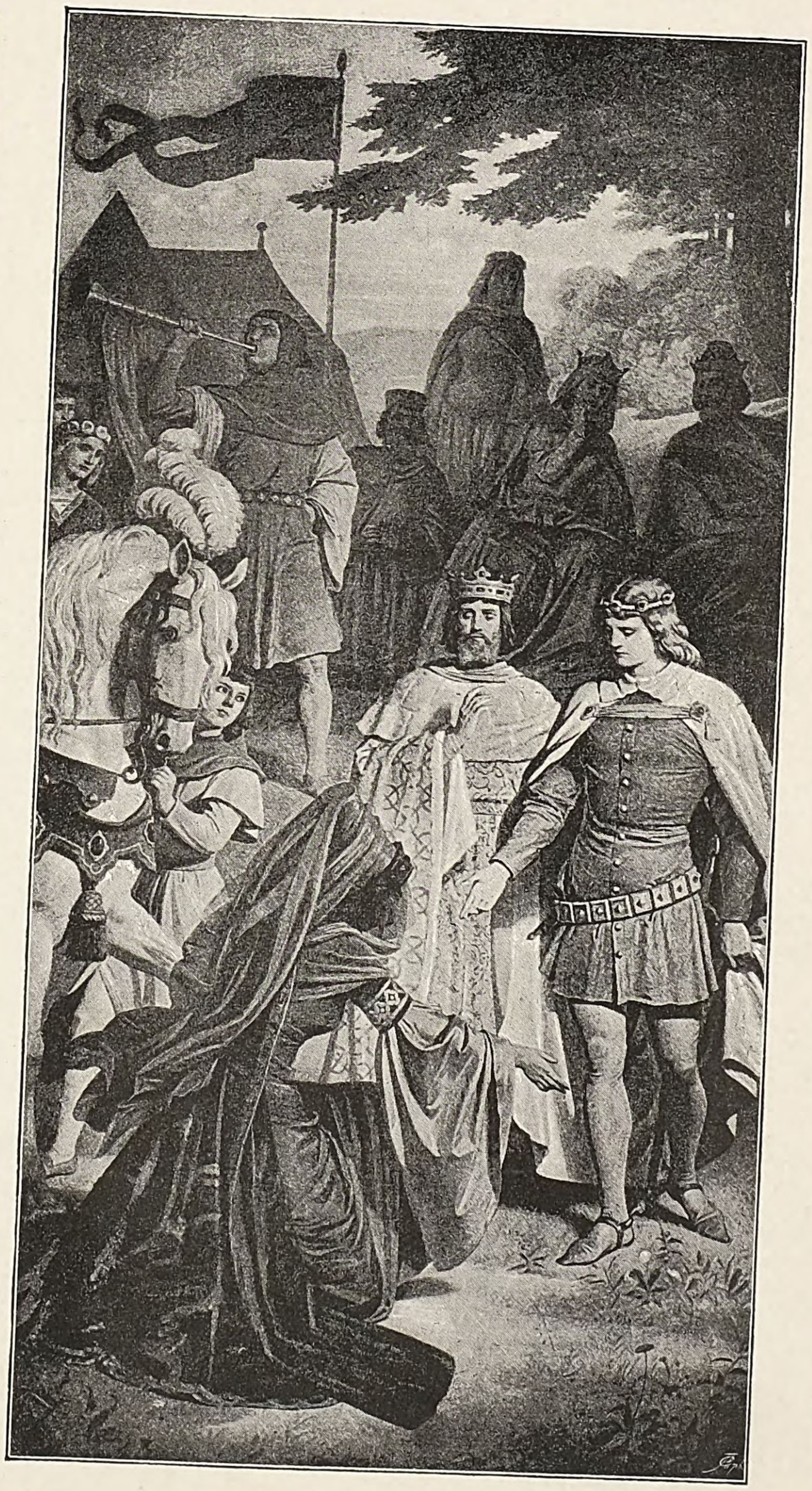
Parsifals Beschimpfung durch Cundrie.



Beim Einsiedler Trevrizent.



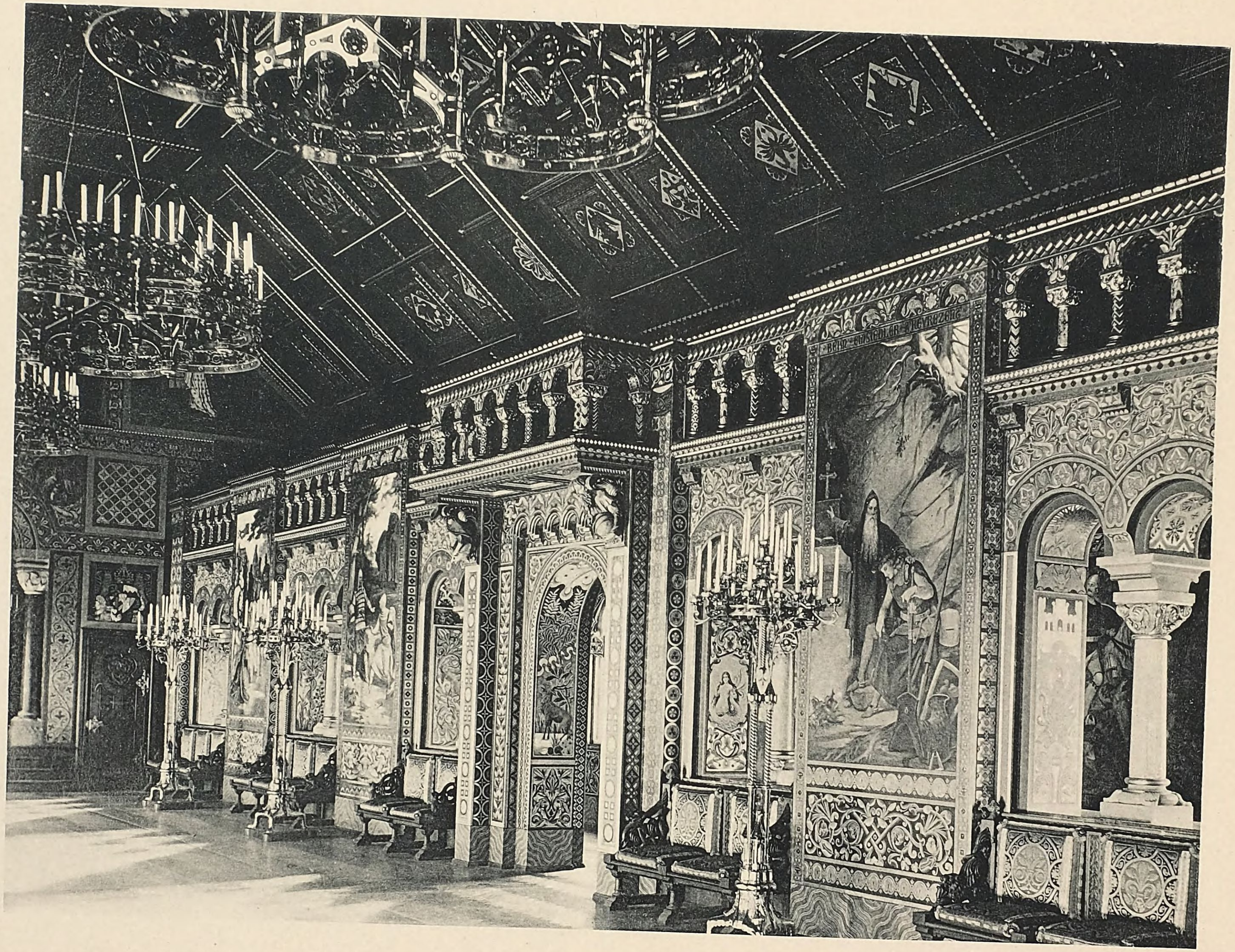




Erkennung seines Bruders Feirefiz.

Das Gralswunder.

Die Berufung zum Gralkönig.



Burg Neuschwanstein: Seitenansicht des Sängersaals.

In Lichtdruck von Jul. Klinkhardt in Leipzig.

und einer Breite von 10 Metern. Allerdings sei gleich hier bemerkt, daß diese „büne" hier sich auch noch befindet und zwar in Form einer einstufigen Erhöhung an der Ostseite des Saals, das heißt gegenüber der eben erwähnten Sängerlaube. In dieser Anlage lehnt sich der Saal offenbar an den Sängersaal unserer herrlichen Wartburg an, während er in seinem ganzen Wesen eigentlich die Zusammenfassung der beiden Wartburgsäle bedeutet, nur daß der in ihm entfaltete Glanz den seiner Vorbilder triumphirend überstrahlt. Wenn es nur nicht zu weit führen würde, möchte sich ein breiter gesponnener Vergleich, der den Bayernkönig zu jenem thüringischen Ludwig, der die Wartburg baute, in Beziehung bringen müßte, wohl lohnen. Aber dabei kämen wir naturgemäß zu einer Betrachtung des Fürstenthums von damals und von heute und damit, wenn wir es nicht bei der Phrase lassen wollten, zu einem alte und neue Zeit in sich tragenden Culturbilde. Aber auch einige kleine Züge jener Zeit, aus denen das klar blickende Auge genug ersehen wird, mögen schnell erwähnt sein. Zunächst einmal setzte sich Graf Ludwig II. von — Thüringen, der, wie bekannt, sechszehnjährig zur Herrschaft gekommen war, durch gar übermüthige Ränke in den Besitz des Bodens, auf dem er die Wartburg baute. Der Bergkegel gehörte nämlich den Herren von Frankenstein, die ihn durchaus nicht gutmüthig herausgeben wollten. Klug, wie er war, wußte Ludwig Rath. Eines Nachts kam er mit seinen Rittern, deren jeder einen Korb mit echter thüringischer, dem Boden der Schauenburg (wo Ludwig residirte) entnommener Erde trug, auf der Bergeshöhe an, ließ die Erde ausschütten und auf diesem seinem eigenen „Boden" einen Bergfried errichten. Da die Frankensteiner vergeblich Widerstand leisteten und der Burgbau inzwischen munter gedieh, wendeten sie sich klagend an den Kaiser. Ludwig aber betheuerte, er habe auf seinen Grund und Boden gebaut, und er zog hinauf auf den Berg, stieß das Schwert in die Erde und schwur, daß diese Erde ihm erb- und eigenthümlich zugefallen sei von seinem Vater. Durch diese mehr als eigenartige Schlauheit kam er denn auch zum Ziele: er behielt den Berg. Die Burg selbst aber wurde zur Zeit der Hungersnoth gebaut, die Ludwig nicht abhielt, das Dach dieser Burg mit vergoldetem Kupfer decken zu wollen. Hiergegen aber — o Zeiten! — legte das Reich Verwahrung ein und so begnügte sich der „Springer" mit einer Bleibedachung. — Als die Burg fertig dastand, ließ Ludwig zu ihren Füßen in weitem Umkreis herum eine große Mauer ziehen, zu der jedes thüringische Dorf beisteuern, an der es mitarbeiten mußte. Da mag es denn eine Lust gewesen sein zu bauen und wieder zu bauen und Ludwig II. von — Thüringen zu heißen.

Die Decke des Saals ist aus hölzernem Sparrenwerk gefügt, sie schließt sich auch hierin der Wartburg an, wie denn auch Etzel's Palast eine derartige Decke gehabt zu haben scheint, wenn anders man die Aufforderung Hagen's an die Wand des Saales zu treten, damit nicht die Brände „vallen ûf iwer helmblant" in diesem Sinne verstehen will. Hier zeigt die Decke vier große Kronleuchter, die im Wesentlichen die alten romanischen „Kerzstale" als Vorbild nahmen, aber in ihrer feineren und reicheren Ausführung selbständige Arbeit zeigen. Nicht weniger als sechs ähnliche, aber allerdings kleinere Leuchter hängen in den Saalgang herab, während an den Langseiten des Saals je fünf vergoldete und mit farbigen Steinen und Gläsern geschmückte Lichtträger stehen, deren jeder Raum für 25 Kerzen giebt. Je nach dem Wunsche des Königs wurde Stearin oder Wachs gebrannt. Wenn alle diese Kerzen — gegen 600 — angezündet waren, mochte allerdings die märchenhafte künstliche Helle, die der König zugleich mit der von ihr strömenden Wärme so gern auf sich wirken ließ, nichts zu wünschen übrig lassen. Oft

ließ er den Saal, die ganze Burg aufstrahlen in der Fülle des Lichts, nur um von der Marienbrücke aus hernieder zu schauen auf sein leuchtendes Walhall. Da mag man ihn noch jetzt gern suchen auf seiner einsamen, weltfremden Höhe und sich mitfreuen an seinem von allem Irdischen losgelösten Genießen, mag man in Gedanken mit ihm jenen „palas" vor sich sehen können, von dem es im Parsifal heißt:

„Hundert krônen dâ gehangen was,
Vil kerzen druf gestozen."

Rings an den Wänden standen in dem alten Burgsaale Bänke und Ruhelager, derweilen die Tische nur zur Eßzeit hereingebracht und dann wieder fortgetragen wurden, damit der weite Raum der Entfaltung des ritterlichen Lebens, dem Spiel und Tanz und Sang voll und ganz zugänglich sei. Und an solcher Kurzweil war ja das Mittelalter unendlich reicher als unsere angeblich vergnügungssüchtigste aller Zeiten, die aber doch ergiebiger ist an Mühe und Arbeit als irgend eine vor ihr, aber freilich auch desto unergiebiger an naiver zu Poesie verklärter Freude. War dann das Gelage zu Ende, das nicht selten so lange währte, daß mehr als eine deutsche Medea vergeblich ihren Jason zur versprochenen Schäferstunde erwartete — Trojanerkrieg! — dann übernachteten die Gäste auch noch in diesem zu Allem dienenden Saale, wobei es dann öfter vorkommen mochte, daß sie sich zu guter Letzt mit den Kopfkissen bombardirten, wie Artus mit seiner Massenie that, da er bei Marke zu Gaste war.

Auch hier in unserm Saale stehen solche Bänke, freilich in auserlesener Schönheit. Jede zeigt in ihrer reichen allegorischen Schnitzerei ein beständiges Wechseln der Motive, und die roth und grün und golden strahlenden Seidenpolster werden wohl auch zuvor nicht ihres Gleichen gehabt haben an königlicher Pracht. Gleich reiche Abwechselung zeigen natürlich auch die hölzernen Träger, die von Gallerie und Wänden herunterlugen, und endlich auch die Unmenge Säulen, die Bogenleibungen und Archivolten. Das Thier- und Laubornament ist sowohl bei dem Schmuck einzelner Wandtheile, wie natürlich auch bei der Ausarbeitung der Kapitäle in ähnlich feiner und mannigfaltiger Weise gestaltet worden, wie es eben zu Anfang des 12. Jahrhunderts in der besten Blüthezeit des romanischen Stils der Fall war und deren Widerbild wir noch heute namentlich an der Burg von Gelnhausen betrachten können.

Die säulengetragene Sängerlaube, auf die das eine unsrer Bilder voll hinüber weist, bringt mit ihrer Urwaldlandschaft, die in ihrer Mitte Ygdrasill, die Weltesche der Edda, trägt und in deren Nähe die Weltquellen sprießen, ein wildes, ungebändigtes Element in diesen heiter-sinnigen Saal. Und wenn man will, mag man ohne Noth auch hier eine zweifache Verkörperung unserer Volksseele sehen. Dort das ungebändigte germanische Urwesen, hier im Saale dagegen seine in die Cultur hineingewachsene, zu fast rein geistiger Abklärung gelangte Entfaltung. Der Blick auf die Wandbilder steigert noch die Lust zu solchem Vergleich. Diese Bilder, die ich hier nicht einzeln aufzuzählen brauche, da unsere Wiedergabe derselben die Unterschriften enthält — wobei ich übrigens darauf hinweisen will, daß sie ihr Schöpfer August Spieß in einer reichen Lichtdruckausgabe besonders herausgegeben hat — stellen ja Parsifal dar!

Derartige Verzierungen der Wände durch schöne Malereien waren allerdings in der alten romanischen Burg etwas Seltenes. In der Regel war das Mauerwerk nur einfach geweißt. Freilich, an Schmuck fehlte es dabei doch nicht; denn zur Zeit besonderer Festlichkeiten hing man kostbare, nicht selten von der Burgherrin und ihren Frauen gestickte Teppiche auf. Man nannte solch einen oben mit Ringen durchsetzten und von hölzernen „ricken" getragenen Wandschmuck den „umbhang", von dessen Wichtigkeit

man sich schon daraus eine Vorstellung machen kann, daß ihn ein Dichter jener Zeit in einem uns verlorenen, aber von Gottfried von Straßburg gelobten Gedichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat. Die Raumtheilung in den früher besprochenen Zimmern unserer Burg zeigt eine freie Verwerthung solchen „umbhangs", der übrigens in den alten Burgen sich nicht dicht an der Wand dahinzog, sondern so breiten Raum gab und dabei so völlig bis zum Boden reichte, daß man ungesehen dahinter entlang gehen konnte. Aus dem Alexanderliede, dem Peire Vidal und andern Zeugen der Zeit erfahren wir, daß diese oft aus dem Orient eingeführten Teppiche (tapiz sarazinois) sogar nicht selten stark parfümirt waren und mit ihrem Dufte den Saal erfüllten. Zum Ueberfluß äußerte sich der Zeitgeschmack an ihnen auch dadurch, daß wie an Kleidung und Reitzeug, so auch an ihnen, und zwar an ihren unteren Enden allerhand kleine Glöckchen und Schellen angebracht waren, ein Vergnügen, auf das ja der Klimbim unserer Bettelarmbänder und verwandter Spielereien wieder einmal hinausläuft.

Natürlich waren die auf diesen Umhängen zur Verwendung gelangten figürlichen Darstellungen sehr verschiedener Art. Bald begnügten sie sich einfache Thier- oder Laubornamente zu geben, bald aber enthielten sie breit und kunstreich ausgeführte Vorwürfe aus Sage und Geschichte und nicht am seltensten aus der heiligen Schrift. Diese Umhänge wurden je nach Gelegenheit in anderer Weise, so als Fußteppiche, als Stuhlverzierung und zuweilen auch als Schmuck der für die Turniere erbauten Gerüste benutzt, wie sie ja auch in späterer Zeit bei besonderen Festlichkeiten zum Schmuck der Häuser dienten.

Aus diesen Hinweisen mag man in Erinnerung unserer Bilder wohl zugeben, daß die in Neuschwanstein gegebene Ausschmückung, wie weit sie auch über die von ihr dargestellte Zeit hinausgeht, doch in allem Wesentlichen aus dem Geiste jener Zeit herauswuchs. Aus dem eigenartigen Schmuck der Wände wird man den Weg zum Gobelin und zu der wie in König Ludwigs Bauten vielfach, so auch in diesem Saale benutzten Gobelinmalerei auch schnell genug finden; wozu ich noch bemerken will, daß schon in jener Zeit hie und da auch gemalte Teppiche zum Schmuck der Räume dienten. Daß im Uebrigen die eigentliche Wandmalerei, wenn auch sehr selten, so doch sehr früh geübt wurde, wissen wir von Karl dem Großen, der den Saal zu Ingelheim theils mit den Thaten der Römer, seinen eigenen und denjenigen seiner Vorfahren schmücken ließ. Natürlich war diese ganze Art des Schmucks — wie auch das bei Festlichkeiten übliche Bestreuen des Saals mit frischem Grün und duftenden Blumen — von der Kirche gekommen, die sich übrigens selbst durchaus nicht auf religiöse Darstellungen beschränkte, sondern auch hie und da die Verherrlichung weltlicher Thaten gab.

Das Heiligenbild, das gewöhnlich oder stets in dem alten Burgsaale anzutreffen war, fehlt hier. Freilich, dafür ist das Gralswunder gestaltet in seiner sieghaften Versöhnung, ist der in religiöse Verklärung sich läuternde Kampf des Menschen hier dargestellt. Und dieser Kampf um die innere Befreiung heißt: Parsifal.

Es liegt in der Natur der Malerei, daß sie uns nie so weit führen kann wie die Dichtung, und so müssen wir auch hier, so prächtig sie das äußere Wesen, den äußern Kampf Parsifals veranschaulicht, uns schon hinflüchten zu dieser Dichtung, ja von ihr wieder zurück über Zeit und Erfahrung der Jahrhunderte hinweg zur Höhe der neuen Zeit empor, wenn eben wir all die Kunde vernehmen sollen, die von Parsifal ausgeht. Im Grunde bedeutet er ja den durch langen Kampf erlangten, bewußten Verzicht auf allen äußerlichen irdischen Wandel und das Ringen nach einer allein die wahre Seligkeit spendenden

Verinnerlichung des Menschendaseins. Daß uns Wolfram von Eschenbach dabei diejenige Klarheit schuldig blieb, deren eine versöhnende Philosophie bedarf, daß er zu keinem Heil führte, das ein Dante erschloß, nicht zu dem, das ein Goethe in dichterischer Verklärung in die Menschheit stellte, braucht uns wenig zu kümmern. Der große, deutsche Dichter des Mittelalters konnte naturgemäß nur die Ideen gestalten, deren Keime in seiner Zeit lagen.

Aber wenn er dem heutigen Menschen, der ein stolzeres Ideal in der Seele trägt, die Erlösung schuldig bleiben mußte, so zeigt er ihm gewissermaßen den Anfang seiner Entwicklung. Bei ihm zuerst ist das Menschenschicksal in des Menschen eigene Brust gelegt, so daß sich das Fatum aus der Objectivität des Allgemein-Menschlichen verklärt zur Subjectivität des Rein-Menschlichen.

Gerade Parsifals Ankämpfen gegen das Aeußere und sein schließliches Verzichten auf dieses umfängt uns hier in diesem Saale mit unsagbar seltsamem Zauber, und im Dahinschreiten leihen wir unwillkürlich diesem Parsifal die Züge unseres Ludwig. Wie weit auch sich die Wege trennten, die Beide wandelten, so war doch der Beginn derselbe. Dort, das Bild, da Jungparsifal zum ersten Male Ritter sieht, stellt diesen Beginn in's Licht: Ueberwältigt sinkt der Knabe vor der neuen Erscheinung, die ihm den Reiz seiner Jugendträume verkörpert, nieder. Ritterlicher Sinn, ritterliche Thatenlust waren ihm absichtlich verkümmert worden. Die weltkundige Mutter hielt ihn absichtlich der Wirklichkeit und ihrer Gefahr entrückt, um dafür seine Phantasie groß zu ziehen an dem in beseligenden Farben geschilderten Gottesbilde. Und nun sieht er die Ritter. Wie eine Offenbarung treten sie in seine Seele. In glänzender Pracht hatte das Gottesbild des Umfaßbaren in ihm gestrahlt und nun steht diese Erscheinung des Wirklichen ihm so bezaubernd gegenüber, daß er Beides vergleicht, in Beidem eins sieht, mit einem Wort die Wirklichkeit dem Ideal verbrüdert. Und nun — es ist unnöthig zu sagen, daß alles Dies das Erwachen der Jünglingsseele, da das Gefühl mit dem Verstande durchgeht, verkörpert — hält ihn nichts mehr, er muß fort, muß hinaus in die Wirklichkeit, muß voller Hoffnung immer neuem Hoffen entgegen. Die Mutter läßt ihn ziehen, weil sie muß. Aber sie kleidet ihn in das Narrenkleid — welch feiner Zug! — daß der Thor nur um so schneller zu ihr zurückkehre, mit einer Enttäuschung sich begnüge, statt Ideal um Ideal zerschunden und zerbrochen vor sich zu sehen.

Aber wo der Jüngling zur Größe schreiten will, hilft kein Mahnen und kein Zuruf der Mütter. Ob sie bangen über die gefahrvolle, wieder und wieder den Abgrund steifende Läuterung des Lieblings, ob sie, wie Parsifals Mutter, zu Grunde gehen an Angst und Gram um den „verlorenen" Sohn: der muß weiterschreiten dem unbekannten Ziel entgegen. Unnöthig zu sagen, daß keine Zeit eine gleich großartige Schilderung des „reinen Thoren" geben könnte, als die unsere. Niemals gab es größeren Ausblick für ein begeistertes Jünglingsauge — und deshalb auch niemals Ausblick auf größeren Kampf und größere Gefahr — als gerade heute. Und von heutiger Betrachtung aus bleibt uns „Parsifal" gar viel schuldig und nicht zum wenigsten die volle Erläuterung des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit und dessen endliche im Erdendasein ruhende Versöhnung. Bei Parsifal kommt die Enttäuschung natürlich gar schnell. Nirgends entspricht die Wirklichkeit der Vorstellung, und schon nach der ersten trüben Erfahrung an Artus' Hofe zieht er sich in sein Inneres zurück, um endlich, da er das nahe Heil des Grals durch gewissenhafte Befolgung falsch verstandenen Raths, absichtslos mit Füßen trat, Zorn und Trotz und Gotteszweifeln sich zu überlassen.

Bis hierher drängt sich die Aehnlichkeit mit dem Parsifal, der in Hohenschwangaus Wäldern weltfremd emporwuchs, geradezu auf. Die große Verschiedenheit ihres Beginnens erweist nur die größere Aehnlichkeit ihrer Begabung. Sicher ist, daß auch dieses schöne Königskind niedersank in staunender Bewunderung des Ideals. Und in welcher Herrlichkeit durfte dieses Ideal vor ihm aufstrahlen, da er zum Jüngling herangewachsen sich sagen durfte, er werde die Macht haben, die Wirklichkeit mit diesem Ideal zu verklären!

Jener Parsifal sucht mit allem naiven Egoismus der Jugend Blüthe um Blüthe der Wirklichkeit zu brechen, um sich zu schmücken. Dieser hingegen, ob ihm schon sein nicht weniger naiver Egoismus in der Königskrone den Wonnerausch eigenen Glücks zeigt, will nicht bloß beglückt werden, sondern will auch beglücken. Jener will sich mit der Wirklichkeit zieren, dieser durch sich die Wirklichkeit. Und da er hinaustritt in's Leben, da er handeln darf, wie er handeln will, scheint es ja einen Augenblick, als ob das große Unterfangen ihm spielend gelingen müsse: „Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte" dankt ihm der Sänger entgegen, dessen Dasein sein königliches Wort von Grund aus umgestalten konnte. Und welchen Ausblick in die menschenbeglückende Poesie dieses Königsdaseins erschließen andere Strophen des Wagner'schen Dankeshymnus:

„O König! Holder Schirmherr meines Lebens!
Du, höchster Güte wonnereicher Hort!
Wie ring' ich nun, am Ziele meines Strebens,
Nach jener Deiner Huld gerechtem Wort!
In Sprach' und Schrift, wie such' ich es vergebens;
Und dort zu forschen treibt mich's fort und fort,
Das Wort zu finden, das den Sinn Dir sage
Des Dankes, den ich Dir im Herzen trage.

„Was Du mir bist, kann staunend ich nur fassen,
Wenn mir sich zeigt, was ohne Dich ich war,
Mir schien kein Stern, den ich nicht sah erblassen,
Kein letztes Hoffen, dessen ich nicht bar:
Auf gutes Glück der Weltgunst überlassen,
Dem wüsten Spiel auf Vortheil und Gefahr;
Was in mir rang nach freien Künstlerthaten,
Sah der Gemeinheit Loose sich verrathen."

Aber nur scheinbar waren die Winterstürme dem Wonnemond gewichen. Die jungen, kühnen Blüthen erstarrten und unser Parsifal fand leider nicht einmal den Weg, den der Sohn Lohengrins endlich wandeln durfte. Das größere Ideal hatte die größere Enttäuschung gebracht. Was brauch' ich mehr zu sagen! Auch jene Verbrüderung zwischen Sänger und König, der man soviel schlimme Wirkung auf den Königsgeist nachgesagt hat, will ich hier übergehen. Wer sich hineindenken kann in das innere Werden des Königsknaben, wird ob solcher angeblich verheerenden Wirkung nur ein mitleidiges Lächeln haben und allenfalls zornig aufgrollen gegen Die, deren bürgerlicher Freimuth immer und immer wieder sich mißbrauchen läßt von höfischem Klatsch und Neid, um absichtslos immer und immer zu vereiteln, daß ein König im Verkehr mit dem freien Menschen dem Ideal der Völker nahe bleibe. Zudem lebt ja heute ein anderer Großer unter uns, der in Andacht zu den Offenbarungen desjenigen Mannes pilgert, der angeblich ein so großer Zerstörer ist. Und dieser andere Große heißt: der junge Kaiser, der im Uebrigen durchaus keine Neigung zu zeigen scheint die Wirklichkeit, ja die Alltäglichkeit ob solcher Vorliebe zu vergessen.

Aber um zu Parsifal zurückzukehren: dieser hat zwei Vortheile voraus vor unserm König: Kampflust und Liebelust. Unserm Ludwig gegenüber ist er ein kühner Eroberer, während dieser vermöge seiner eigenartigen künstlerischen Begabung unendlich passiver ist und kraft seiner königlichen Herkunft sich zutraut mit bloßer Absicht, bloßem Wollen harmonisches Glück unter die Menschen zu tragen und für sich selbst zu erringen. Und so zartbesaitet ist diese Seele, daß sie bei der ersten jähen Enttäuschung in nimmer zu lösende Verstimmung versinkt. Es ist klar, daß man solchen Thatsachen gegenüber auch nicht mit dem

zur Subjectivität des Rein-Menschlichen verklärten Fatum auskommt. Hier will die Erziehung mit der Vererbung in Zusammenhang gebracht sein, wenn anders das erlösende Wort hervorquellen soll.

Daß Ludwig nichts wissen wollte von äußerlichem Kampf, daß er selbst jenen Herzenskämpfen aus dem Wege ging, die die frauenhafte Kunst des Minnesangs erfüllen, ist nur der Beweis dafür, daß künstlerische Begabung in ihm in besonderer, weitab von landesüblicher Weise gewandter Art zum Ausdruck kam. Diese Begabung ist ein Erbtheil seines Geschlechts. Aber vielleicht darum, weil sie bereits in dem Vater und in dem Großvater, Bayerns großem, noch längst nicht nach Gebühr geschätzten Könige, zu berauschender Blüthe gelangt war, mußte sie in ihm zum Uebermaß gesteigert ihre Selbstvernichtung darstellen. Nicht ungestraft wandelt ein Geschlecht auf solcher Höhe. Gerade in der höchsten Begabung schlummert der Wahnsinn, der in dem, was wir Genie nennen, allerdings um so sicherer gebändigt bleibt und dienstbar gemacht wird, je sicherer er in der bloß genialischen Begabung die Herrschaft an sich reißt. Man mag es drum gern sehen, daß Bayerns künftiger König für die Landwirthschaft schwärmt und über das Wohlergehen der heimathlichen Ochsen mit demselben Wohlwollen wacht, wie vielleicht über dasjenige seiner anderen zukünftigen Unterthanen. Nur durch Verschmelzung gegensätzlich begabter Naturen erhält und verjüngt sich auch das königliche Geschlecht, und es ist besser für die Völker, daß es sich hie und da der überfeinerten Cultur — und in dieser nur blüht die Kunst — bewußt entgegenstelle, als durch die Personification solcher Cultur den Weg zum Cäsarenwahnsinn zu riskiren.

In unserm Ludwig war diese künstlerische Begabung so reich, daß sie sich aus allem Körperlichen verlor, daß sie gewissermaßen nur Nerv wurde. Er konnte nichts Häßliches sehen. Wir haben Beispiele dafür. Schon als Knabe war seine Empfindlichkeit so groß, daß eine Dienervisage ihm regelmäßig übel machte. Als er eines Tages diesen Diener sich entgegenkommen sah, stellte er sich schnell mit dem Gesicht an die Wand, nur um den Eindruck dieser Häßlichkeit nicht empfinden zu müssen. Gerade darum liebte er vermuthlich nicht die Jagd und noch weniger den Krieg. Bei dem Siegeseinzuge im Jahre 1871 hatte er anfangs zugesagt an die Tribüne seiner zu Krüppeln geschossenen braven Soldaten heranzutreten. Schließlich aber siegte doch das Widerstreben. Solche Züge mochten rücksichtslos erscheinen, aber sie waren doch nur die Folge seiner krankhaft überfeinerten Natur. Er konnte nur da leben, wo er gewissermaßen die Harmonie des Schönen einathmete. Hierin liegt vielleicht auch der Grund seiner Vorliebe für die schweigende Nacht, die ihm die Disharmonie des Werdens und Vergehens in der Natur zu verbergen schien. Denkt man sich noch den Zauber, mit dem der Begriff des Königthums ihn erfüllte, hinzu, dann zeigt sein Weg nur zu deutlich das Ende mit Schrecken.

„Grüßt in Walhall froh eine Frau?" Nun, dächt' ich, wäre die Frage doch eigentlich überflüssig. Wenn ja eine heraufgekommen wäre in diese Burg: froh gewaltet hätte sie nimmer. Künstlerehen sind selten glücklich. Und wer sich einbildet ein Künstler zu sein, weiß auch die Gründe. Möglich, daß sich Jungludwig in idealer Schwärmerei einem Frauenbilde nahte, um schnell enttäuscht für immer aller Liebe zu entsagen. Diese Enttäuschung mußte, wie all die andern, um so sicherer kommen, weil seine Seele eine überfeinerte weibliche Psyche war. Im großen Künstler, das heißt, in dem, der das versöhnte Ideal in sich trägt, schreitet höchster weiblicher Sinn mit höchstem männlichen harmonisch einher und dann auch mag eine ideale, in ewiger Brautschaft wandelnde Ehe möglich sein. Erst da war Goethe der große die Menschheit tragende Mensch, als er im Tempel der Grazien zum Priester herangereift

war. Diese Läuterung des Mannes, und richtiger noch des Künstlers, durch die Frau ist allerdings kein ununterbrochenes und in jedem Falle das ihm gefährlichste Vergnügen.

Das eine Wort Jungsiegfrieds, daß eine Frau ihn das Fürchten gelehrt, sagt ja hierüber mehr als genug. Wer hier bestehen will, muß das Zeug zum Lebenskünstler in sich tragen von Anbeginn. Und weil das bei unserm Ludwig ganz und gar nicht der Fall war, mag man sich vielleicht freuen, daß er für immer dem Weibe aus dem Weg ging, daß seiner Natur nach vielleicht von Anbeginn „die Furcht vor der Frau" in ihm liegen mußte. Ja, von Anbeginn; denn selbst wenn man in diesen Verzicht mehr äußerliche Gründe hineintragen wollte — wie man hie und da nicht eben zum eigenen Vortheil und dem der Zeit gethan hat, weil Ludwig durchaus kein Frauenverächter war, sondern allezeit das zum Ueberirdischen verklärte Frauenbild in der Seele trug — löst sich dieser Verzicht folgerichtig aus seiner ganzen Begabung los. Die Gemeinschaft mit dem Weibe zwingt — und um so mehr, je idealer sie gedacht war — jede der beiden in dieser Gemeinschaft in Betracht kommenden Naturen zu beiderseitigem Sichfügen und Sichformen an dem Ebenbilde und durch das Ebenbild des Andern. Wer sich dieser Gemeinschaft naht und dabei ein „So bin ich, so bleib' ich" mitbringt, wer ein „Alles oder Nichts" als Lebensgrundsatz tragen kann, der muß durch solche Gemeinschaft naturnothwendig elend werden, elend wie Derjenige, der in solcher furchtsamen Selbstherrlichkeit Ideale verwirklichen will. Auf den ersten Augenblick sieht solches Trotzen aus wie ungeheure Stärke und ist im Grunde doch nur ungeheure Schwäche, weil das in Gesundheit prangende edle Gemüth immer wieder den Vergleich mit der Umgebung, dem Leben sucht und lieber sein eigenes Ich immer von neuem in die Schanze schlägt, als Gegensätze durch Abgründe zu trennen. Das „Für immer!" — es beziehe sich, auf was es wolle — ist unmännlich, ist krankhaft, und wer es in seine Lebensführung einstellt, ob er nun ein König sei oder ein Handschuhmacher, der hat es zu büßen, wobei in unseren Falle allerdings thörichtschöne Thränen des Mitleids fließen dürfen, wo manche rücksichtslose Verdammniß des Wirklichen schließlich doch nur der übergroßen Tyrannei des Ideals entsprang, wo störrisches Beharren und Entsagen aus der übergroßen Scheu einer Berührung mit gegensätzlicher Wirklichkeit heraufwuchs. Dieser Abscheu vor Berührung, vor Vergleich und den mit ihnen verbundenen Unannehmlichkeiten und Kämpfen, führte naturgemäß unsern König von einem Verzicht zum andern. Freilich nicht zu jenem Verzicht auf positives Glück, zu dem der gereifte, vielerfahrene Kämpfer gelangen mag. Beider Verzichten liegt so weit auseinander wie die Weisheit des Mannes von dem Trotz des Jünglings liegt. Dort bedeutet alles Entsagen die fremde Beglückung und hier alles vermeintliche Entsagen nur das eigene Genießen, das Genießen des Egoismus. Denn diese harmonische Ruhe, die Ludwig sich sichern wollte um jeden Preis bedeutet ein Genießen und beiläufig dasjenige, dem am allerwenigsten ein König sich hingeben darf, weil es wie nichts Anderes in der Welt die Selbstvernichtung in sich trägt. Aber weil hinzukam, daß der König sich nicht von allem Irdischen loslösen konnte, um vielleicht in den Armen der Kirche weltentrückte Seligkeit zu finden, weil er wenigstens einem irdischen Etwas leben mußte mit ganzer Seele: seinen Bauten, mußte der arme Daseinsflüchtling nun erst recht alle Bitterniß und Qual des Daseins leeren bis zum letzten vergiftenden Tropfen.

Ich stieg, nachdem ich den Saal verlassen, der nichts erzählt von solchem Königsweh und solchem Königsende, nach der Marienbrücke hinauf. Dort oben steht man zwischen Himmel und Erde. Unten rast der Pöllat einher in wildem erdrückendem Fall, und oben lagert in heiterer Ruhe die Bläue. Und

dort vor uns strahlt in kraftvoller Schöne die Burg. Und da will uns denn solches Schauen hineinführen in neue schweifende Betrachtung, will es uns zurückführen nach Hohenschwangau, und ob es schon Tag ist, von ihm aus fort über Drachen und Götterburgen in alle ewigen Räthsel hinein, die unser Menschendasein verhüllen.

Wir schauen und schauen: da steht ja die Burg, da leuchtet Walhall und dennoch, auf Augenblicke nur, aber immer von neuem scheint sie entschwunden, hat sich der helle Sonnenzauber in fahles Mondlicht umgewandelt und dort aus den Felsentrümmern ragt gespenstisch ein einziges Bildwerk auf: Ein Drachen, der vor einer umgestürzten Palme lagert. O nein, es ist Tag; hier giebt es nicht Drachen, nicht Palme: Da steht die Burg. Thor! Hier lagert ewige Nacht über ewiger Zerstörung. Zwei nur sind übrig geblieben: Drachen und Palme. Dann aber dringt winterliche Kälte auf uns ein. Was ist denn das? Das ist ein König, der sitzt im Schnee. Jetzt spricht er. Freudig bewegt ruft er aus, daß es eine Wonne sei unter Italiens ewiger Sonne zu wandeln und von ihr so reich beschienen zu werden. Und er sitzt doch im Schnee, im Schnee der Wirklichkeit, während die Sonne . . . Aha, Ideal und Wirklichkeit! Da bist Du ja wieder, Du Drachen und auch Du, Palme. Nichts da, vor uns leuchtet der Tag. Und wir stehen zwischen Himmel und Erde.

Aber wir stehen. Die Brücke scheint zu schwanken — dort, Drachen und Palme! — sie schwankt nicht; wie zart und flüchtig sie auch scheint, sie trägt den Menschen und mit ihm ein Menschendasein: zwischen Himmel und Erde. Und da strahlt ja die Burg, ja, und da ragst Du, Schützer der Burg: Burgfried. Wenn die Gefahr kam, da flüchtete sich Alles zu Dir. Die weiten Räume des Behagens überließ man sich selbst, um in Deiner beschränkenden aber Allem trotzenden Enge das Heil zu suchen. Du forderst Entsagen, aber Du giebst Schutz und im Entsagen den Zwang zu immer neuem herrlichen Kampfe; denn auch die Schwachen birgst Du und für die Schwachen soll der Starke kämpfen, beherzter kämpfen, als für sich selbst.

Ja, es ist wirklich Tag, und es bleibt Tag; und dennoch seh' ich Dich nun, Burg, verklärt und erweitert zum Walhall, zu der Gralsburg des ganzen deutschen Daseins. Und Du, Burgfried, Du bist der Wächter dieses Daseins, Du stehst neben ihm, wie der starke deutsche Gedanke neben dem weichen deutschen Gefühl steht und stehen soll und stehen wird. Und wohin nun auch versöhnt das Auge schweife: zu Dir kehrt es hin mit bewegtestem Blick, weil es von Dir hinaufschwelgen darf zum Sängersaal, zur Welt des Schönen. Und wir pilgern zu ihm, wir wallen zu Dir und zu Dir tragen wir ihn: den heiligen Speer. Und mit uns kommt das herzbewegte Gedenken an Den, der uns zu Dir führte, uns, die wir aus Jungdeutschland kamen, zu Dir führen mußte: an Ludwig, der ein Deutscher war und trotzalledem auch heißen wird: Ludwig der Deutsche.



Ludwig II., König von Bayern.

Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden

[illegible] Schöne die Burg. Und da will uns [illegible] zurückführen nach [illegible] Drachen und Götterburgen [illegible] Menschendasein [illegible].

Wir [illegible] und schauen: da steht ja die Burg, da [illegible] von neuem scheint sie entschwunden, [illegible] und dort aus den Felsentrümmern [illegible] Drachen, [illegible] einer umgestürzten Palme lagert. O nein, [illegible] Zwei nur [illegible]. Da steht die Burg. Thor! Hier lagert ewige [illegible]. Was ist [illegible] Drachen und Palme. Dann aber [illegible] ruft er aus, daß [illegible] Das ist ein König, der sitzt im Schnee. [illegible] beschienen zu werden. [illegible] unter Italiens ewiger Sonne zu [illegible] . . . Aha, Ideal und [illegible] doch im Schnee, im Schnee der Wirklichkeit [illegible] vor uns leuchtet der Tag. [illegible] Da bist Du ja wieder, Du Drachen [illegible] wir stehen zwischen Himmel und Erde.

Aber wir stehen. Die Brücke scheint zu [illegible] Drachen und Palme! — sie schwankt nicht, wie zart und flüchtig sie auch scheint, sie trägt den Menschen und mit ihm ein Menschendasein: zwischen Himmel und Erde. Und da [illegible] ja, und da ragst Du, Schützer der Burg: [illegible] Wenn die Gefahr kam, [illegible] Alles zu Dir. Die weiten Räume des Behagens [illegible] sich selbst, um in Deiner [illegible] aber Allem trotzenden Enge das Heil zu suchen. [illegible] Entsagen, aber Du giebst Schutz und im Entsagen den Zwang zu immer neuem herrlichen Kampfe: denn auch die Schwachen birgst Du und für die Schwachen soll der Starke kämpfen, beherzter [illegible], als für sich selbst.

Ja, es ist wirklich Tag, und es bleibt Tag; und dennoch seh' ich Dich nun, Burg, verklärt und [illegible] zum Walhall, zu der Gralsburg des ganzen deutschen Daseins. Und Du, Burgfried, Du bist der Wächter dieses Daseins, Du stehst neben ihm, wie der starke deutsche Gedanke neben dem [illegible] deutschen Gefühl steht und stehen soll und stehen wird. Und wohin nun auch [illegible] zu Dir kehrt es hin mit bewegtestem Blick, weil es von Dir [illegible] zur Welt des Schönen. Und wir pilgern zu ihm, [illegible] zu Dir und zu Dir [illegible] den heiligen Speer. Und mit uns kommt das herzbewegte [illegible] Den, der uns zu Dir [illegible], uns, die wir aus Jungdeutschland kamen, zu Dir führen [illegible] Ludwig, der ein Deutscher war und [illegible] auch heißen wird: Ludwig der Deutsche.





Ludwig II., König von Bayern.

Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden.

Schloß Linderhof,

Hundingshütte, Marokko und Umgebungen.

Des Königs Wagen und Schlitten.

Schloß Berg.

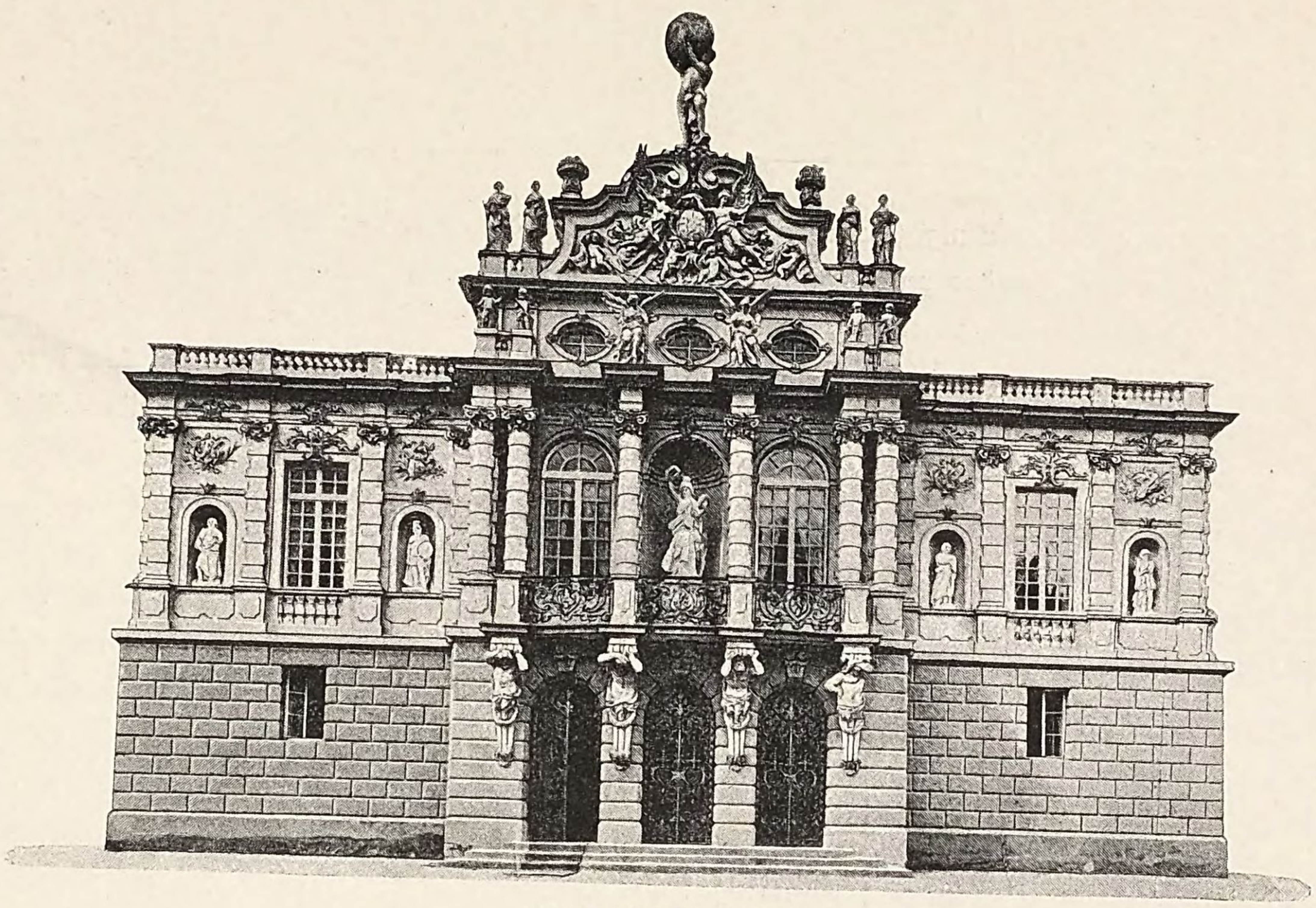
Wintergarten in München. Die Königsgruft.



Copyright Registry Stationers' Hall No. 4187.

Copyright 1888. Peter Kraemer. New-York.

Alle Rechte vorbehalten.



Front des Schlosses Linderhof.

Schloß Linderhof
mit Umgebungen.

Groß, fast übergroß ist die Fülle der Eindrücke, die das Beschauen der königlichen Schlösser gibt. Keine Frage: das Schicksal des Bauherrn thut das Seine, um die Wirkung weit hinauszusteigern. Zu nahe noch liegt des Königs tragisches Ende, als daß diese seine Werke unpersönlich auf uns wirken könnten. Und hierin liegt zweifache Gefahr, die auch der Starke nicht völlig besteht: da es unmöglich ist die Werke des Königs ohne die Person des Königs zu sehen — und obendrein ohne die aus dem Wildwuchs der Sage unklar, um nicht zu sagen gespenstisch zu uns blickende Person — können sie nimmer zu uns reden und uns erfüllen mit dem bloßen Dasein ihrer Existenz. Sie zwingen geradezu zur Ungerechtigkeit, ob diese nun den objectiven Werth mindern oder steigern. Je nach dem Vorurtheil, das ein Jeder als ein mehr oder minder fertiges

hierher trägt, wird die Wirkung schwanken, gleichgiltig ob da geklärteste Einsicht oder ungeklärte sich nahte. Ja, die erstere, der das reife Kunstwerk noch immer zurief: „Du wirst wandeln in Einfalt und Stille", wird gerade hier sich zu erproben haben. Und selbst dann, wenn man versuchte, die treibende Begabung des Königs herauszulösen aus all dem phantastischen Sagengerank, ist die Mühe vergeblich, unbeeinflußt an seine Schöpfungen heranzutreten. Das Dasein der Alten wirkt so unwiderstehlich und dabei so versöhnend auf uns, weil es körperlich wie seelisch vor uns hintritt in wenigen kraftvollen Gliederungen. In all ihrer sieghaften Nacktheit stehen sie vor uns und da will es uns denn scheinen, daß keine Falte ihres Seins und ihres Wirkens verborgen bleiben könne oder auch verborgen geblieben wäre. Hier vereinfachen wir unser eigenes Sein, während wir es bei dem uns näheren Menschen — und vollends dem uns und unserer Zeit verwandten! — vervielfachen und schließlich auflösen in eine nicht zu überschauende Vielheit. Gerade hiermit hängt zusammen, daß wir Allem, was aus unserer Mitte eigenartig emporragt, so selten gerecht werden. Das persönliche Moment hindert so sehr die allgemein menschliche oder künstlerische Wirkung, daß wir beispielsweise schon da viel gerechter scheinen, wo, wenn auch nicht die Zeit, so doch der Ort und vor Allem das Land uns trennt. Wir Deutschen leisten hierin in Folge unserer ganz eigenartigen persönlichen Empfindsamkeit Besonderes, und es ist keineswegs Zufall oder auch böser Wille, daß wir fast immer unsere lauteste Begeisterung in die Fremde tragen und so auch jetzt wieder in der Literatur mindestens drei ausländische Götter oder Götzen anbeten zu müssen glauben, obschon nicht ein einziger derselben den Gedankenschatz unseres Volkes bereichern konnte.

Und haben wir ja einmal den großen Schritt vollbracht und die uns nahe Größe begreifen gelernt, dann stellt sich in demselben Augenblick, da wir aufjauchzen möchten in stolzer, heimischer Freude, das wundersame Hansmichelgefühl ein und weist unsern Stolz und unsern Jubel tief in uns hinein, daß sie dort sich ausfreuen. Aus Züchtigkeit und Scham fügt sich dieses jedem ernsthaft begabten Volke mehr oder minder eigene Gefühl zusammen und in uns Deutschen so lange schon und so unwiderstehlich, daß es ein wesentlichster Bestandtheil unseres Volksempfindens wurde. Daß im Uebrigen unsere so oft in Nörgelsucht entartende kritische Begabung noch immer das Ihrige that, um dem mit und neben uns Schaffenden den Sonnenstrahl zu versagen, dessen auch ein selbstloses Mühen bedarf, wissen wir ja auch. Aber jedenfalls liegen in den hier angedeuteten Linien unserer Begabung und keineswegs in der jahrhundertlang uns vorgeworfenen Sucht und Lust an elender Ausländerei die Ausgangspunkte der Ungerechtigkeit, mit der wir der heimischen That begegnen. Wir scheuen — was auch die letzte schöne Zeit an Ausnahme gebracht — das laute Lob und wir fürchten obendrein uns dabei zu — „compromittiren". Der Deutsche ist eben ein Prachtkerl, der in jedem Augenblick an Alles denkt und selbst da, wo er etwa aufstrahlt in heiliger Freude zu dem verklärten Bilde seines großen Kaisers, sich ganz leise wohl, aber nicht eben unbestimmt, der heimlichen Speichelleckerei verdächtigt. „Was könnte man sich und Andern Freude machen, wenn die leidige ‚Gêne' nicht wäre", meinte eine deutsche Frau, die mit diesen paar Worten dem ganzen hier ausgesprochenen Gedanken unabsichtlich den rechten Ausdruck leiht. Wir waren bei leichtem, plauderndem Wandern im Berliner Thiergarten einem Manne begegnet, der einsam dahinschritt, und ob er schon das lautere Gold großer Gedanken in sein Volk gestreut hatte, nicht eben bloß von den Berliner Unsterblichkeitsagenten vernachlässigt wird. Daß ich's gestehe: der Zufall hatte

es gewollt, daß seine große geistige Persönlichkeit gerade da in uns die lebendigste sein mußte, als wir ihn nun auch körperlich vor uns sahen. Man hätte hingehen mögen und sagen: „Segne mich!“ Sie aber hatte schon zu den am Busen prangenden Blumen gegriffen, um sie ihm zu reichen: — mangels des Lorbeers, der bekanntlich nur auf dem Berliner Asphalt, nicht aber im Berliner Thiergarten wächst. Aber: dem Wollen folgte kein Vollbringen; der günstige Augenblick entschwand und — die „leidige Gêne“ konnte sich wieder einmal ihres Sieges ärgern.

Wie ich dann erfuhr, hat die Dame ein ander Mal doch den Muth gefunden und den einsamen Mann mit aufrichtiger Begeisterung geschmückt. Ein holder Verkehr ist die Folge geworden, der Beiden geholfen hat über so manche gramvolle Stunde sich schließlich doch hinüberzulächeln. „Hat die Dame den Muth gefunden“: das ist es! Die weibliche Natur ist rhetorisch beanlagt und damit zu schneller, um nicht zu sagen oberflächlicher Aussprache ihres innersten Gefühls unendlich leichter geneigt als der bedachtvolle Mann. Darum wandelt, wo immer ein eigenstes Thun sich kämpfend in die Zeit stellte, so gern der Chor lobsingender Frauen. Und darum scheinen weiblich begabte Völker so reich an lauter Würdigung des Heimischen. Hört der Franzose seine „Marseillaise“ spielen, dann jubelt er mit; und der Russe, wo er auch weile, erhebt sich beim Klange seiner Nationalhymne, entblößt das Haupt und fühlt in süßen Schauern die Nähe des heiligen Vaterlandes. Das sind kleine, scheinbar äußerliche Züge und doch bauen sich auf ihnen schließlich diejenigen Elemente auf, die solchen Völkern die naive Pflege ihrer Eigenart und in ihrer künstlerischen Bethätigung den besonderen Stil gestatten. Bei ihnen lebt und webt das individuelle Spiel der Kräfte, während wir unsere Natur zu einem allumfassenden Universalismus emporgeläutert haben. Kein anderes Volk wetteifert darum mit uns an innerem, weltlosem und doch weltumspannendem Genuß, aber freilich, kein anderes wandelt deshalb in so großer Gefahr sich selbst zu verlieren und in dem All der Kräfte aufzugehen, als wir. Ich sollte eigentlich sagen: wandelte; denn das ist es ja, daß mit der siebziger Zeit eine Verjüngung in unser Blut kam, die uns der Ueberreife entführte, um neuem Blühen uns entgegenzuführen. Die uns umgebende äußere Gefahr mindert die innere, weil sie uns zwang und täglich zwingt nicht die Menschheit, sondern — ein Deutscher zu sein. Es gibt aufrichtige Warner genug im Reich — der unaufrichtigen zu schweigen —, die ob der neuen Wandlung wehklagen und in dem Ringen und Gähren des neuen Werdens nichts sehen können von holder Blüthe, von beseligender Frucht; und auch im Auslande vergießen etliche wohlmeinende Ritter vom Geiste mehr oder minder ernsthafte Thränen.

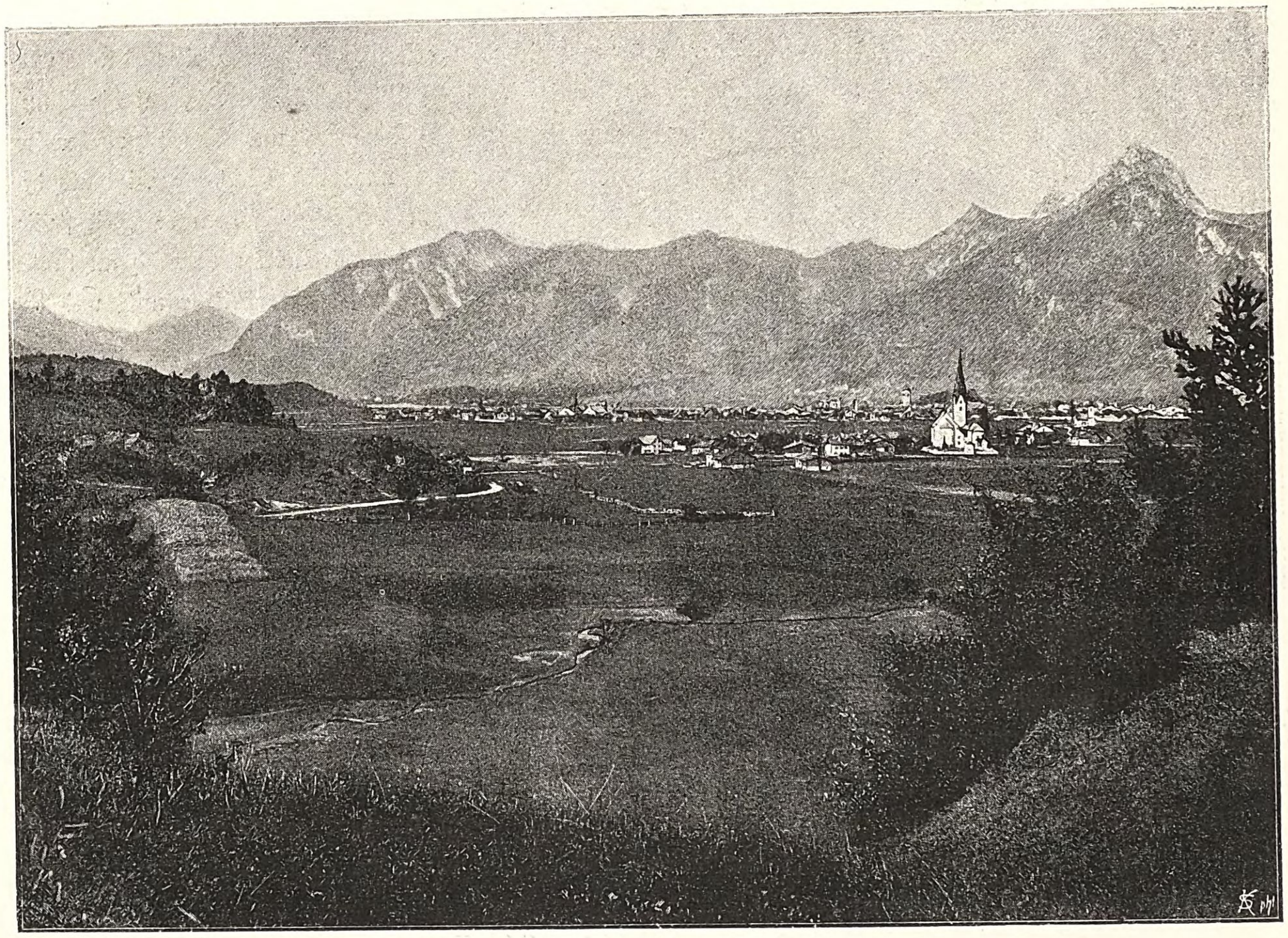
Nun, wir meinen es anders: der große weltbürgerliche Zug lebt trotzalledem in uns fort und wird uns hindern in engherzigem Egoismus zu verknöchern und zu versumpfen. Und schließlich werden wir doch in der Entfaltung unseres höchsten geistigen Gutes eine Reife zeigen, die auf Erden noch niemals war. Und diese Reife wird die prangende Harmonie darstellen, zu der Individualismus und Universalismus sich verbunden haben werden im deutschen Menschen.

Nein, seien wir ohne Sorge: wenn dereinst über alles Erdenleben unheilbare Zerstörung schreitet, werden zuletzt noch in eisernem Trotz deutsche Eichen ragen, wird zwischen dem Weltenschutt unsere blaue Blume träumen und — lächeln.

Wer sich vergegenwärtigt, was ich auf früheren Seiten über König Ludwig schrieb, wird in dem, was ich eben sagte, die Wege sehen, die zum König hin und vom König fort führen. Das Betrachten

des vielgeschmähten Lustschlosses Linderhof mag nicht ohne Vortheil sich dieser Andeutungen erinnern und unsere weitere Wanderung wird auch die Gründe in sich tragen, die mir diesen Hinweis rathsam machten.

Ein Vergleich Linderhofs mit Neuschwanstein ist eigentlich ganz und gar nicht gegeben. Und doch drängt er sich auf, setzt er sich fest und jagt Empfindung und Gedanken auf und nieder. Noch in der Erinnerung, ja in dieser mehr noch als vorher, steigert sich das Ergebniß solchen Vergleichs und



Reutte.

will uns schließlich mit nervöser Verstimmung erfüllen. Das macht: wir jüngeren Deutschen suchen mehr das einheitliche als das vielgestaltige Ideal: Denken und Thun wollen eins sein, wir wollen die selbstgewählte Beschränkung, um in ihr desto stärker zu werden und uns desto eigenartiger zu entfalten. Neuschwanstein aber erschien uns schließlich wie wir es sahen und vielleicht sehen mußten: als die entzückende Hülle, als der Kunst gewordene Inhalt dieses unseres Ideals. Und nun erblickten wir auf demselben Boden, nur wenige Stunden entfernt von der „Götterburg" ein sinnbethörendes Schlößchen, das all unser Empfinden zu belächeln und nicht übel Lust zu haben schien uns fortzuführen aus Kraft und Pflicht in eitel Pflichtvergessenheit und üppige Faulenzerei.

In meiner „Schweiz“ nannte ich die Regina montium (Rigi) die Bergkokette, die zu den Riesenjünglingen des Berner Oberlandes — denen nur eine Jungfrau lebt — hinüberwinkt. Zu ähnlichem, im Ausdruck nur noch sehr entschiedenerem Vergleich reizt Linderhof, obschon die reiche, fügsame Ordnung seiner Gartenzeilen abzuwehren und zu sagen scheint, die Dirne wäre besser, als ihr pariserisch geschminktes Gesichtchen ahnen lasse.

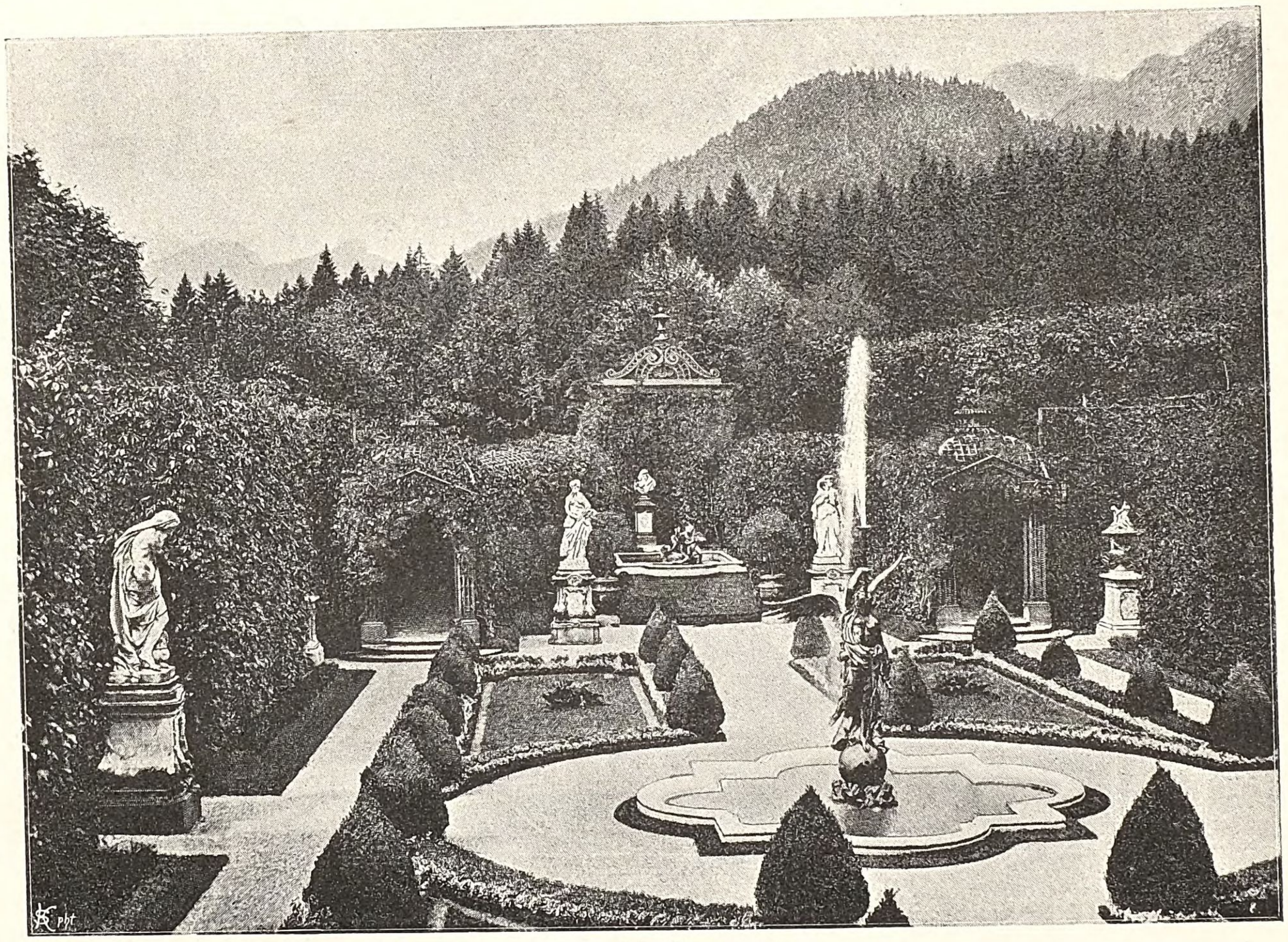


Plansee.

Doch, daß wir sicherer gehen im Urtheil und nicht selbst verkommen in der Gefahr, die wir oben angedeutet, wollen wir uns der Fahrt erinnern, die wir einherkamen:

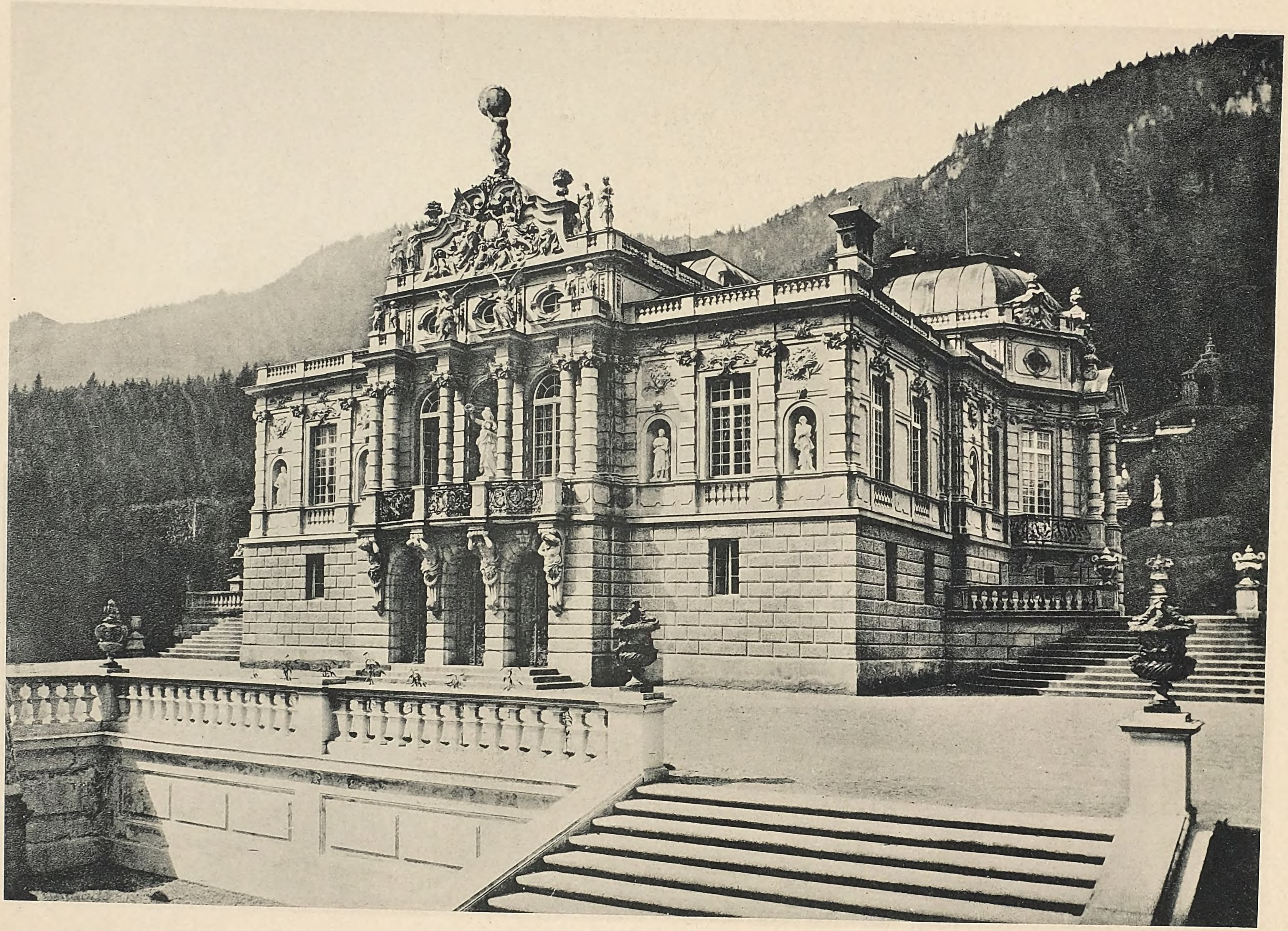
Zwei Wege kommen hauptsächlich in Betracht, wenn man von Neuschwanstein und Hohenschwangau aus nach Linderhof will. Hat man Marienbrücke und Jugend besucht, so kehrt man zur nahen Straße zurück, welche die Pöllatschlucht entlang bis zum Jagdhause Bleckenau führt. Sieben Stunden weit zieht sich der Weg bis Linderhof dahin. Der ruhige Wanderer wird dabei sich wohl fühlen. Das begleitende Rauschen der Pöllat, die mit „glitzernden Fäden von allen Seiten die Quellen aus den Schluchten zieht und zum Flüßchen erstarkt in finstern unzugänglichen Klammern braust und donnert,

erhöht den lebendigen Reiz der Waldeinsamkeit. Bald führt ein vielfach gewundener Reitweg empor und gibt von seiner Höhe einen Weiheblick auf die drunten webende Waldwelt. Den Schützenweg geht es dann hinunter zur Ettaler Straße und dann weiter nach Linderhof, dessen Forsthaus dem müden Wanderer ein wohliges Lager gibt, wenn anders die Nerven wacker genug sind, um Radau und Gejodel, die hier kein Ende nehmen, zu ertragen. — Da ich zum ersten Mal in Hohenschwangaus Prachtnatur



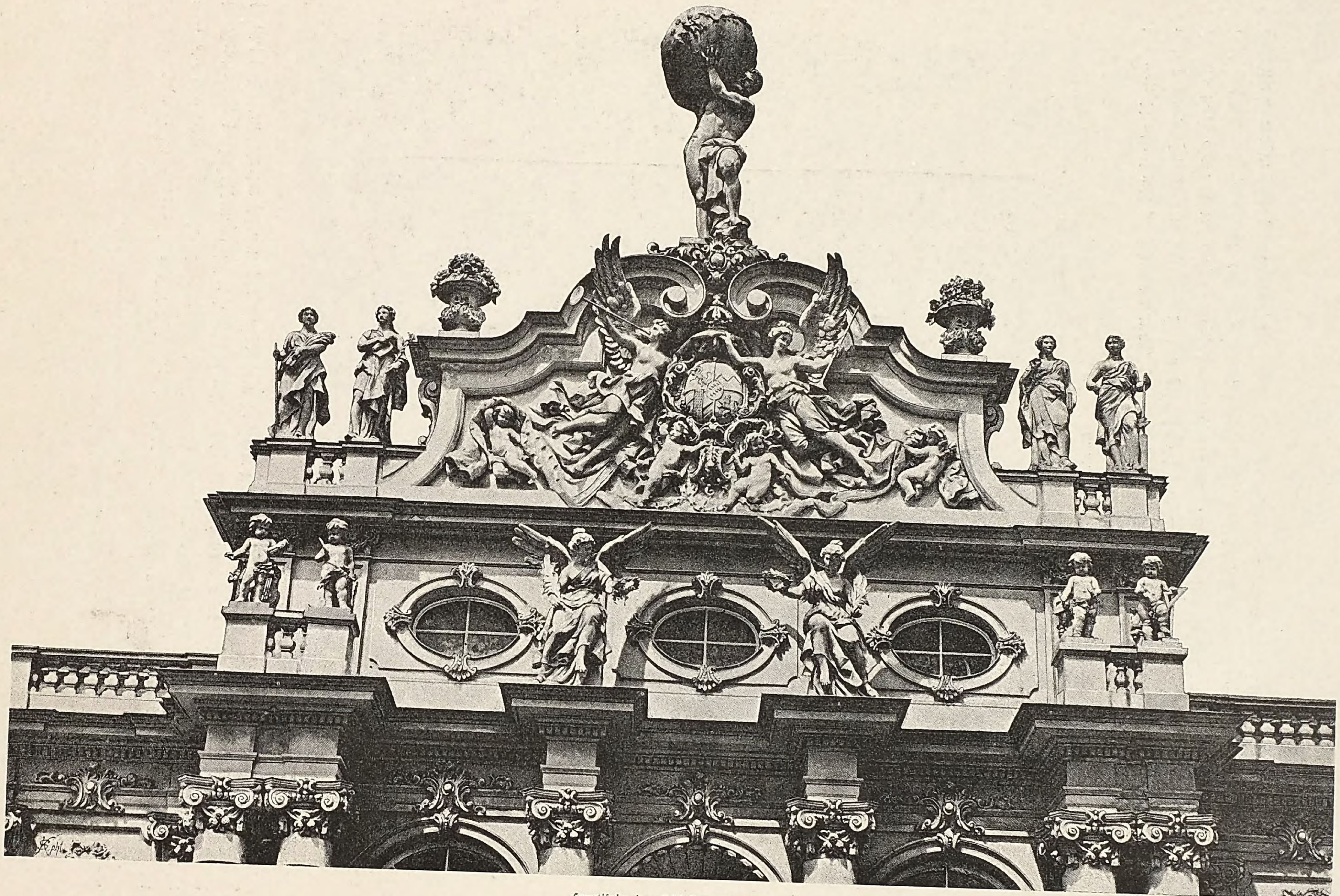
Gartenanlage bei Schloß Linderhof.

weilte, war ich den andern, bequemeren Weg gefolgt. Tagelang hatte ich den — aufregenden Frieden dieser Prachtnatur auf mich wirken lassen. Ich hatte geglaubt wenigstens ein Etwas der großen Empfindung, die mir das Betrachten der beiden Burgen und der immerwährende Vergleich mit ihrer Landschaft gebracht, aufschreiben zu können. Aber es war nichts damit und wieder einmal offenbarte sich die alte Wahrnehmung, daß die Größe erst dann gestaltend in uns wirken kann, wenn wir aus ihrem Erscheinungskreise heraustraten. So war es nichts mit der erträumten idealen Sommerfrische Hohenschwangau und ich entschloß mich an einem späten Nachmittag die sich bietende Gelegenheit zu nehmen und mitzufahren über Füssen nach Reutte, um am andern Morgen den Plansee entlang nach Linderhof zu streben.



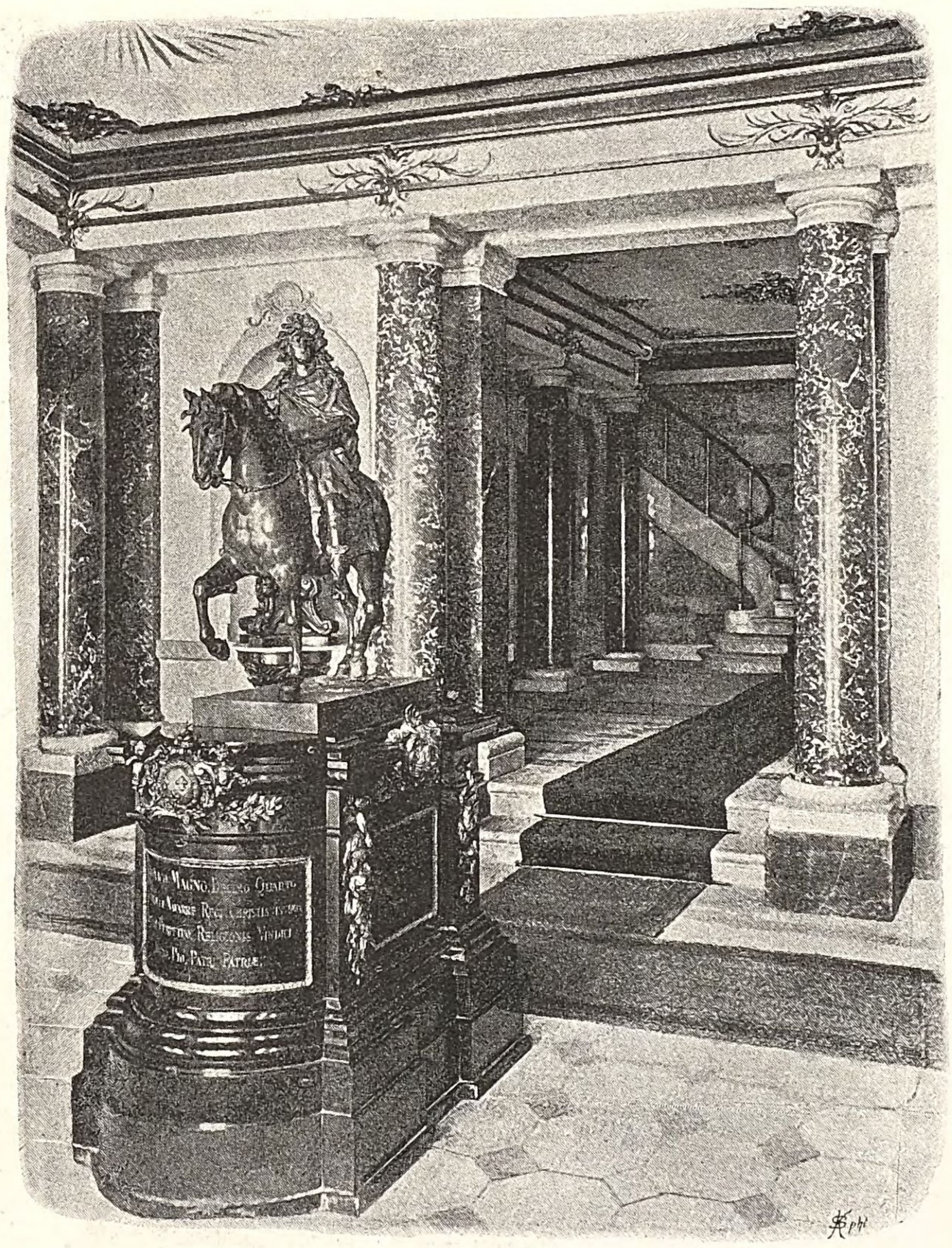
Schloß Linderhof.

Nach der Naturaufnahme G. Böttger's in München, in Lichtdruck von Jul. Klinkhardt in Leipzig.



Frontispice des Schlosses Linderhof.

Und wieder war das Glück hold: in heißer Junigluth hatte der Tag geschmachtet und nun kam ein thaufrischer Abend. Bevor wir den Wagen nahmen, war es nöthig wegen sicherer Unterkunft in Reutte sich zu befragen. Einige Kutscher widerriethen, der unsere aber wußte genau, daß in dem jetzt so viel besuchten Tiroler Flecken für einige Fremde sicher noch Platz wäre. Und da auch ein Velocipedarius,

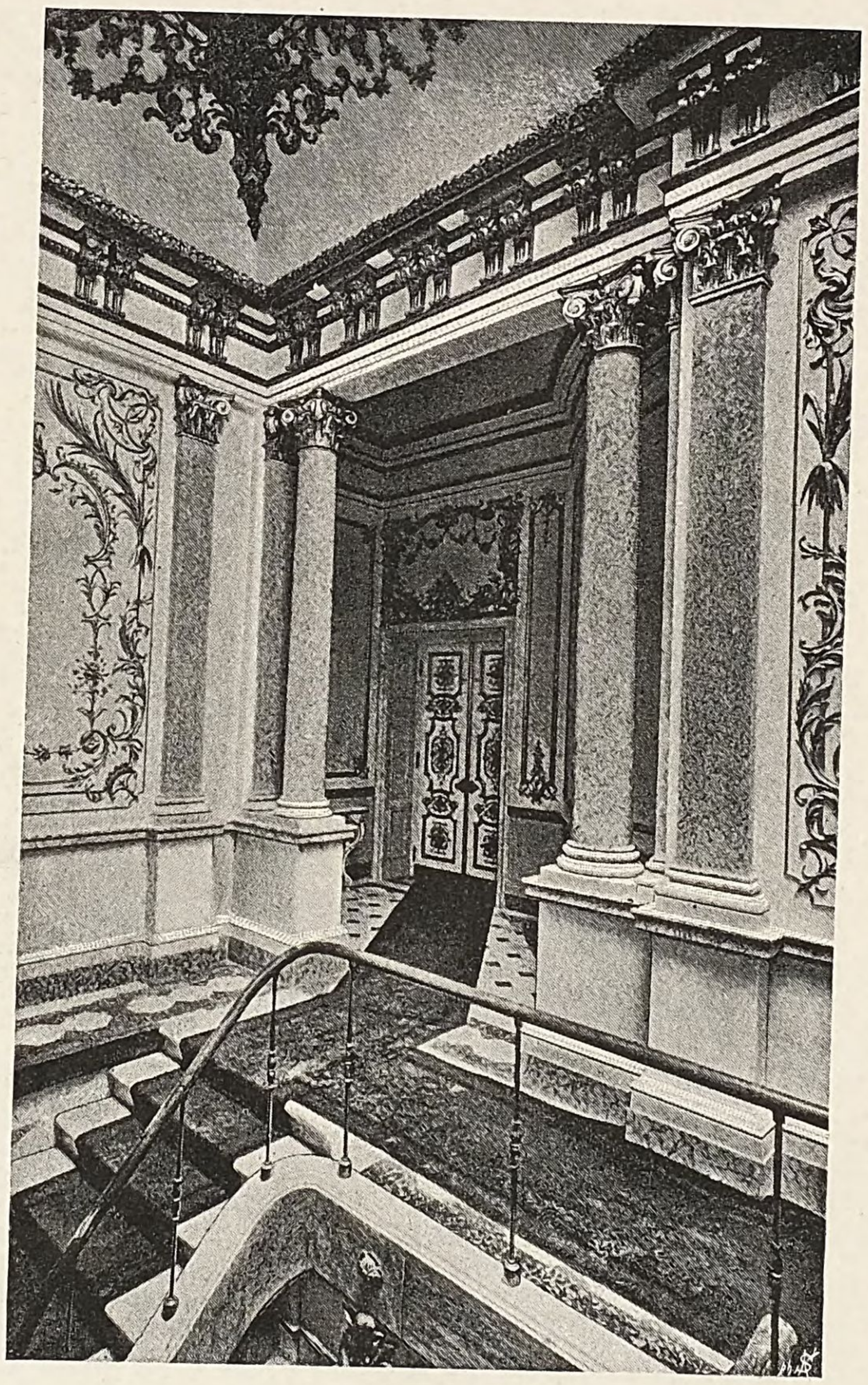


Eintrittshalle.

der von Reutte herübergekommen war, zustimmte, ging es, allerdings doch später als wir gewollt, auf und davon. In weiten schnellen Sätzen griff das Pferd aus, als ob es beflügelt hätte sein mögen, um uns so bald als nur möglich hinauszutragen aus dem Zauberkreise dieser Landschaft. Bald war sie denn auch entschwunden, und ob es auch schien, daß der Schwan auch fürder vor uns dahin zöge, brachte die ungestüme Bewegung des Pferdes doch Lust und Gefallen an gesunder Betrachtung des Wirklichen. Dann hielt der

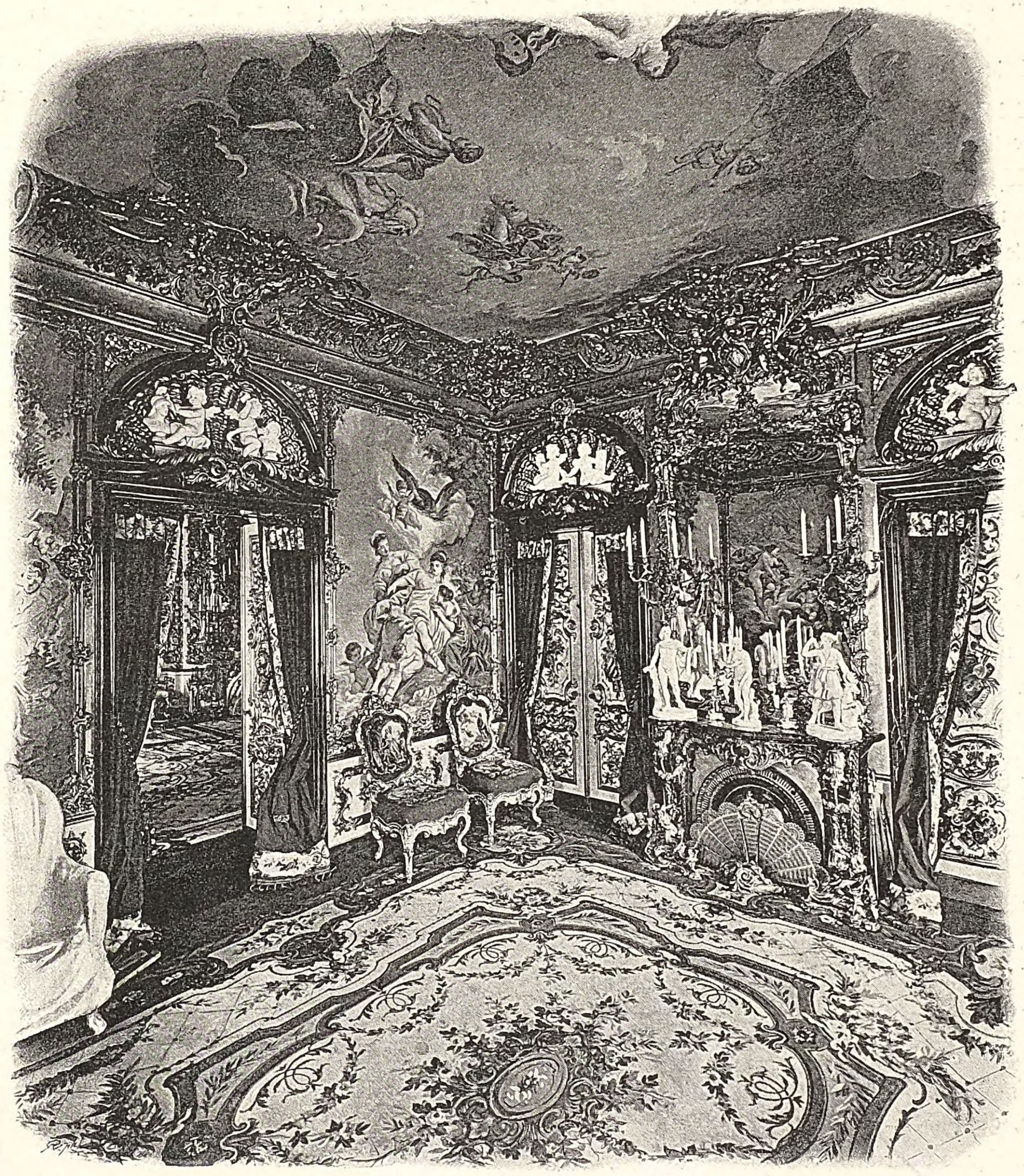
Kutscher, ein blutjunger derber Bursche aus Füssen, plötzlich an, um — eine kleine Rede zu halten. Und der angenehme Sinn dieser Rede war der, daß wir in Füssen bleiben müßten, da in Reutte nun Alles besetzt wäre.

So! Und dabei sah er uns urgemüthlich an. Nun, wenn es nicht anders geht, dann werden wir wohl in Füssen bleiben. Na natürlich! Und als er uns einverstanden glaubte, dann fing er an, sehr vorsichtig zwar, aber doch nicht ganz unverdächtig, ein dortiges Gasthaus zu rühmen. Da würden wir sicher bleiben. Na natürlich! Füssen kam in Sicht und bezaubernder noch als am Tage schaute es jetzt aus der Vorzeit seiner Jahrhunderte herüber. Ob er zu dem fraglichen Gasthause fahren solle? Nein, aber nach Reutte. Und statt rechts abzubiegen, mußte er hinüber über die Lechbrücke und hinaus in die werdende Nacht. Bald waren wir auf Tiroler Boden und am österreichischen Zollhaus vorbei. Es wurde kalt und kälter; feurig wie zuvor griff der brave Braune aus und sein junger Führer meinte nun, da er seinen Zweck, sich und uns frühzeitig unterzubringen, vereitelt sah, wir würden in Reutte vielleicht doch noch Platz finden. Vielleicht! Vorläufig dachten wir gar nicht daran, denn der Abendzauber des zwischen allerhand Gebirg im Nebel schwankenden Thals ließ alles eigene Bedürfniß vergessen. Lange waren wir so dahingefahren und hatten nun wieder Hohenschwangau in anscheinend dichter Nähe zur Linken. Nichts regte sich in der Natur, und dennoch war es, als ob ein vielgestaltiges Leben durch die Luft schreite und in immer neuem Wechsel sagenhafte Vergangenheit künde. Und hinter dem Allem hebt sich riesenhaft vergrößert die bleiche Königsgestalt aus, die mit heißem, glühendem Auge über all das unfaßbare und ihr so verwandte Treiben dahin gleitet.

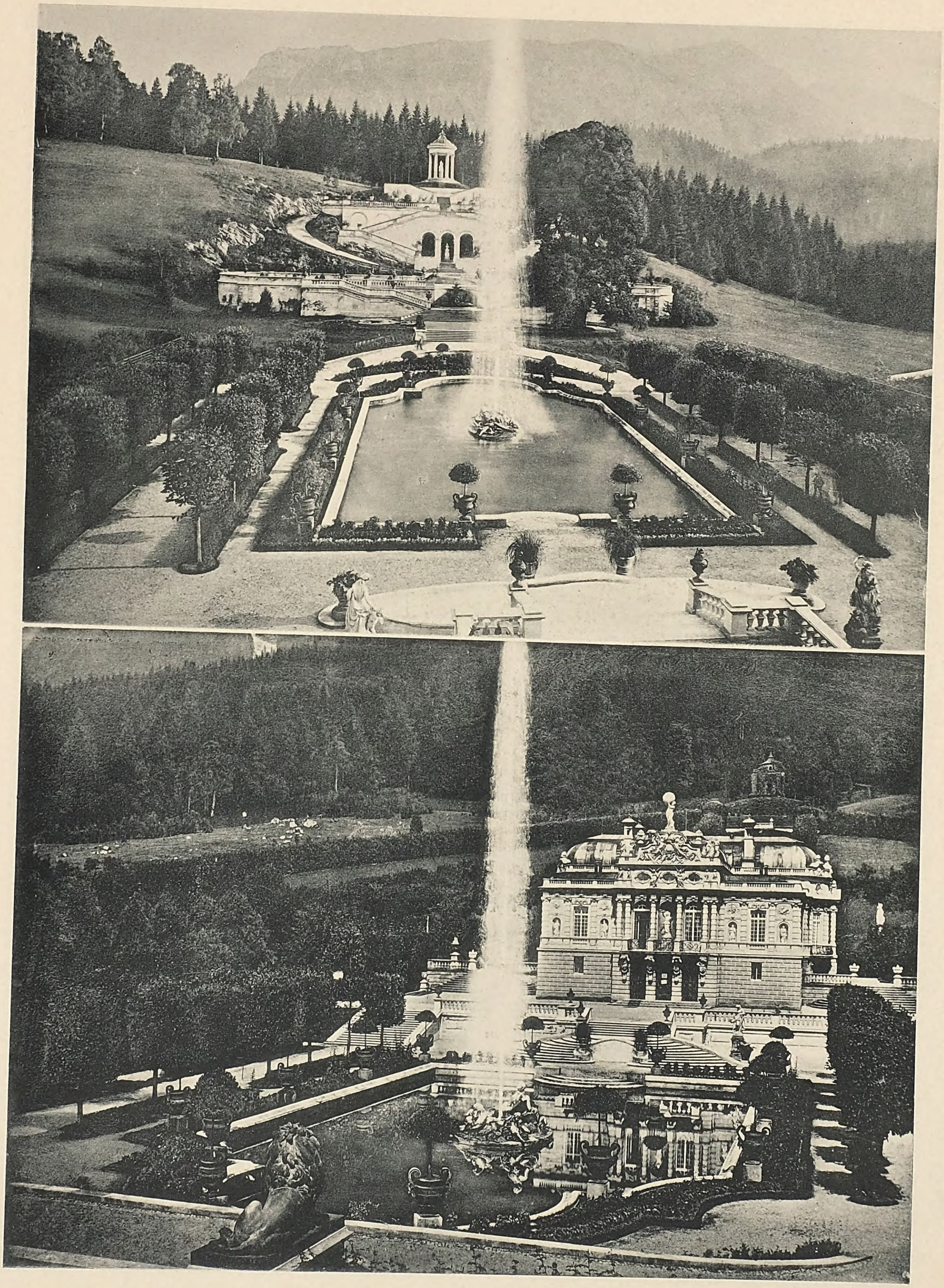


Treppe.

In Reutte gab es noch Unterkommen genug; im Garten der „Post" saß ein lustiges Volk beim Glase Tiroler und sang froh und sorglos Lied auf Lied. Noch spät in der Nacht lachten und wogten die naturfrischen Töne herauf, und da wir am Morgen erwacht und hinausgeschritten waren in das leuchtende Sonnengold des jungen Tages, standen wir in einer Natur, die, losgelöst von aller persönlichen Beziehung, nur durch sich selbst wirkte und gerade darum naiv und heiter genießen ließ, was sie offenbarte.



Gobelinzimmer.



1. Blick von Schloß Linderhof. — 2. Blick auf Schloß Linderhof.

Nach der Naturaufnahme G. Böttger's in München, in Lichtdruck von Jul. Klinkhardt in Leipzig.

Unser Bild zeigt ja etwas von der sorglosen Wonne, in der Reutte zu Füßen mächtig aufstrebenden Gebirges sich sonnt. Aber freilich, den weitschweifenden Rundblick muß es versagen. Und auch hier, wie überall, wo eine eigenste Natur vor uns aufsteht, kann man nur schreiben: Komme und sieh.

Der Weg, der uns nach Linderhof führen soll, verläßt bald die prangende Thalmulde und steigt in immer höher sich hinaufwindender, oft und nah an Schluchten vorbeiführender Bergstraße empor. Bald sind wir in dichter Waldeinsamkeit, die freilich nur im ersten Schauen als solche sich giebt. Denn wie feierlich auch die Stille sei, wie wonnig das Gefühl nicht einem Sterblichen zu begegnen, so löst sich doch bei nahem Zublick die erhabene, eintönige Ruhe in liebreizende, vielstimmige Bewegung auf: Auch hierher drang der junge Sommer mit seinem lebenspendenden Licht und aufwuchs unter seinem übermüthigen Kuß die vielgestaltige Flora der Alpenwelt. Was brauch' ich sie zu nennen! Wie könnt' ich sie nennen! Was bedarf es der Namen, da eine jede Blüthe von sich selber zeugt und für sich selber spricht und, ob sie auch kaum aus dem grasigen Erdreich blicke, ein Gotteswunder verkündet. Wieder und wieder überleuchtet das satte Blau einer einzigen die Farbe der Andern. Es ist das Blau, das König Ludwig über Alles liebte und das allerdings geschaffen scheint der Ausdruck einer in sich selbst ruhenden Majestät zu sein; und dabei müssen wir gestehen, daß deine Bläue, tiefsinniger Enzian, Farbenwonne bedeutet.

Und wie wir nun sind, so wollen wir dieses Blau nicht bloß sehen und wieder sehen, wir wollen es auch haben und wir beugen uns aus dem Wagen und greifen darnach und da es wieder und wieder entschlüpft, springen wir endlich den behaglich sich dehnenden Abhang hinauf und pflücken die blattlos aus dem Boden prangende Blüthe.

Die Freude ist nur kurz, denn fast nach Minuten schon senkt das blaue Wunder das Haupt und die stolze Farbe versiecht und Nichts bleibt übrig als eine häßliche Blumenleiche. So sind wir nun, wir, die Modernen: ob einer unnütz gebrochenen Waldblume machen wir uns beinahe Vorwürfe. Was sag' ich: beinahe! Wir empfinden wirklich eine Art Bedauern, wir, die wir doch über ganz andere Blüthen rücksichtslos dahinschreiten und nicht selten die blaue Blume unsrer Sehnsucht und unsres Glücks zertreten müssen, um zu dem Ausblick zu gelangen, der uns das Jahrhundert zeigt. —

Der Kutscher hört natürlich unsre Unterhaltung — denn welch oberbayrischer Kutscher hätte die Ohren nicht immer in seinem Wagen! — und er freute sich offenbar mit einem guten Rathe dienen zu können. Er meinte nämlich, daß sich die Blüthe des Enzian tagelang, ja noch länger frisch und schmuck erhalten lasse. Das wäre sehr einfach, man brauche nur mitten hinein einen Tropfen flüssiges Wachs zu träufeln. Das hatten wir nun freilich nicht, aber ich habe neulich doch Enzian gesehen, der oben auf dem Monte Motterone gepflückt war und in all seiner Herrlichkeit noch im Norden blühte. Und wirklich lag inmitten der Blüthe ein erkalteter Tropfen Wachs.

Hier könnt' ich nun einen langen Gedankenstrich machen und über die Blumen im Allgemeinen und den Tropfen Wachs im Besonderen eine kleine Abhandlung schreiben. Aber da wir uns auf der weiteren Fahrt nach Linderhof von ganz anderen Dingen unterhielten als von gebrochenen Blumen, zerstörtem Glück und erhaltendem Wachs, da wir wieder aufjubelten in daseinsfrohem Genießen, wäre all solches Betrachten an dieser Stelle doch sehr überflüssig. Denn, wirklich, schnell genug waren die verwelkten Blüthen vergessen, wir brachen andere, die munter weiterlebten nicht bloß am warmen Busen, sondern auch im kalten Knopfloch und groß war die Freude, da sich vor uns ein großes lang-

gestrecktes Seebecken aufthat, das an Schönheit mit Allem wetteifern zu wollen schien, was wir je zuvor geschaut hatten.

Es war der Plansee. Er wäre schöner als der Vierwaldstädter, meinte eine der im Wagen befindlichen Frauen. Aber der bedächtigere Gatte meinte sofort: „Sag' das nicht, das wäre Majestätsverbrechen." — „Nun, herrlich ist er doch, was jener in Blau ist, das ist dieser in Grün und von den Dolomiten dort . . ." Er sah sie nur an und sie schwieg; denn bei solchem Blick mußte es ihr doch wohl zweifelhaft werden, ob die den See prächtig umstehenden, hochragenden Berge, deren einige in schwachen Furchen noch Winterschnee bargen, wirklich der von ihr so schnell bezeichneten Herkunft angehörten. Aber ob Dolomiten, ob nicht: der Freude an dem aus unvergleichlicher Einsamkeit hell aufblickenden Gebirgssee durfte man sich dauernd überlassen, bis zu seinem Ende, da von dem Wirthshaus „Forelle" aus der Weg links abzweigt wieder in den Wald hinein, um ihn bis Linderhof nicht mehr zu verlassen.



Theilansicht des östlichen Gobelinzimmers.

Vorher aber giebt der Plansee mit seiner Umgebung noch Muße genug zum Genießen und zu stillem Gedenken an Den, dessen Spuren wir unwillkürlich überall suchen. Gleich vorn lockt das kleine Gasthaus „Seespitz" die Phantasie. Hier stieg der König zuweilen ab, hier hatte er seine Zimmer, die nun natürlich gern gezeigt werden. Die prächtige, dicht an dem See entlang führende Straße, die König Max, der hier draußen zu jagen liebte, anlegte, die in ihrer Enge so wenig Raum giebt, daß beim Ausweichen eine der beiden Parteien bis nach dem Vorüberkommen der andern eigentlich in's Wasser gehen müßte, führt bald zu einer sogenannten Königshütte. Sie steht dicht am Wege, von einigen Tannen und niederm Laubwald kaum verborgen. Obschon der Blick auf den See von hieraus keineswegs dessen ganze Schönheit offenbart, weilte der König hier nicht selten. Freilich war immer ein kleiner Königsnachen bereit, der ihn hinausführte auf die Fluth. Nie am Tage, immer bei Nacht. Man braucht nicht gerade den schon am Tage weltverloren-einsamen See zu schauen, um das Bild vollkommenster Weltabgeschiedenheit zu ahnen, das solche nächtliche Fahrt bot. Das kleine hölzerne Häuschen gab an Bequemlichkeit das Dürftigste. Gewöhnlich war der König nur von zwei Dienern begleitet, die sein einfaches Mahl bereiteten. Ein Blitzableiter ist das Einzige, was auffällt. Ich sollte sagen: auffiel, denn wie so manches Andere wird auch diese Einsiedelei des Königs bereits vom Erdboden verschwunden sein.

Unweit davon erinnert der Kaiser Ludwigsbrunnen daran, daß des Königs kaiserlicher Ahnherr in diese Gegend kam. Der liebte über Alles die Jagd und wenn er von seinem Ettal auszog, soll er oft bis hinaus an den Plansee gekommen sein. Der Brunnen aber soll verkünden, daß sich hier in alter Zeit ein deutscher Kaiser labte an frischem Waldquell. Und in neuer Zeit saß hier auf der steinernen Bank des Brunnen ein Bayernkönig. Hier speiste er, hier las er bei dem dürftigen Schein einiger Laternen, von hier aus schaute er in stiller Mondnacht hinaus auf den See: der Einsame auf den Einsamen.



Das westliche Gobelinzimmer.

In der „Forelle" machen wir wohl oder übel Halt. Die uneigennützigen Rosselenker theilen ihre Neigung in die beiden Gasthäuser, deren eines, von Reutte aus gedacht, nahe am Anfang, deren anderes am Ende des Plansee liegt. Wir werden mit ganz ausnehmend großer Liebenswürdigkeit empfangen, da wir die ersten sind, die heute kamen.

Nach kurzer Rast geht die Fahrt weiter. Einsamer noch und schöner als zuvor zieht sich der Weg dahin. Er wäre eigentlich für Hochzeitsreisende wie geschaffen, ist doch durch die Bahn, die jetzt bis Füssen führt, ohnehin ein schnelles Hineinkommen in die Naturpracht dieser gottbegnadeten Gegend

erschlossen. Man ist hier „furchtbar" viel allein, hat so viel Zeit zu küssen und zu kosen und sich anzuschauen mit dem feuchten Blick holdseligster Wonne, und findet dabei doch allerwegen außen in der Natur neue Anregung, die innere Glückseligkeit zu offenbaren. An Tagen, da der lichte Zauber des Sonnengoldes durch die hochragenden Gipfel gestreut ist, wachsen hier wirklich die Hochzeitsbäume am sichersten zum siebenten Himmel empor, weil Art und Ziel der märchenhaften Wanderung am Ende nur ein Grund mehr sind, alltägliches Empfinden weit fort zu weisen.



Der Abend. Bild aus dem Plafond des westlichen Gobelinzimmers.

Mitunter, ja fast immer bis zum Linderhof hinein, ist hier die Fahrt voll entzückender Poesie. Und auch der Mensch, der uns hier begegnet, stört nicht die holde Weihe solchen Bildes: hier zur Rechten schäkert der Ammerwaldbach dahin, während dicht zur Linken die Felsen hoch aufragen, vorn giebt sich hie und da ein köstlicher Ausblick auf großes Gebirg und da neben uns auf wieder geneigterem Abhang kocht sich der arbeitende Waldbauer sein dürftiges Mahl. Wir kochten am liebsten selber mit, denn wer dächte gleich daran, daß solche Waldpoesie ihre ach so düstere Kehrseite hat. Nicht immer ruht ja beglückender Frieden über dem Walde und was die Natur auf der einen Seite giebt, das nimmt sie auf

der andern und so schwer ist hier draußen der Kampf um das Dasein, daß ein Stück Fleisch dem thätigen Menschen ein gar seltener Brocken ist. Leicht findest Du ein Abbild Deiner selbst, thätig und rastlos wie Du, das sich begnügt alljährlich einmal nur aus dem Fleischtopfe „Egyptens" zu kosten.

Lange Strecken hin hören wir wieder und wieder die nimmer ruhenden Glocken des Weideviehs. Näher kann man solche Poesie nicht wohl haben als gerade hier, und so genießt man in prangendem Blühen der Waldnatur bei gewürzreicher entzückender Luft Alles, was man sich nur träumen mag von einem Fahren, einem Wandern in hoher Gebirgswelt. Mitte Juni zumal, zu Beginn des Sommers, da sich diese Waldwelt in den Frühlingsjubel stürzt, da Birke und Eiche frischgrüne Triebe zwischen das Tannendunkel streuen, da Blüthe um Blüthe aus dem Boden quillt, darf unsere Frohnatur sich auf sich selbst besinnen und all den Jammer vergessen, den die alltägliche Ebene uns alltäglich bringt.

Dort der freie Platz, der gar nicht hereinpassen will in den Rahmen unseres Bildes, ist doch nicht ohne eigene Bedeutung: hier wendeten gewöhnlich die mächtigen Prachtschlitten und Prachtwagen des Königs, deren unbeholfenen Umfang man an der Ausdehnung dieses Platzes ermessen kann.

Immer beziehungsreicher wird nun die Fahrt: zur Rechten zweigt der Weg ab zu der vielberufenen Hundingshütte und zu der Klause, und je weiter sich vorn und zur Linken der Ausblick aufthut, desto öfter darf das Auge hoch oben zwischen gezackten Gebirge ein einsames Königshäusle suchen. Und hier tritt die Rührung in ihr Recht; denn je enger man den einsamen König mit der einsamen Natur sich verbrüdern sieht, desto inniger wird unsere Neigung ihm in ehrlicher Verehrung nahen. —

Ist das Linderhof? Liegt das so tief? — Ja, das ist Linderhof, aber es täuscht über seine Lage, die freilich auch bei nahem Betrachten Nichts davon verräth, daß jahrelang die umfangreichsten Sprengungen vorgenommen werden mußten, um dem kleinen Schlößchen und seinen Gärten Raum zu schaffen.

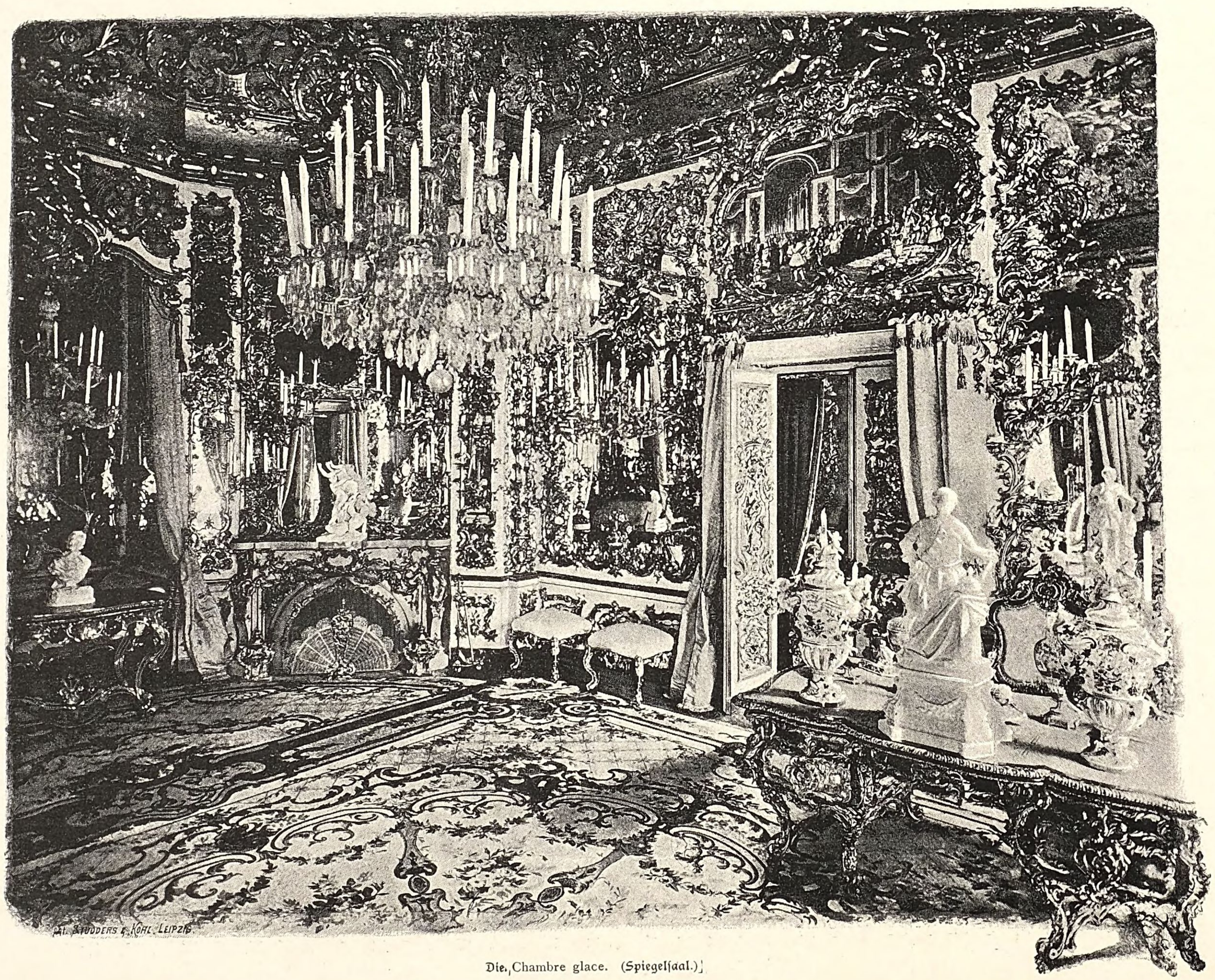
Da wir einbiegen wollen in das Innere dieses einsamsten königlichen Besitzthums, sehen wir eine schlecht übertünchte Tafel, die noch die frühere Aufschrift verräth. „Verbotener Eingang!" besagte sie. Und das konnte, sollte, mußte sie sagen in solcher Einsamkeit!

Ringsum ist ein hoher Staketenraum gezogen, und da wir über die Holzbrücke fahren und links einbiegen durch das eiserne Stäbenthor, da müssen wir schon wieder eine Tafel lesen und diesmal eine, die der König gewiß nicht sehen möchte: „Zur Casse" heißt es da und auch hier ist ein Verbot zu lesen, aber ein anderes: Hunde dürfen nämlich nur an der Leine geführt werden. —

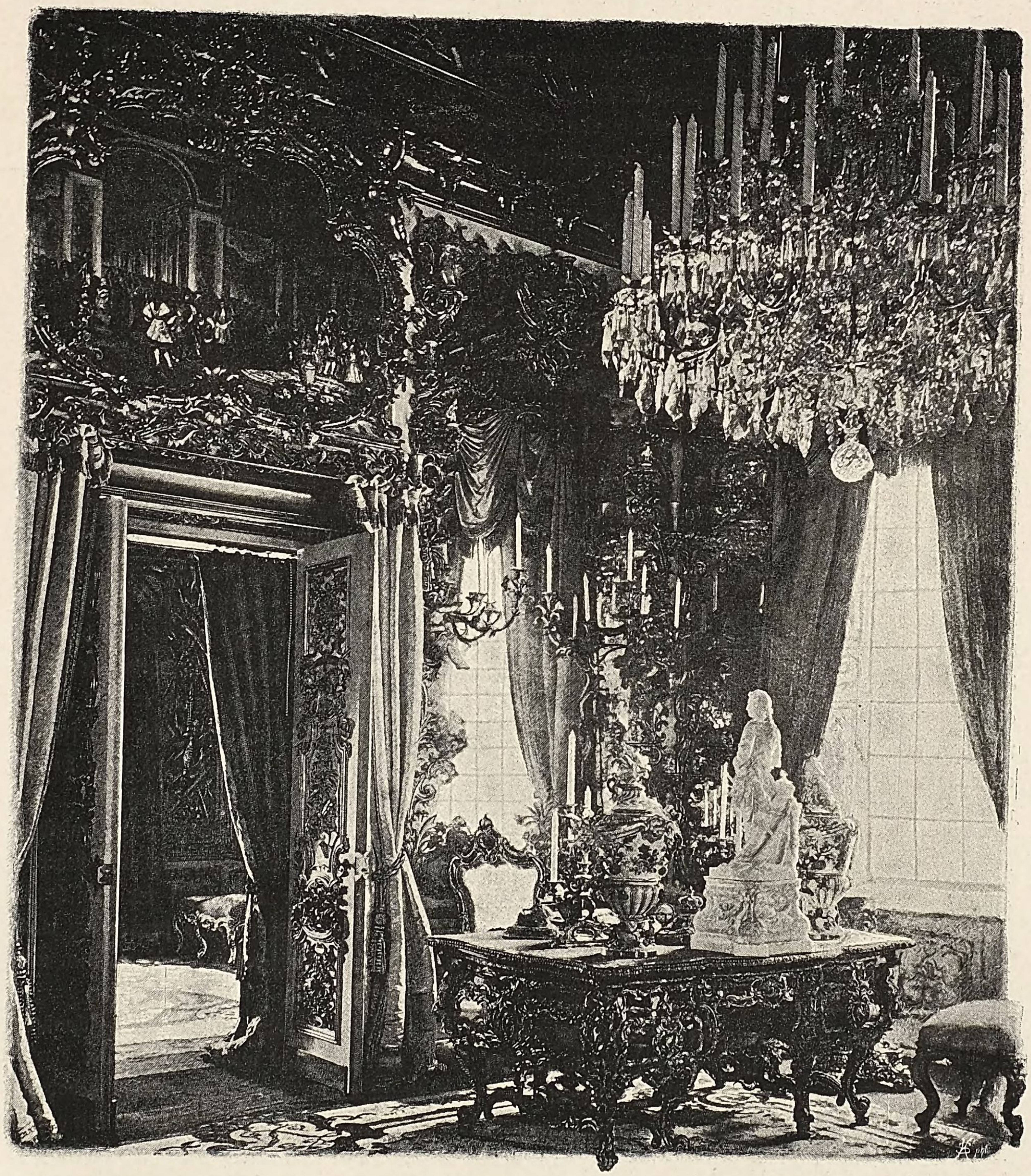
Wir fahren den leicht emporstrebenden Weg hinauf und in einen weiten, offenen Hof hinein, in dem eine Menge Wagen stehen. Hier ist Leben und Bewegung in Fülle. Er gehört zu dem Forsthause, das jetzt ein Gasthaus geworden ist und neben Allem, was sich der durftige und hungrige Mensch wünscht, auch noch die Gelegenheit, mehr oder minder entzückte Postkarten zu schreiben und Depeschen abzuschicken bietet.

Der Besuch des Schlosses geschieht natürlich auch hier gruppenweise; die Führung währt hier länger als in den andern Schlössern, weil sie sich nicht bloß auf das Schloß beschränkt. Zunächst wird gewöhnlich der mit phantastischer Pracht geschmückte Kiosk gezeigt, dann kommt die Grotte an die Reihe und endlich das Schloß, dessen Schönheit man in der Geschwindigkeit von 20 Minuten in sich aufnehmen soll.

Die seitherigen Bilder dieser Abtheilung haben einen breiten Blick auf Linderhof und seine Gärten und seine Umgebung gegönnt. Wir werden den letzteren noch mehr Raum geben, zuvor aber uns mit



Die ,Chambre glace. (Spiegelsaal.)



Weitere Ansicht der Chambre glace.

dem Innern des Schlosses bekannt machen, weil dann der Genuß seiner Umgebung ein desto größerer sein wird.

Die Bezeichnung „Schloß" ist freilich nicht ganz die rechte. Man denke doch: Linderhof ist ein einstöckiger Bau, der in seinen Größenverhältnissen kaum über die Bedürfnisse einer wohlsituirten Villa hinausgeht. Man hat es eine Nachahmung von Groß-Trianon, auch von Klein-Trianon genannt und damit wohl ein ähnliches Verhältniß zu Herrenchiemsee andeuten wollen als dasjenige war, das diese beiden zu Versailles hatten.

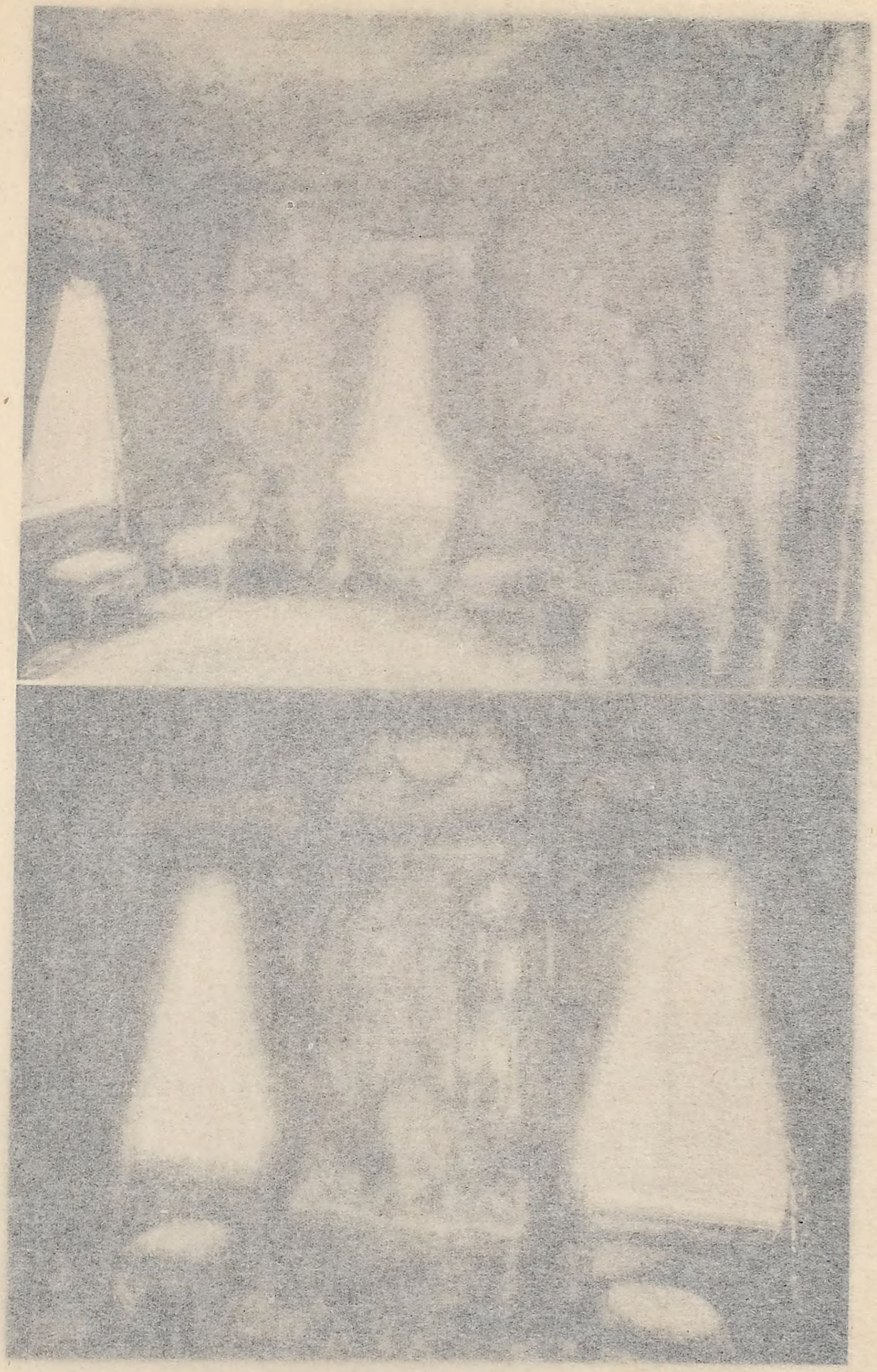
In jedem Falle ist soviel gewiß, daß, wenn Klein-Trianon einen gewissen ländlichen Comfort bot und damit zum Wohlbefinden seiner königlichen Bewohnerin nicht wenig beitrug, Linderhof zugleich mit dem sattesten Luxus alle Bedingungen einer behaglichsten Weltabgeschiedenheit bietet.

Aber warten wir's ab; erst wenn wir das Innere kennen, und damit seine Beziehung zum Aeußern, wird sich das bezeichnende Wort finden lassen.

Der Eintritt, der durch die reizendsten, vergoldeten Gitterthüren in das Vestibül führt, erfüllt zunächst nicht eben mit Genugthuung. Und ist man erst oben, sieht man die einfach mollige Pracht — ich gebrauche auch hier, ob er nun klinge wie er wolle, den allein bezeichnenden Ausdruck — dann kommt es Einem noch spanischer vor, daß der Eingang zu solchem kleinen reizvollen Liebesschlößchen das große eherne Reiterstandbild des vierzehnten Ludwig trägt. Indessen — wir sind ja mit unsern Gedanken über diese Manie des Königs hinaus, der im Uebrigen auch hier wieder, und hier mehr noch als irgend wo anders, gewisse heidnische Vorstellungen der urgermanischen Natur nicht von sich streifen konnte. Dicht hinter dem genannten Standbild rahmen zwei marmorne Säulen den Eingang zum Innern ein. Wenn der König nach längerer Abwesenheit kam, wenn er zu längerer Abwesenheit ging, begrüßte er die eine dieser Säulen — auf unserm Bilde die linke — indem er mit einer Art segnender Gebärde die Hand auf dieselbe legte. Und wie diese Säule, hatte er seine Bilder, seine Bäume, mit denen er stille Zwiesprache pflog. Was diese — „Götzen" ihm erzählten, was er ihnen zu vertrauen hatte, wird nun freilich ein ewig verschleiertes Geheimniß bleiben, das freilich am Ende für die wenigen Menschen, deren Sehernatur durch alle Wonne und alles Leid des Erdendaseins schreiten muß, gar kein Geheimniß ist.

Der Ausführlichkeit wegen will ich noch sagen, daß das fragliche Standbild von demselben Künstler, von dem Pfälzer Perron ist, der auch das in dem Oeil de Boeuf von Herrenchiemsee stehende schuf. Das hiesige ruht auf schönem Unterbau von schwarzem Marmor und trägt die Aufschrift: „Ludovico Magno." Zu Häupten des Standbildes fast über die ganze Decke strahlend strecken sich weitverzweigte goldene Strahlen, die mit allen ihren Ausgangspunkten den Wahlspruch der Bourbonen umfassen: „Nec Pluribus impar."

Das Erdgeschoß barg die Dienerzimmer und das mit prächtigen Venusgruppen reich geschmückte Bad. Dieses wird, wenn ich nicht irre, nur in seltenen Fällen oder gar nicht mehr gezeigt. Der eigentliche entzückende Inhalt des ganzen Schlößchens war und ist in einem einzigen Stockwerk geborgen. Mehr als achtzig Kisten voll der prächtigsten Schmuckstücke sind, wie ich schon früher erwähnte, mit gutem Recht fortgeschafft und zum größern Theile verkauft worden. Aber es bleibt noch Gelegenheit genug zu staunen und zu bewundern. Gleich das erste, sogenannte westliche Gobelinzimmer athmet unter der süßen Last eines verschwenderischen Prunkes die üppigste Daseinsfreude. Hier feiern Watteau und Boucher erneute



dem Innern des Schlosses bekannt machen, weil dann der Genuß seiner Umgebung ein desto größerer sein wird.

Die Bezeichnung „Schloß“ ist freilich nicht ganz die rechte. Man denke doch: Linderhof ist ein zweistöckiger Bau, der in seinen Größenverhältnissen kaum über die Bedürfnisse einer wohlsituirten Villa hinausgeht. Man hat es eine Nachahmung von Groß-Trianon, auch von Klein-Trianon genannt und damit wohl ein ähnliches Verhältniß zu Herrenchiemsee andeuten wollen als dasjenige war, das diese beiden zu Versailles hatten.

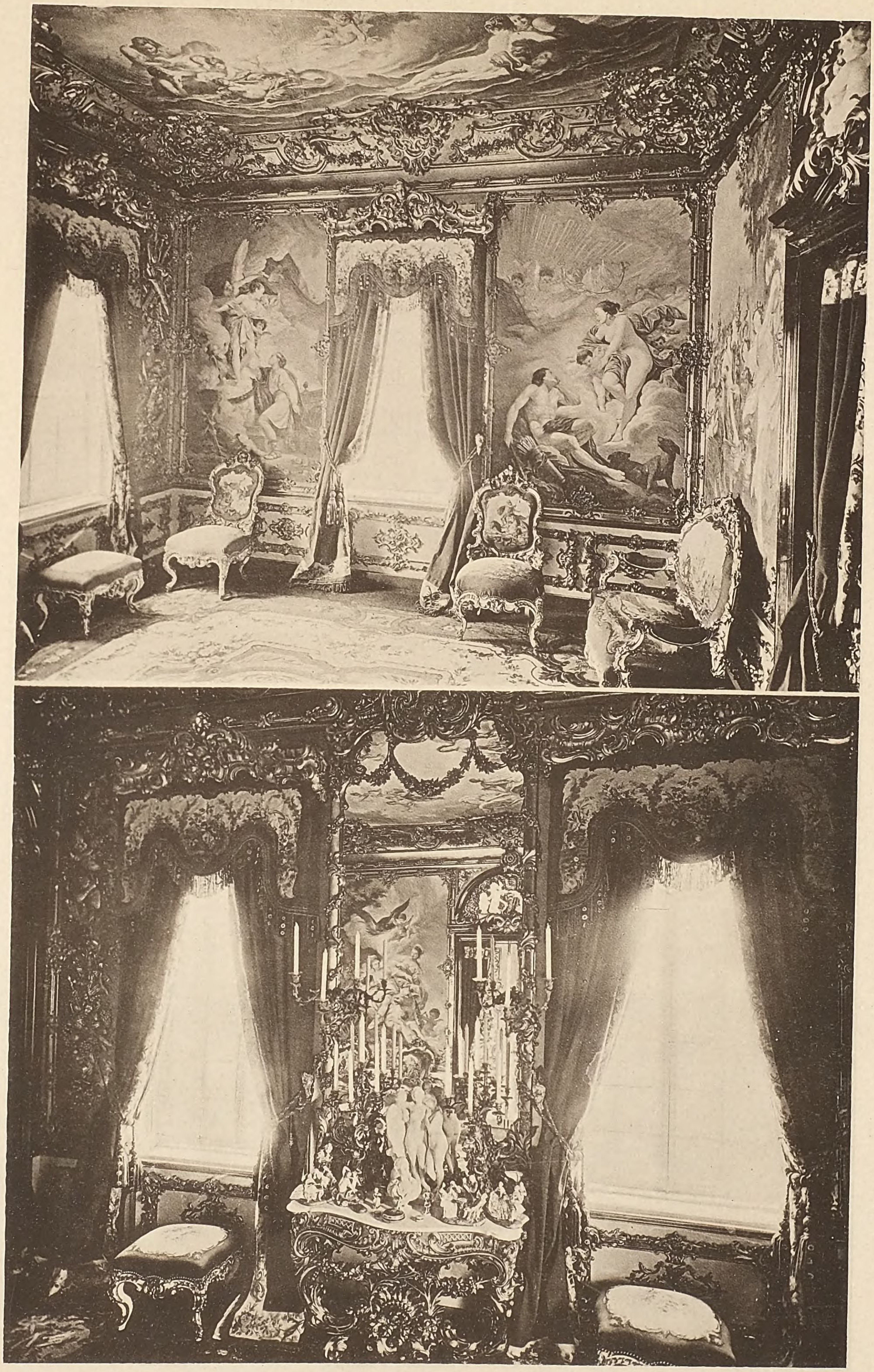
In jedem Falle ist soviel gewiß, daß, wenn Klein-Trianon einen gewissen ländlichen Comfort bot und damit zum Wohlbefinden seiner königlichen Bewohnerin nicht wenig beitrug, Linderhof zugleich mit dem tollsten Luxus alle Bedingungen der behaglichsten Weltabgeschiedenheit bietet.

Aber warten wir's ab; erst wenn wir das Innere kennen, und damit seine Beziehung zum Aeußern, wird sich das bezeichnende Wort finden lassen.

Der Eintritt, der durch die prächtigen, vergoldeten Gitterthüren in das Vestibül führt, erfüllt zunächst nicht eben mit Bewunderung. Und ist man erst oben, sieht man die einfach mollige Pracht — ich gebrauche auch hier, es ist das Wort wie es wolle, den allein bezeichnenden Ausdruck — dann kommt es Einem noch spanischer vor, daß der Eingang zu solchem kleinen reizvollen Liebesschlößchen das große eherne Reiterstandbild des vergötterten Ludwig trägt. Indessen — wir sind ja mit unsern Gedanken über diese Manie des Königs hinaus, daß ihn Anklänge auch hier wieder, und hier mehr noch als irgend wo anders, gewisse kindliche Vorstellungen der ungewöhnlichen Natur nicht von sich streifen konnte. Dicht hinter dem genannten Standbild schließen zwei marmorne Säulen den Eingang zum Innern ein. Wenn der König nach längerer Abwesenheit kam, wenn er zu längerer Abwesenheit ging, begrüßte er die eine dieser Säulen — auf unserm Bild die linke — indem er mit einer Art segnender Gebärde die Hand auf dieselbe legte. Und wie diese Säule, hatte er seine Bilder, seine Bäume, mit denen er stille Zwiesprache pflog. Was diese „Götzen“ ihm erzählten, was er ihnen zu vertrauen hatte, wird nun freilich ein ewig verschleiertes Geheimniß bleiben, das freilich am Ende für die wenigen Menschen, deren Sehernatur durch alle Wonne und alles Leid des Selbstbewußtseins schreiten muß, gar kein Geheimniß ist.

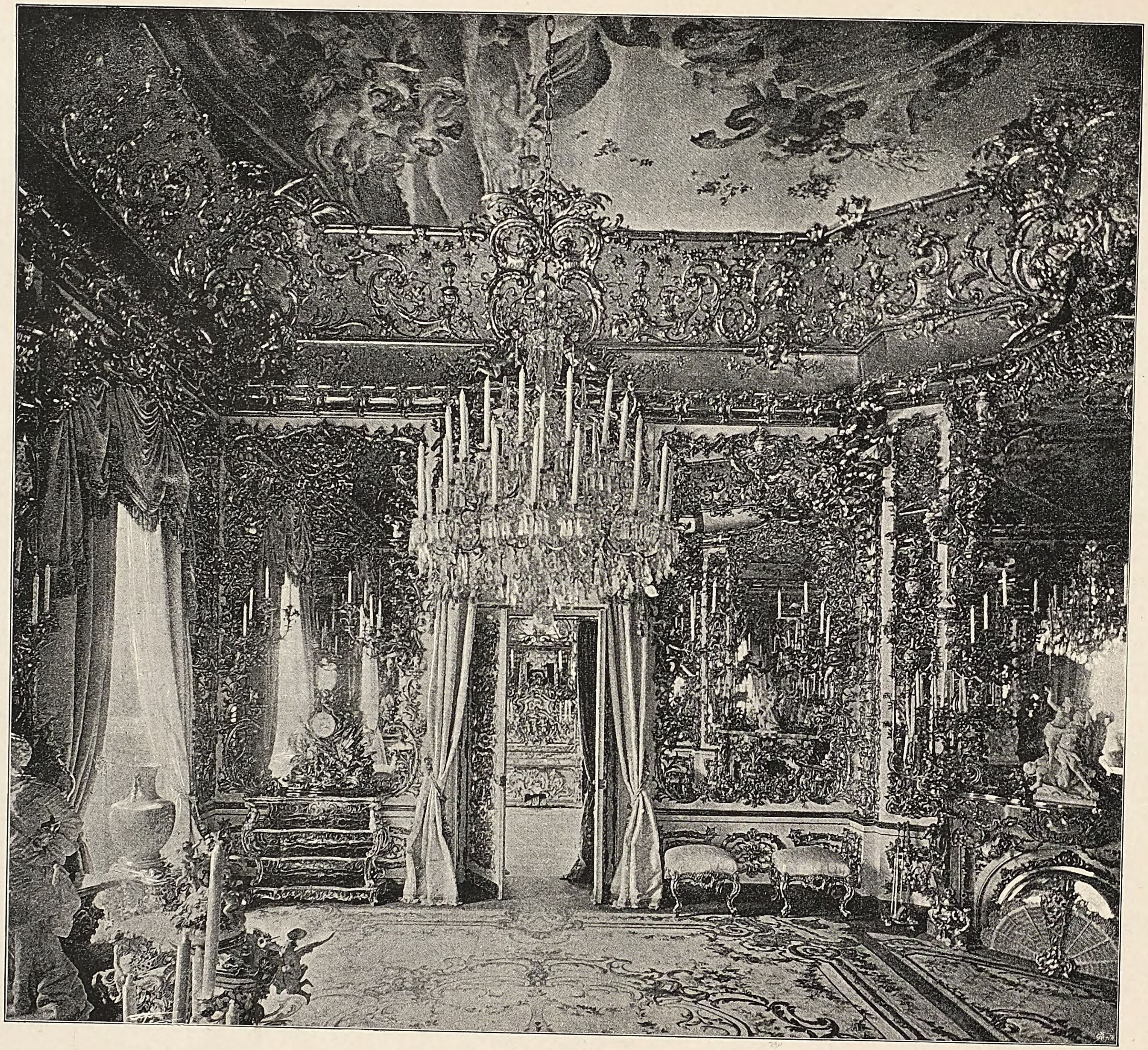
Der Ausführlichkeit wegen will ich noch sagen, daß das fragliche Standbild von demselben Künstler, von dem Pfälzer Perron, der auch das in dem Oeil de Boeuf von Herrenchiemsee stehende schuf. Das hiesige ruht auf schönem Sockel von schwarzem Marmor und trägt die Aufschrift: „Ludovico Magno.“ Zu Häupten des Standbildes fast über die ganze Decke strahlend strecken sich weitverzweigte goldene Strahlen, die mit allen ihren Ausgangspunkten den Wahlspruch der Bourbonen umfassen: „Nec Pluribus impar.“

Das Erdgeschoß birgt die Dienerzimmer und das mit prächtigen Venusgruppen reich geschmückte Bad. Dieses wird, wenn ich nicht irre, nur in seltenen Fällen oder gar nicht mehr gezeigt. Der eigentliche entzückende Inhalt des ganzen Schlößchens war und ist in einem einzigen Stockwerk geborgen. Mehr als achtzig Kisten voll der prächtigsten Schmuckstücke sind, wie ich schon früher erwähnte, mit gutem Recht fortgeschafft und zum größern Theile verkauft worden. Aber es bleibt noch Gelegenheit genug zu staunen und zu bewundern. Gleich das erste sogenannte westliche Gobelinzimmer athmet unter der süßen Last eines verschwenderischen Prunkes die heiterste Lebensfreude. Hier feiern Watteau und Boucher erneute



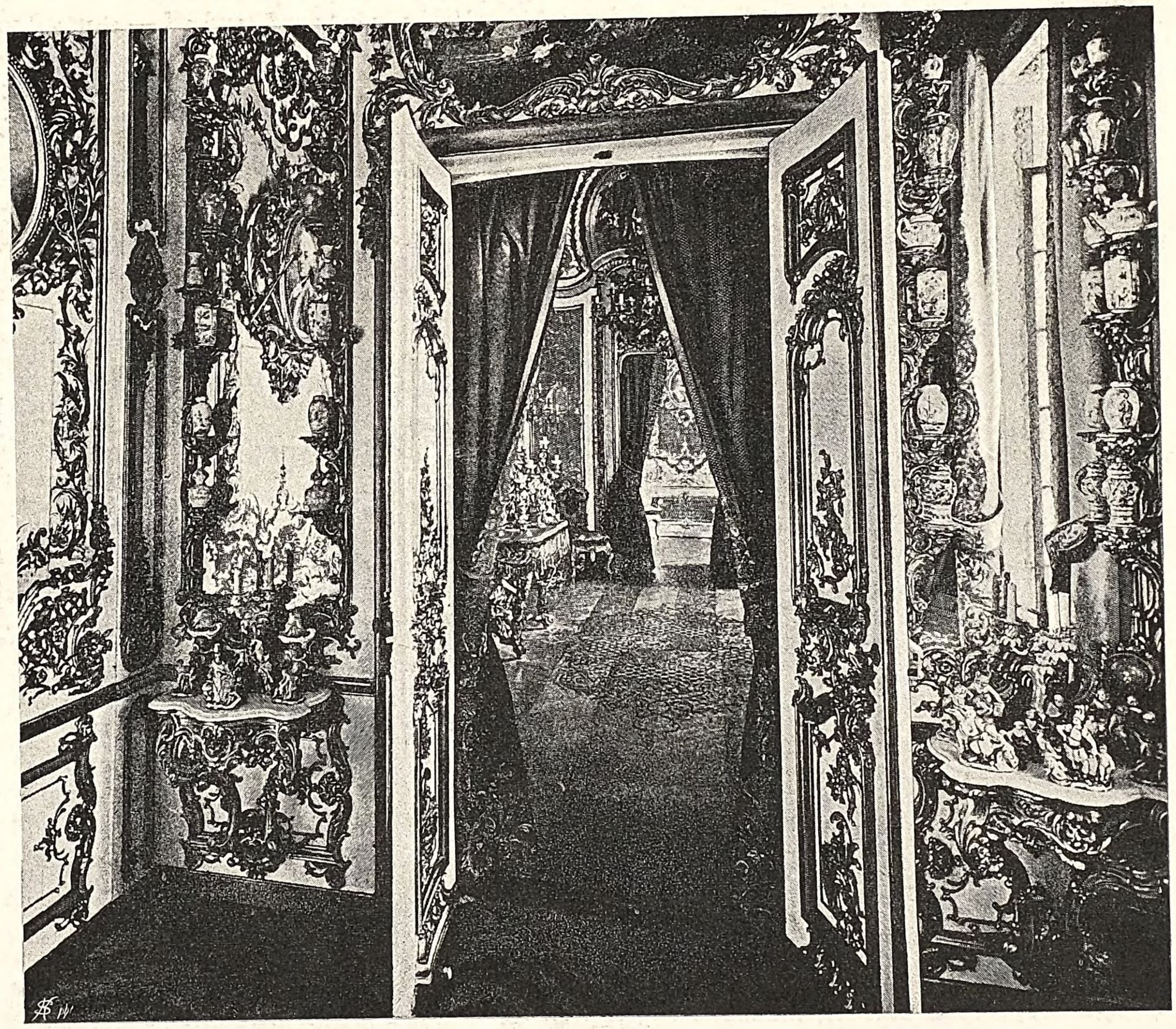
Gobelinzimmer in Schloß Linderhof.

Lichtdruck von J. Klinkhardt in Leipzig.



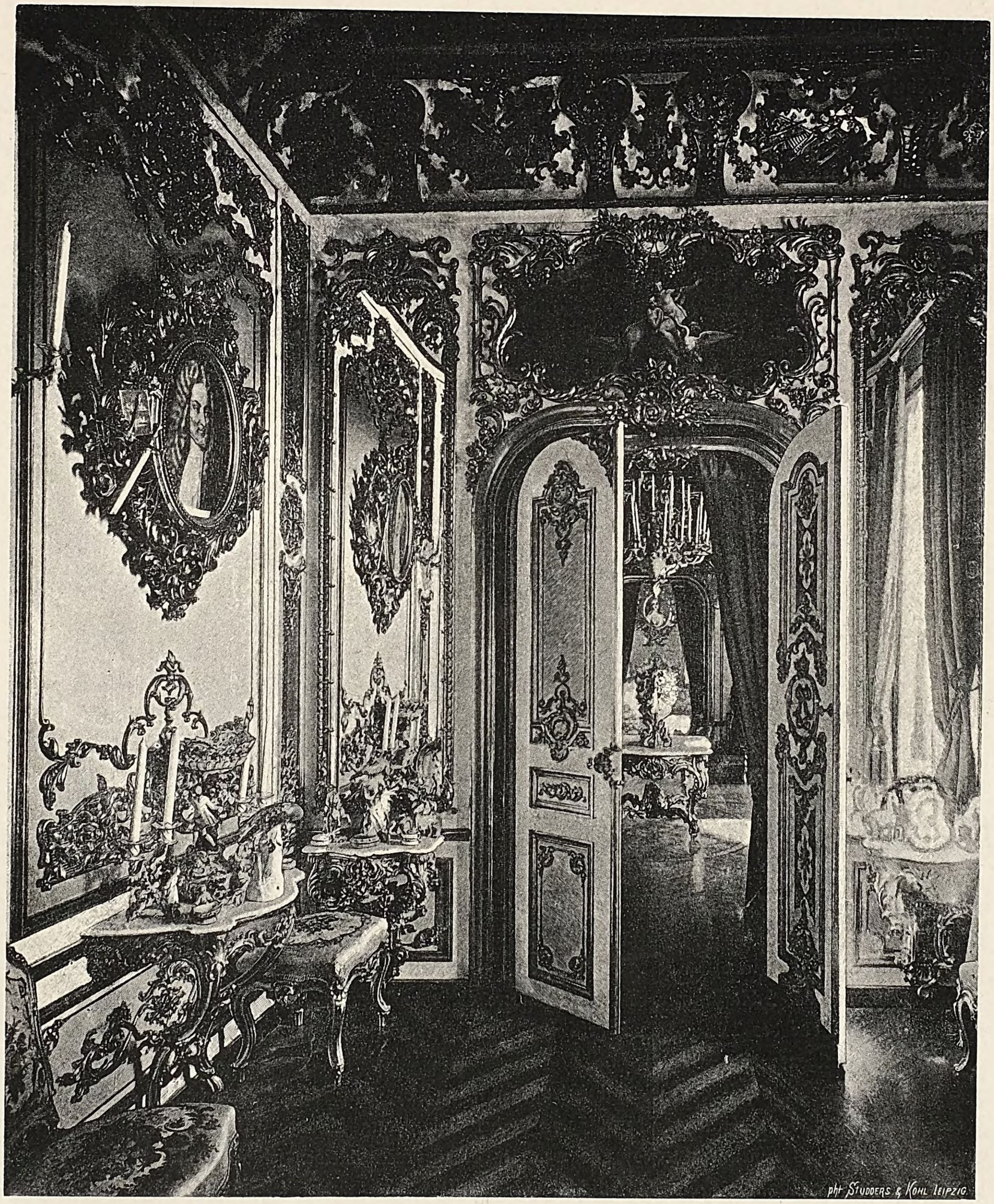
Dritte Ansicht der Chambre glace.

Triumphe, denn was man auch sieht an liebreizender Gestaltung, das dankt ihrem Genie Anregung und Leben. Diesem Raume entspricht ganz und gar das sogenannte östliche Gobelinzimmer. Während in diesem Boucher's „Morgen", von Hauschild gemalt, den ganzen Plafond einnimmt, zeigt das nach Westen gelegene den „Abend." Auch die reichen Wandmalereien, die den Eindruck echter Gobelins hervorrufen



Lila-Cabinet.

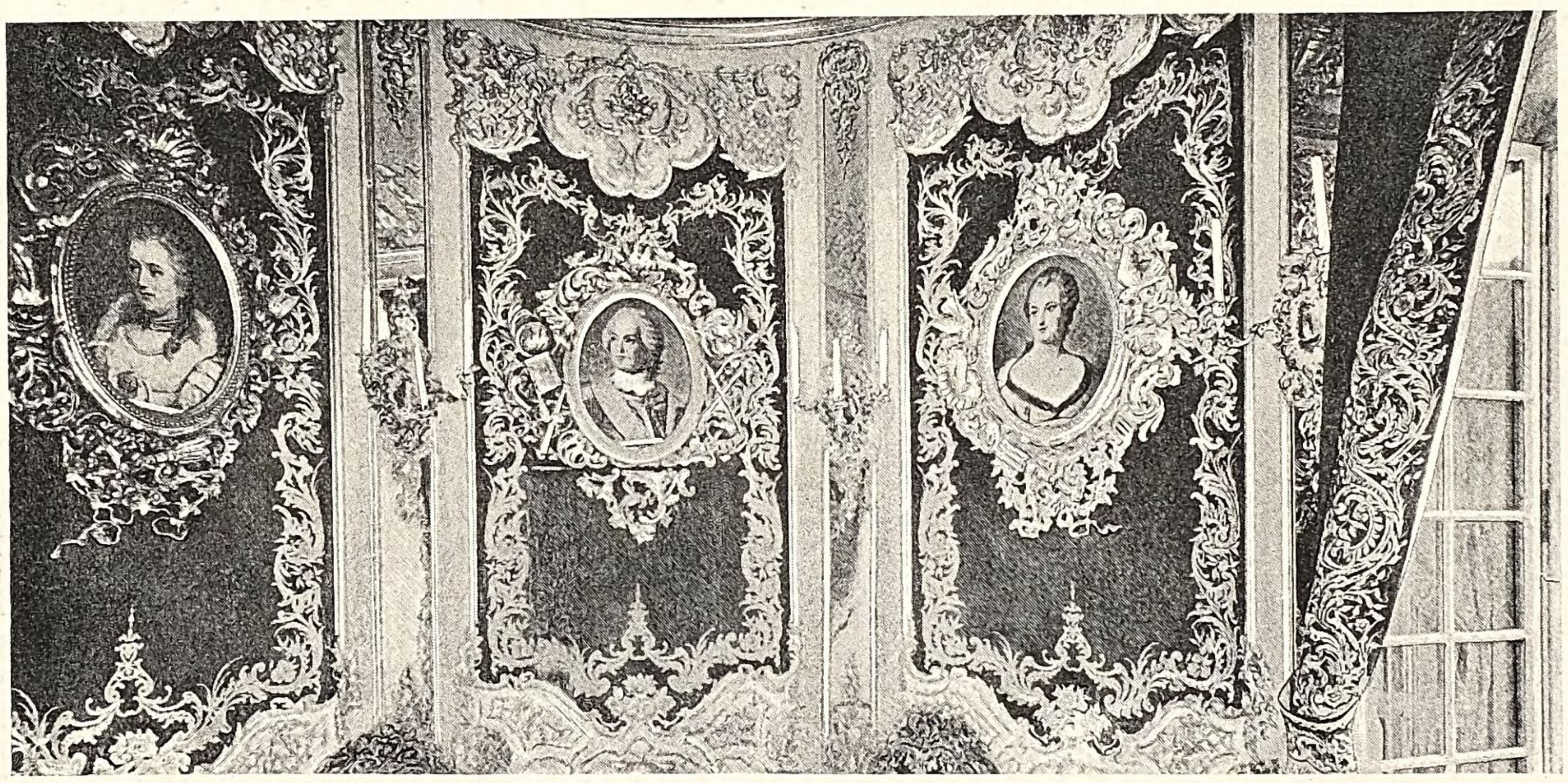
und, wie unsere Bilder zeigen, die Wirkung der holdesten Pracht dieser Räume nur noch erhöhen, stellen die Ausführung ähnlicher und sich ergänzender Motive dar. Das naiv-sinnliche Griechenthum, um nicht zu sagen Heidenthum, das in den Gärten von Versailles und Herrenchiemsee so eigenen Gegensatz bildet zu dem Innern dieser Schlösser, ist hier in Linderhof in die Innenräume eingezogen. Mit welchem Rechte: geht mich Nichts an; mit welcher Wirkung: sieht ein Jeder. Die Gobelinbilder des östlichen Zimmers zeigen folgende Motive: Triumphzug des Bacchus; Entführung der Europa; Aurora entführt



Blaues Cabinet.

Kephale; Pygmalion und Venus. Die prächtige Marmor-Cheminée trägt entzückend schöne Statuetten: zur einen Seite Apollo, zur andern Diana und in der Mitte eine Nachbildung der mediceischen Venus. Die Möbel, die Vorhänge, die Portièren und der Teppich fügen sich natürlich in den Stil des Ganzen. Die Ausstattung des westlichen Gobelinzimmers ist wie gesagt eine fast gleiche, nur daß hier die Schäferpoesie der Zeit mehr zu ihrem Rechte gelangt und die Erinnerung an die — damalige Gegenwart durch eine Statuette — Verherrlichung Ludwig XIV. —, die auf der Cheminée zwischen zwei Rococovasen steht, gegeben ist.

Zwischen diesen beiden Räumen liegt die Chambre glace, die mit ihnen zusammen eine Dreiheit von Räumen bietet, deren liebreizendem Zauber auch der kritischste Beschauer sich kaum entziehen dürfte.

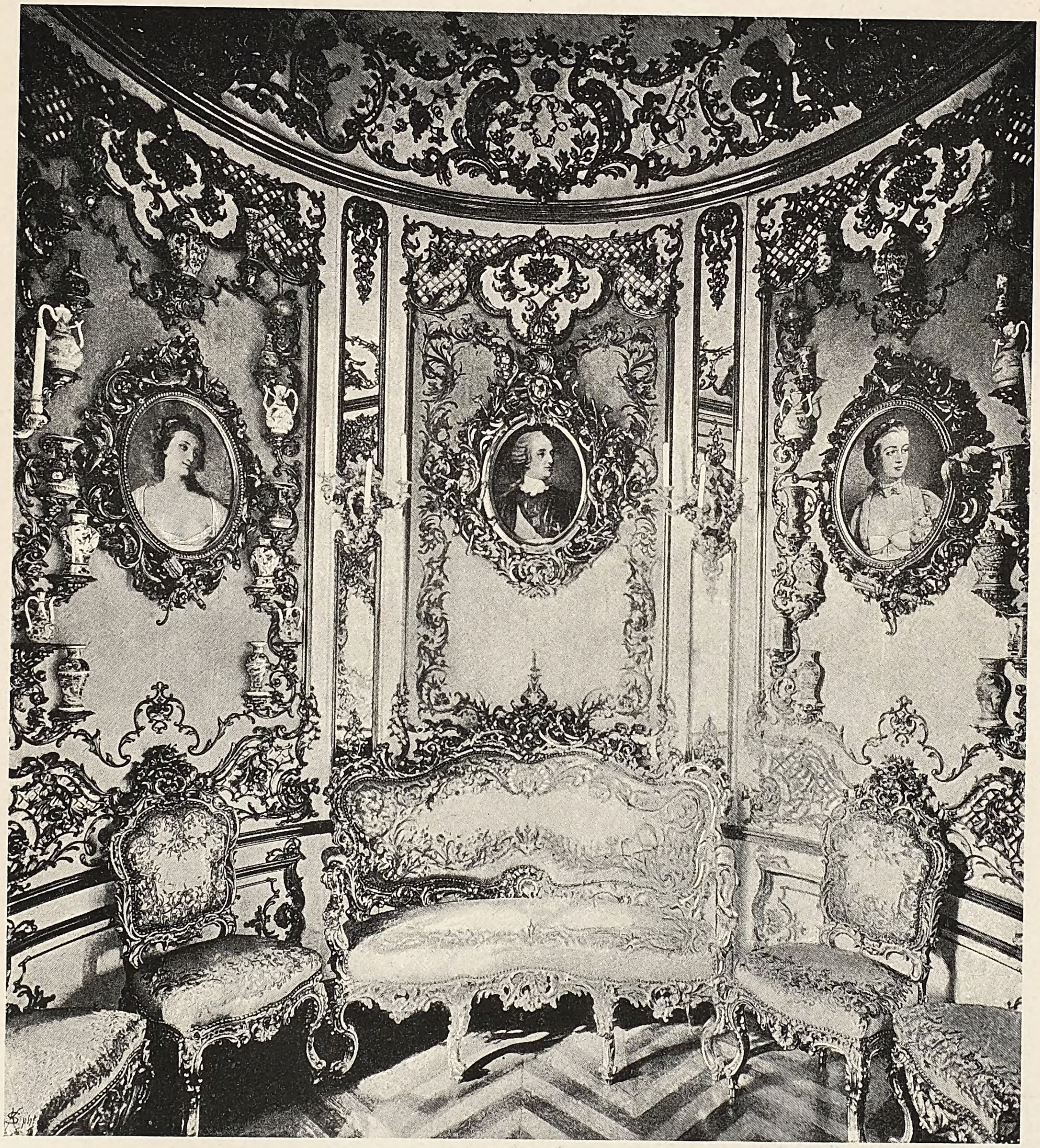


Abriß aus dem gelben Cabinet.

Dieses Mittelzimmer giebt zudem den Ausgang auf den Balkon, von dem aus der ganze vordere Theil der Gartenanlagen bis hinauf zu dem die Hautmann'sche Venus tragenden Monopteros mit einem Blick zu überschauen ist.

Die Chambre glace wurde von dem König eine Zeit lang auch zum Schlafen benutzt, weil das nach Norden gelegene Schlafzimmer eine völlig andere Gestalt bekommen sollte. Das ist inzwischen, das heißt nach dem Tode des Königs, auch geschehen, so daß wenigstens dieses kleinste seiner Schlösser den Eindruck des Fertigen macht.

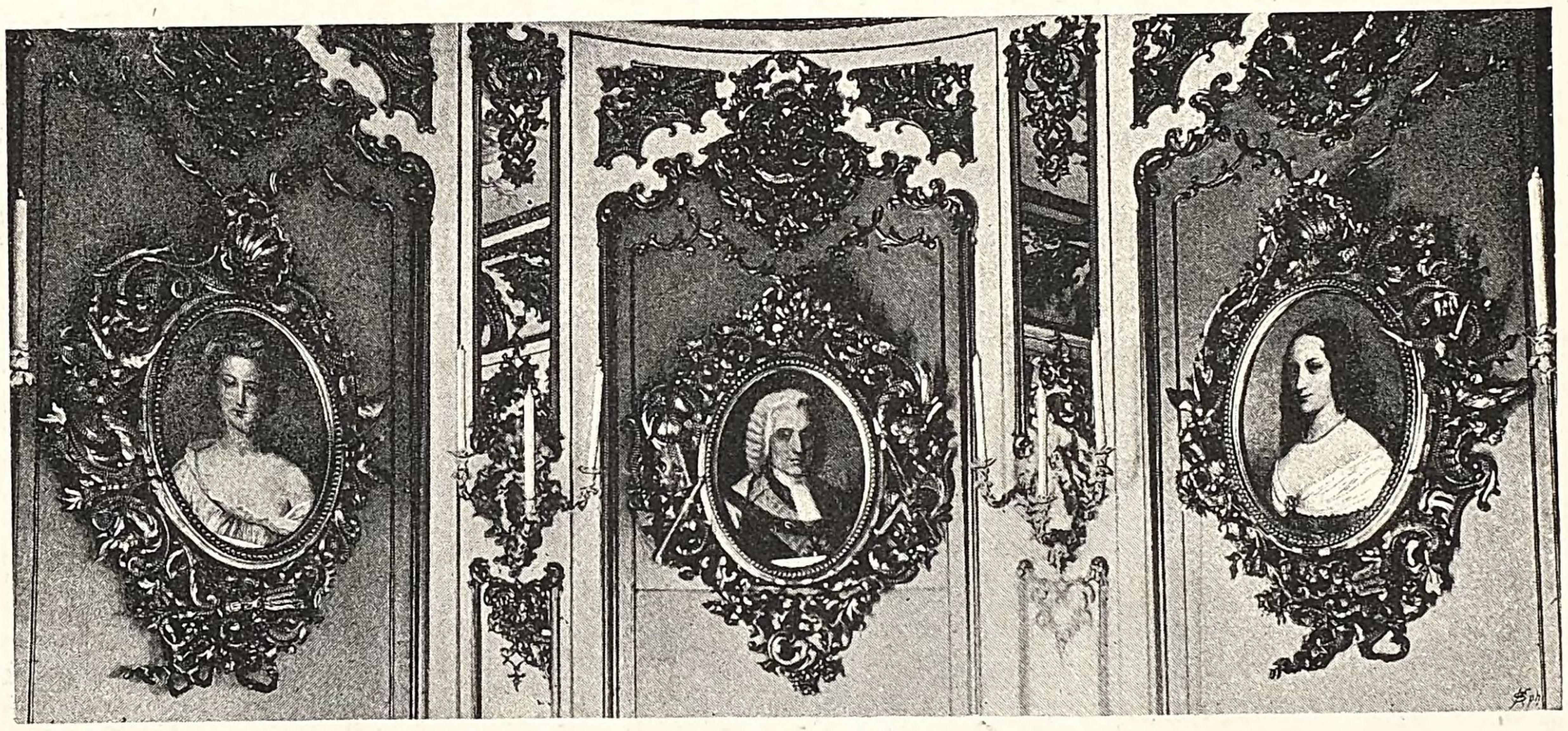
Die reiche Bilderfülle, die wir zur Veranschaulichung des Spiegelzimmers geben, macht eigentlich jedes weitere Wort der Erklärung überflüssig. In der Erinnerung lockt es zum Vergleiche mit einem ähnlichen Raume des Chiemseeschlosses, und wenn es dabei zurückzubleiben scheint an blendender Pracht, so weiß es doch den Eindruck des Wohnlichen und damit des Gesunden festzuhalten. Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß es an künstlerischer Ausstattung etwas schuldig bleibe. Je näher man zusieht,



Lila-Cabinet.

desto größer ist die Wirkung aller Einzelheiten dieses Raumes. Der Grundton ist jenes Königsblau, von dem wir wiederholt sprachen. Nur freilich, das Gold der überreichen Stuckverzierungen und der silberne Glanz der Spiegel scheint es fast zu erdrücken. Die Kamine sind aus Lapis lazuli. „Echt?" fragt eine vorlaute Frauenstimme. „Jawohl!" Von einziger Pracht sind die Tische. Der eine derselben trägt eine Mosaikplatte, welche auf Lapis lazuli das bayrische Wappen trägt, während auf farbigem Marmor broncefarbige Guirlanden und Arabesken sich tausendfach verschlingen.

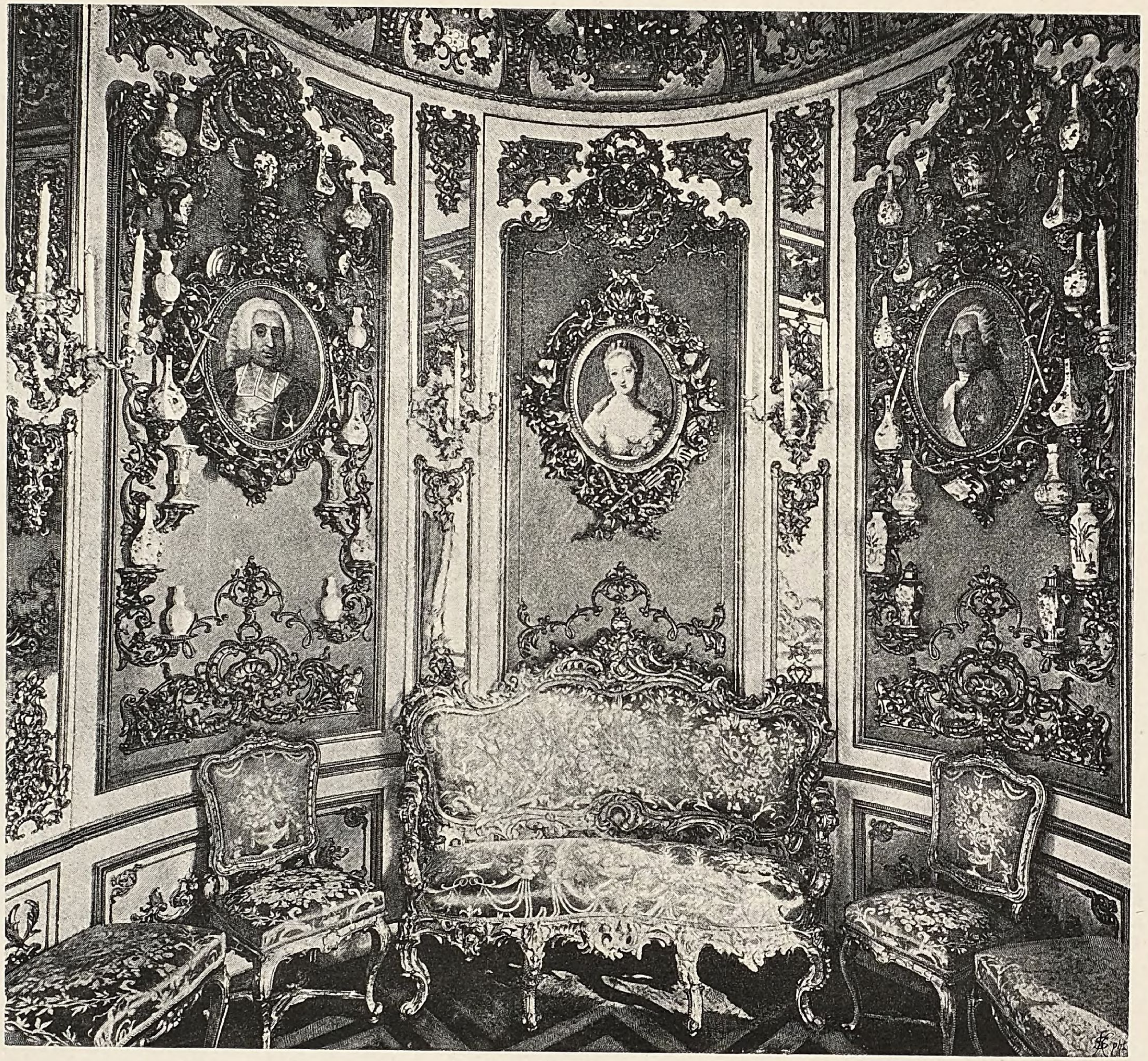
Dieses bayrische Wappen ist im Übrigen das einzige Etwas, das an Bayern erinnert, mit der Ausnahme freilich, daß hier wohl Alles nach französischem Muster gedacht, aber Alles von bayrischen Künstlern gemacht wurde. Im Übrigen sind wir hier in der ganzen Entfaltung des Stils Louis XV., und so scheint es auch natürlich zu sein, daß auf dem die deutlichsten Spuren vielfacher Benutzung tragenden



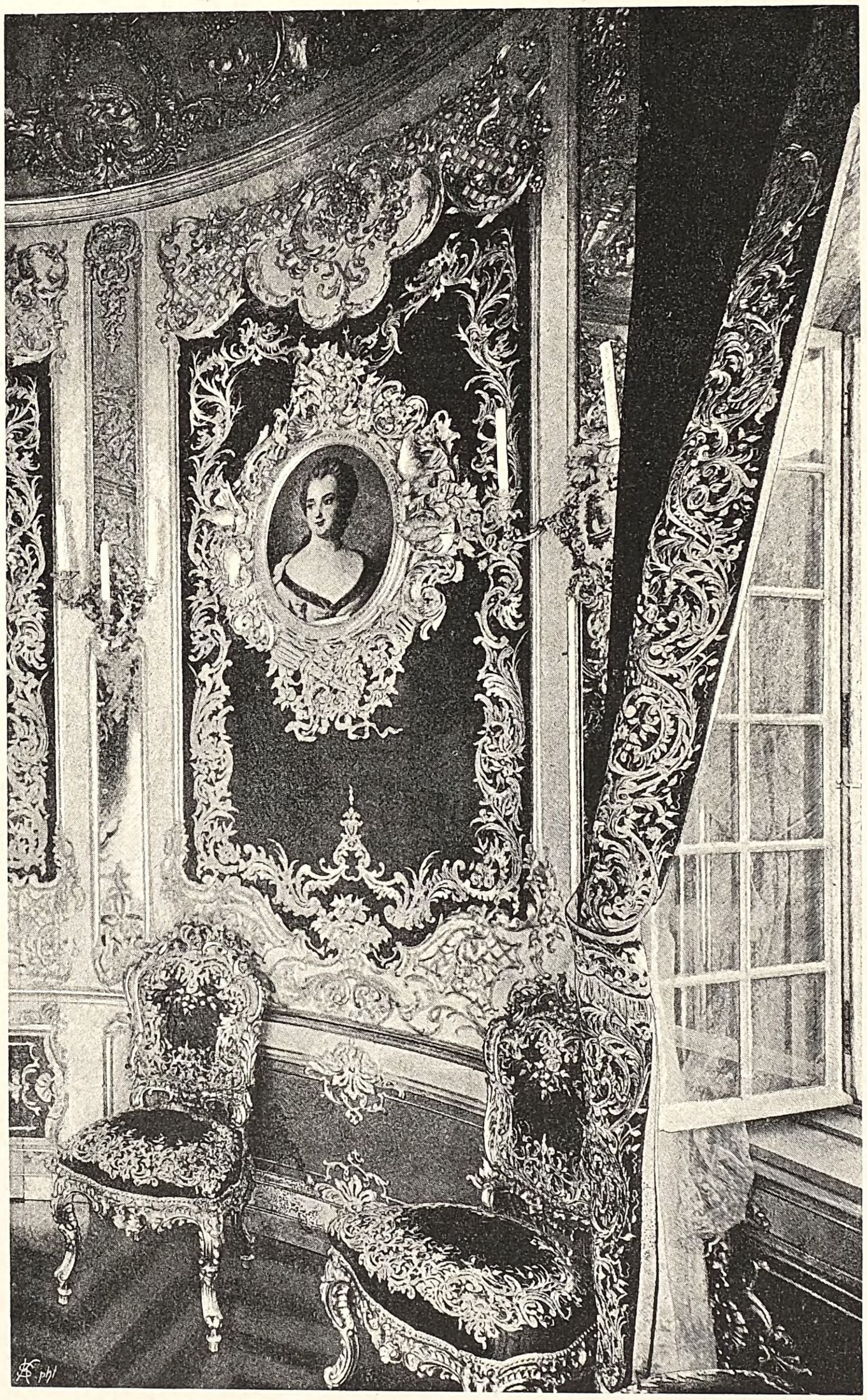
Abriß aus dem blauen Cabinet.

Schreibtische die Statuette des jugendlichen fünfzehnten Ludwig steht. Auch seine Krönung und andere mehr oder weniger schöne Thaten aus seinem langen Luderdasein sind behaglich und breitspurig abgemalt. Auf der einen Cheminée steht obendrein die Entführung der Helena, auf der anderen der Raub der Proserpina. Da in der Spiegelnische, wo das Sopha steht, kann man sich ja, wenn man will, auch noch die schöne Pompadour langausgestreckt zu schlaffem Träumen denken. Oder in der Mitte des teppichgeschwellten Raumes mag man den verlumpten Brachvogel'schen Narziß stehen und tollen sehen, denselben Narziß, der eine Lieblingsfigur des Königs war und eine Lieblingsfigur überspannter, in sich unfertiger Naturen auch bleiben wird.

Daß hier der König weilen, schlafen und arbeiten konnte, weist mehr als alles Andere auf seine bis zur Selbstentäußerung getriebene Künstlernatur. Eine rein menschliche, oder wenn man will, unmenschliche Vorliebe für höfisches Cocottenzeitalter hat er nie gehabt. Dort drüben im tiefen Walde steht die Hundingshütte, die er ja so gern aufsuchte. Solche Contraste sind nur in der Natur möglich, die sich



Rosa-Cabinet.



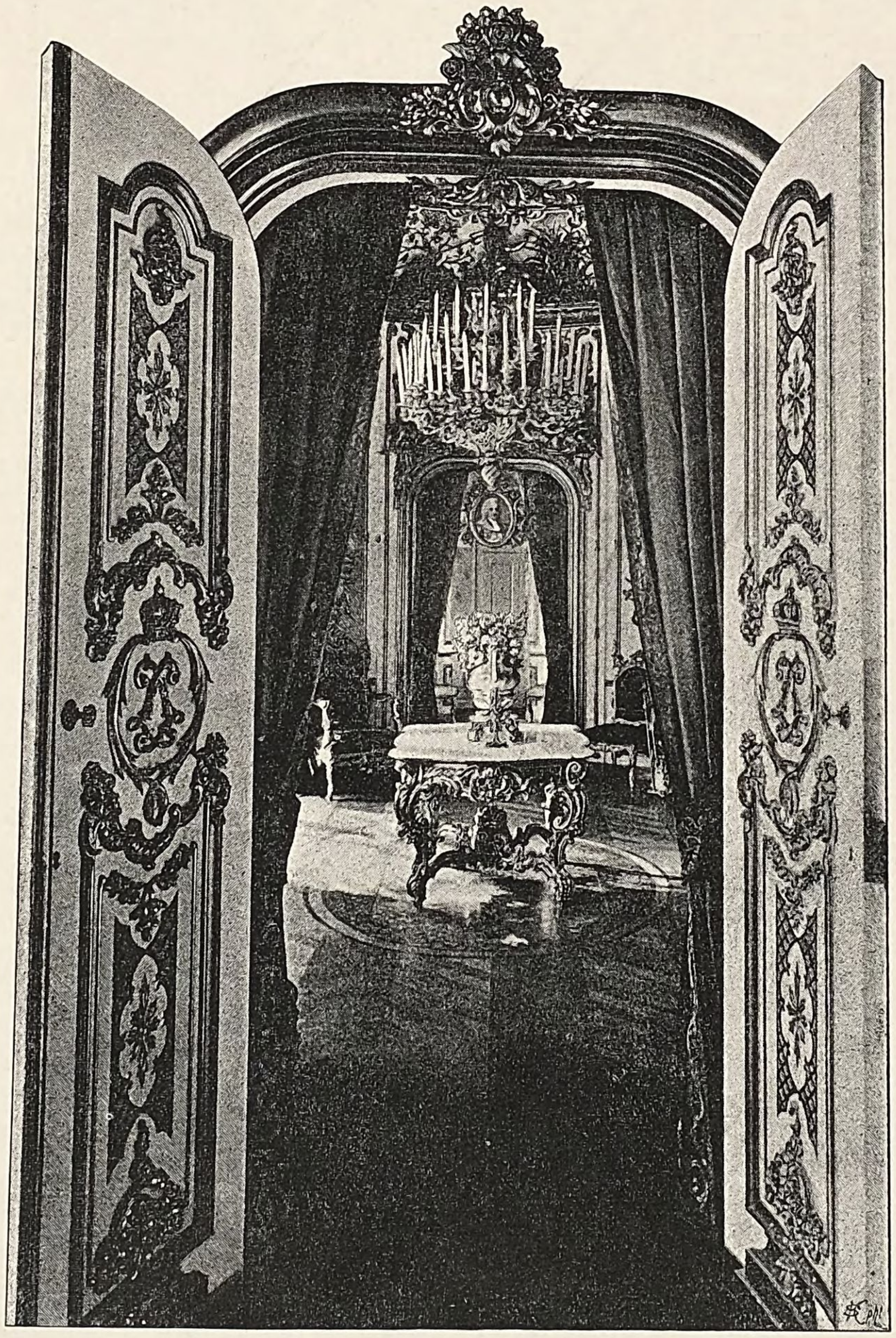
Theilansicht des gelben Cabinets.



Der Spiegelsaal in Schloß Linderhof.

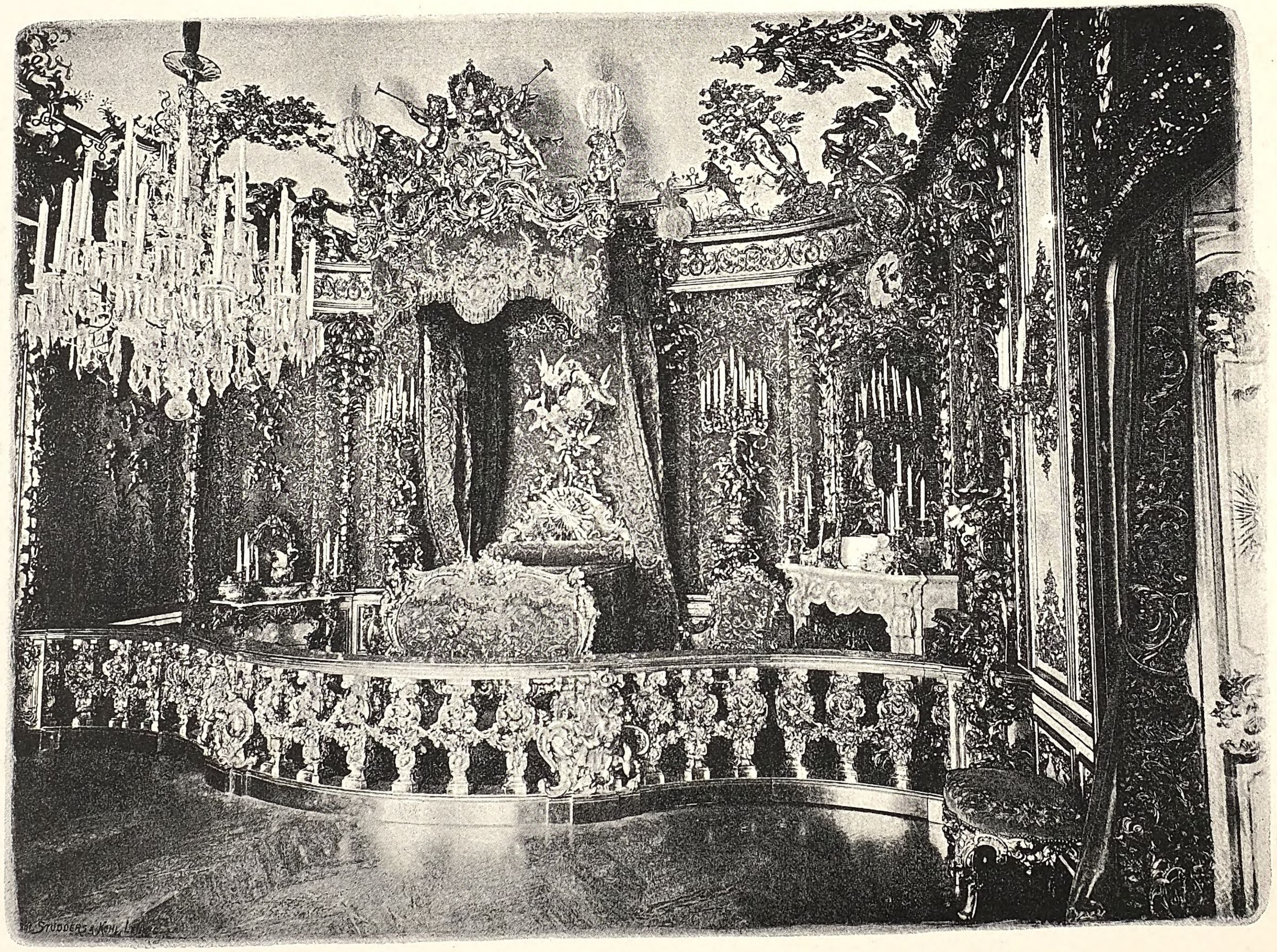
Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden.

in gewisser Hinsicht voll und ganz des Persönlichen entkleiden konnte, um objectiv künstlerisch Alles zu genießen, was ihr Kunst bedeutet. Wenn Ludwig diese Begabung auf den Staat hätte übertragen können, wäre er zweifellos ein unvergleichlicher Herrscher geworden. Aber neben die eine Uebertreibung stellte



Einblick in das Speisezimmer.

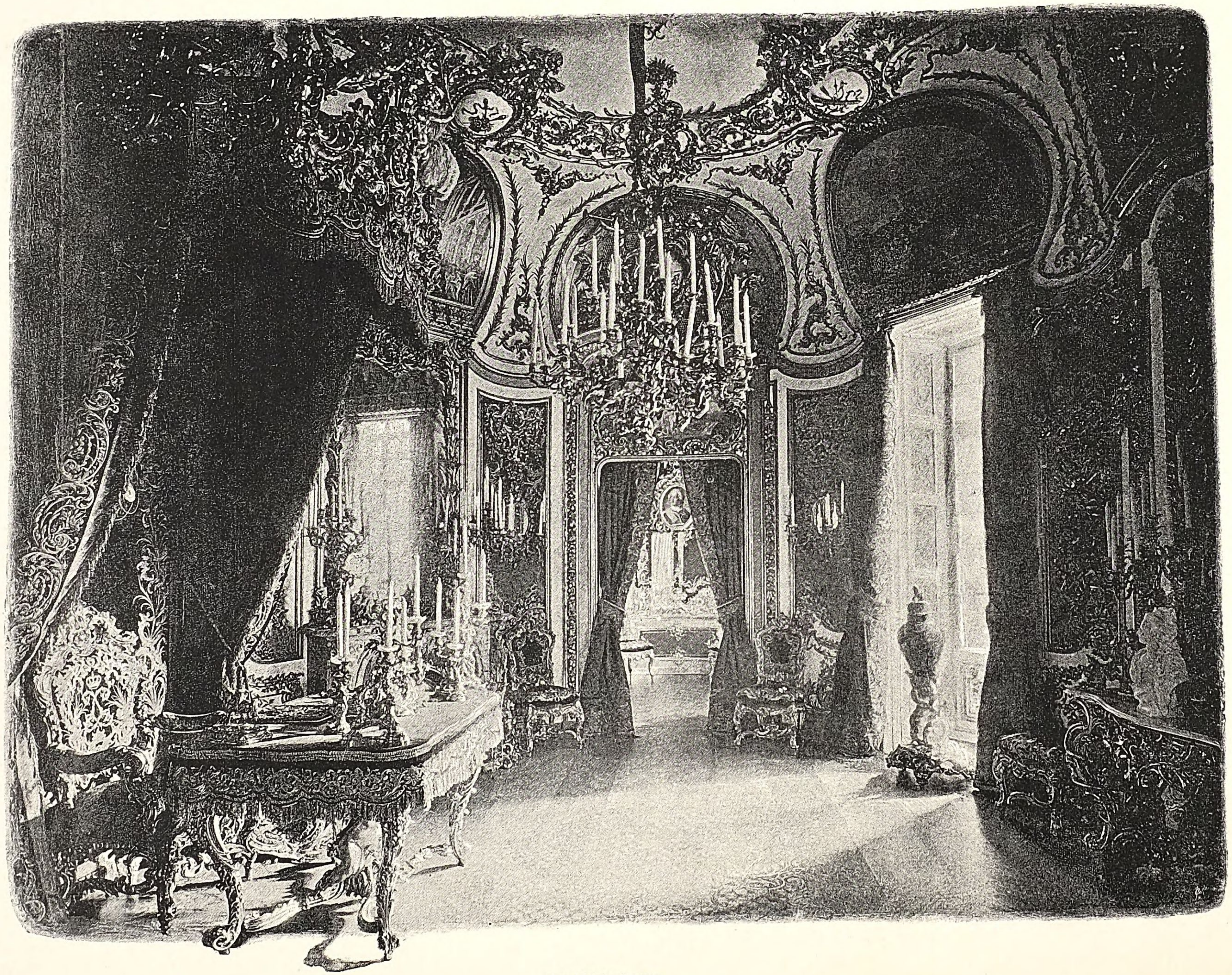
sich leider, und man könnte sagen naturnothwendig, die andere: Dort läßt er alle Stile gelten und in der Lebenskunst nicht einen. Sein ganzes Dasein ist ein beständiger Abweis der Gegenwart. In der Verachtung des Einzelnen, der jeder hochstrebende und hochdenkende Mensch mehr oder weniger verfällt, hat



Schlafzimmer in Schloß Linderhof.



Der Arbeitstisch.



Das Arbeitszimmer.

er doch nicht die Liebe zum Ganzen gefunden. Und diese Liebe allein ist es, die das Dasein daseinswerth macht; sie müssen wir suchen, sie müssen wir finden, wenn wir — das Wort sagt Alles: staatlich gesund bleiben wollen.

Der nach Süden gelegenen Chambre glace entspricht, wie ich schon sagte, im Norden die Lage des Schlafzimmers, das in unserem Bilde zu sprechender Wirkung gelangt, und, wie man sieht, an Fülle und Ueberfülle leichtbeschwingter Gestaltung nichts zu wünschen übrig läßt. Zu beiden Seiten — östlich und westlich — schließt sich hier je ein rundes Cabinet an, deren ersteres zudem einen Ausgang nach dem Speisezimmer und deren letzteres einen nach dem Arbeitszimmer hat. Diese eben genannten großen Räume werden auch im Süden von je einem solchem Cabinet umgeben, deren eines blau, deren anderes gelb als Grundfarbe hat, während die neben dem Schlafzimmer gelegenen in Rosa und Lila prangen. Jeder dieser im Verhältniß sehr kleinen Räume ist dank einer genialen Ausstattungsweise zu einem besonderen Kunstwerk geworden, dessen heiter-sinnliches Wesen nicht mehr und nicht weniger als den Ausdruck berückender Grazie bedeutet. Hier sind wir in der Vollentfaltung des Rococo und so scheint es denn auch ganz natürlich, daß mehr oder weniger galante Frauen und Männer der Regence und der Zeit Louis XV. aus reizvollen Medaillons herniederblicken. Selbst die Dubary fehlt nicht, was der historischen Treue doch alle Ehre macht.

Uebrigens ist unter all den französischen Herrschaften doch auch ein einziger Deutscher anzutreffen und zwar aus schönstem Meißener Porzellan gestaltet. Hoch zu Roß sitzt er in einer fast ehernen Schneidigkeit da und dabei doch wieder leicht, um nicht zu sagen kokett: Es ist August der Starke. Ob ihm, dessen Genie nahe daran war, aus Dresden die herrlichste Stadt der Welt zu machen, hier eine Huldigung erwiesen werden sollte? Ob Ludwig den Plan zu August's Königsschlosse kannte, dem der noch jetzt in Schönheit prangende „Zwinger“ nur ein Vorhof sein sollte? Ich habe diesen Plan als ein kunst- und culturhistorisches Prachtstück mit in die Bilderreihe meiner „Goldenen Chronik der Wettiner“ aufgenommen. Wer ihn sieht wird begreifen, daß man auch von August dem Starken, dem viel Geschmähten und doch auch viel Verkannten mit Bewunderung sprechen kann, wenn man ihn, wie es sich gehört, nicht aus unserer Zeit heraus, sondern aus der seinen betrachtet. In jedem Falle ist seine Statuette — sie ist eine Nachbildung des auf dem neustädtischen Markt in Dresden stehenden Reiterstandbildes — hier, wo das Porzellan Triumphe feiert, an ihrem Platze.

Eine, ich möchte sagen: gefügtere, festere Pracht als die erwähnten kleinen Räume strahlen das Arbeits- und Speisezimmer aus. Natürlich, wie sich von selbst versteht, ohne die leichtfüßige Heiterkeit des Stils zu unterbrechen. Beide sind oval und geben schon durch diese ihre Form den runden Linien des Rococo die erwünschte Fläche. Der Grundton des Speisezimmers ist Purpur mit Gold. Natürlich ist der Versenkungstisch, der inmitten des Raumes steht und, dem Charakter des Ganzen entsprechend, auch ovale Formen zeigt, den Besuchern die Hauptsache. Man sieht dabei wieder, wie gern sich auch die Philisternatur aus ihrer Alltäglichkeit herausphantasiert. Nicht das Schlichte, Reine, Große sucht man und staunt man an: das Absonderliche, Bizarre, Verschleierte sucht man, weil man lieber mit den Sinnen als mit dem Verstande bewundert. Für Die, so da eine besondere Violine spielen wollen oder spielen müssen zwischen oder über ihren lieben Mitmenschen, ist die Wanderung hierher wohlfeiler und übrigens auch gesünder als ein Colleg beim seligen Machiavel. Und wenn man dabei, wie es sich gehört, eine

Dosis Humor mitbringt, kann man lächeln und wieder lächeln über die Dürftigkeit der Mittel, durch die man sich unfehlbar interessant machen kann, wenn man nur will. Daß gerade König Ludwig solche Absicht nicht hatte, scheint nun freilich dafür zu sprechen, daß man gerade dann am interessantesten wird — ich behalte das fürchterliche Epitheton ohne alle ironische Nebenabsicht bei — wenn man ganz und gar keine Lust hat es zu sein und unbekümmert den Weg wandelt, den unsere Natur uns zu wandeln heißt.



Blumenspendende Flora.

Wenn ich hierbei noch bemerke, daß im Arbeitszimmer die reichliche Anzahl mehr oder weniger selbstherrisch auf Schreibtisch und Teppich gespritzter Kleckse eine besondere Aufmerksamkeit finden, so geschieht das natürlich durchaus nicht, um gegen solch uralte Gewohnheit der Menge zu eifern. Man bemerkt dabei nur einmal mehr, wie sehr solche und ähnliche Curiositätenlust wuchert, um das Gewissen der Geschichte wieder und wieder selbst dem offenen Auge zu entrücken.

Da das Arbeitszimmer auch zum Empfang diente, war die Gestaltung der Symbole des König-

thums, die hier an der Wand glänzt, von selbst gegeben. Im Uebrigen ist auch hier die ganze Ausstattung so reich und auserlesen, daß es gar nicht der Mühe lohnt auf sie noch besonders hinzuweisen.

Die hier noch gegebenen Bilder: Amor und Psyche und die blumenspendende Flora sind dem Plafond des Speisezimmers entnommen. Er ist von Schwoiser gemalt und durch unterbrechende vergoldete Stuckverzierungen so gestaltet, daß vier verschiedene Motive — es kommen noch Venus und Amor und

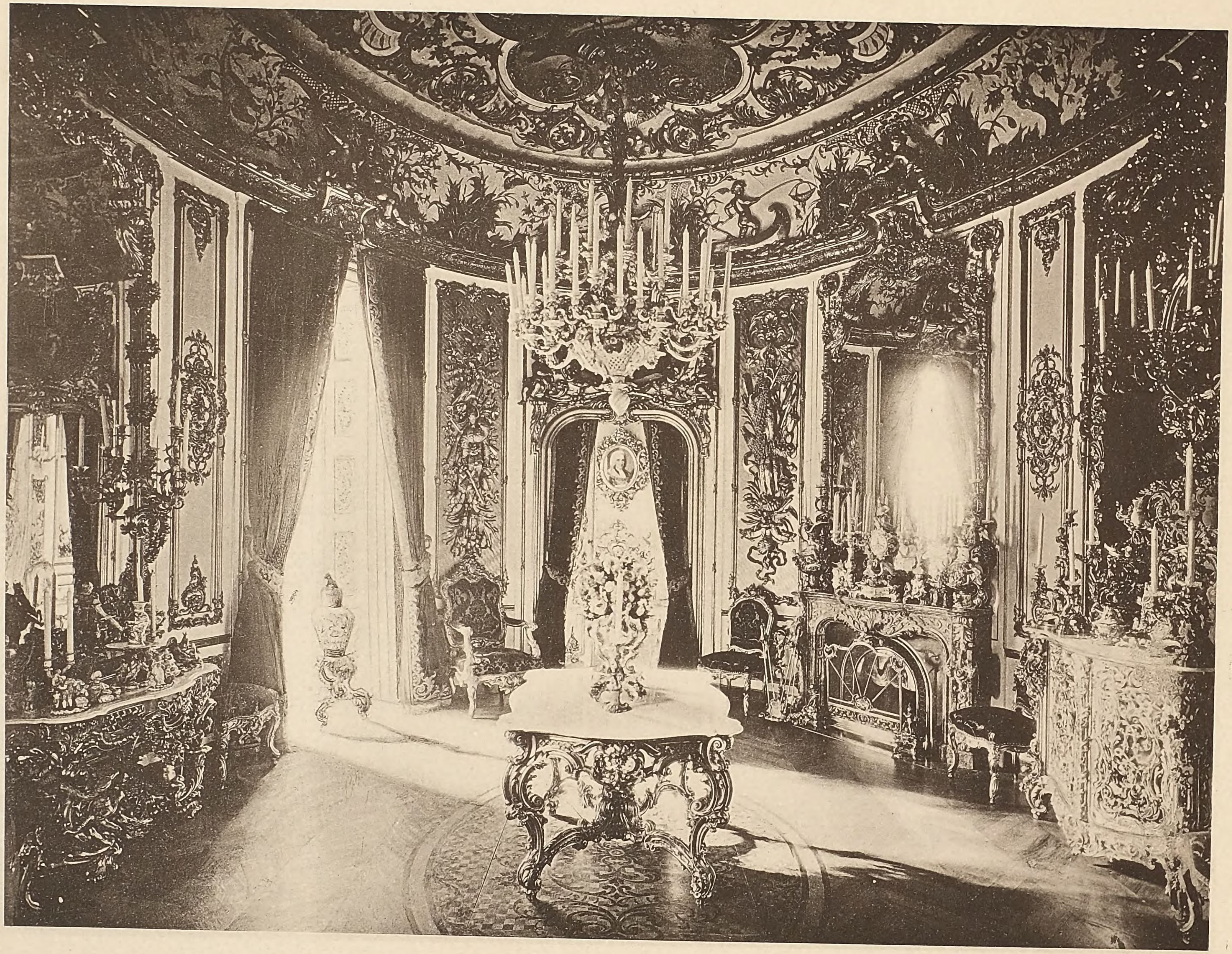


Amor und Psyche.

Bacchus und Venus dazu — abgesonderte Einheiten bilden, die sich doch zu einem reizvollen Ganzen verbinden.

Es ist gewiß, denn die Betrachtung lehrt es in jedem neuen Schauen, daß sich Linderhof sicher und naturgemäß in den Rahmen der von dem König mit gutem Grund gestalteten Kunstepochen fügt. Der Weg von der erhabenen romanischen Hofburg bis zum übermüthigen Lustschloß des Rococo ist freilich ein sehr weiter. Aber er ist zielbewußt zurückgelegt, wobei man nur bedauern kann, daß — ob

man nun die Berechtigung solches idealen Nachgestaltens zugebe oder nicht — die gothische Ritterburg unausgeführt blieb, die hoch oben aus dem erhabenen Scheitel des Falkenstein dem Himmel entgegenwachsen sollte. Der bloße Gedanke, der sie dort oben denken konnte, ist allerdings eine aus aller landesüblichen Anschauung herausfallende — That. Aber eine That bedeutet er und solch eine, daß man ihretwegen allein in Andacht zu dem todten König pilgern darf, um bei ihm das Geschick zu beweinen, das den idealen deutschen Menschen um einen idealen deutschen König betrog.

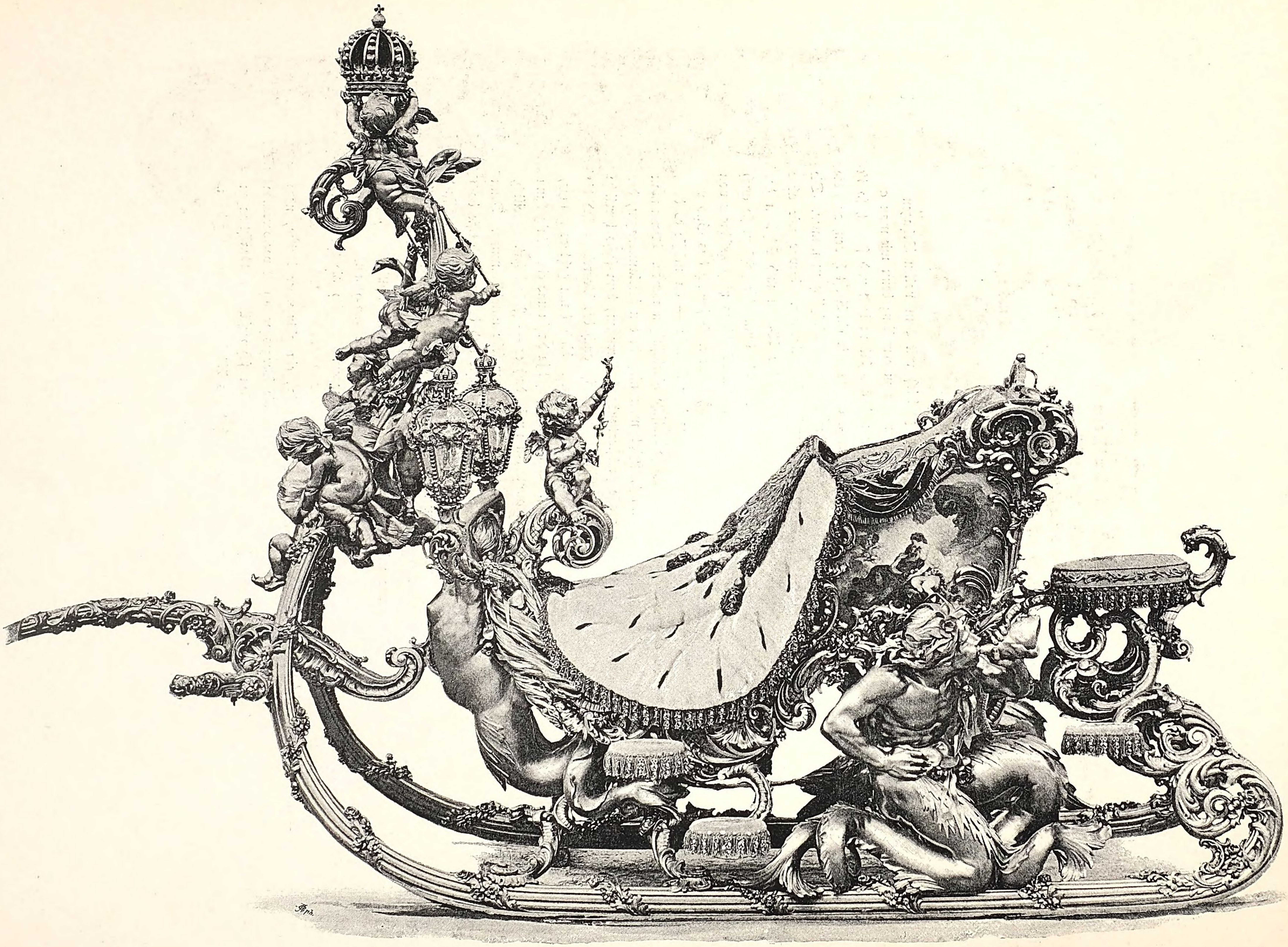


Das Speisezimmer in Schloß Linderhof.

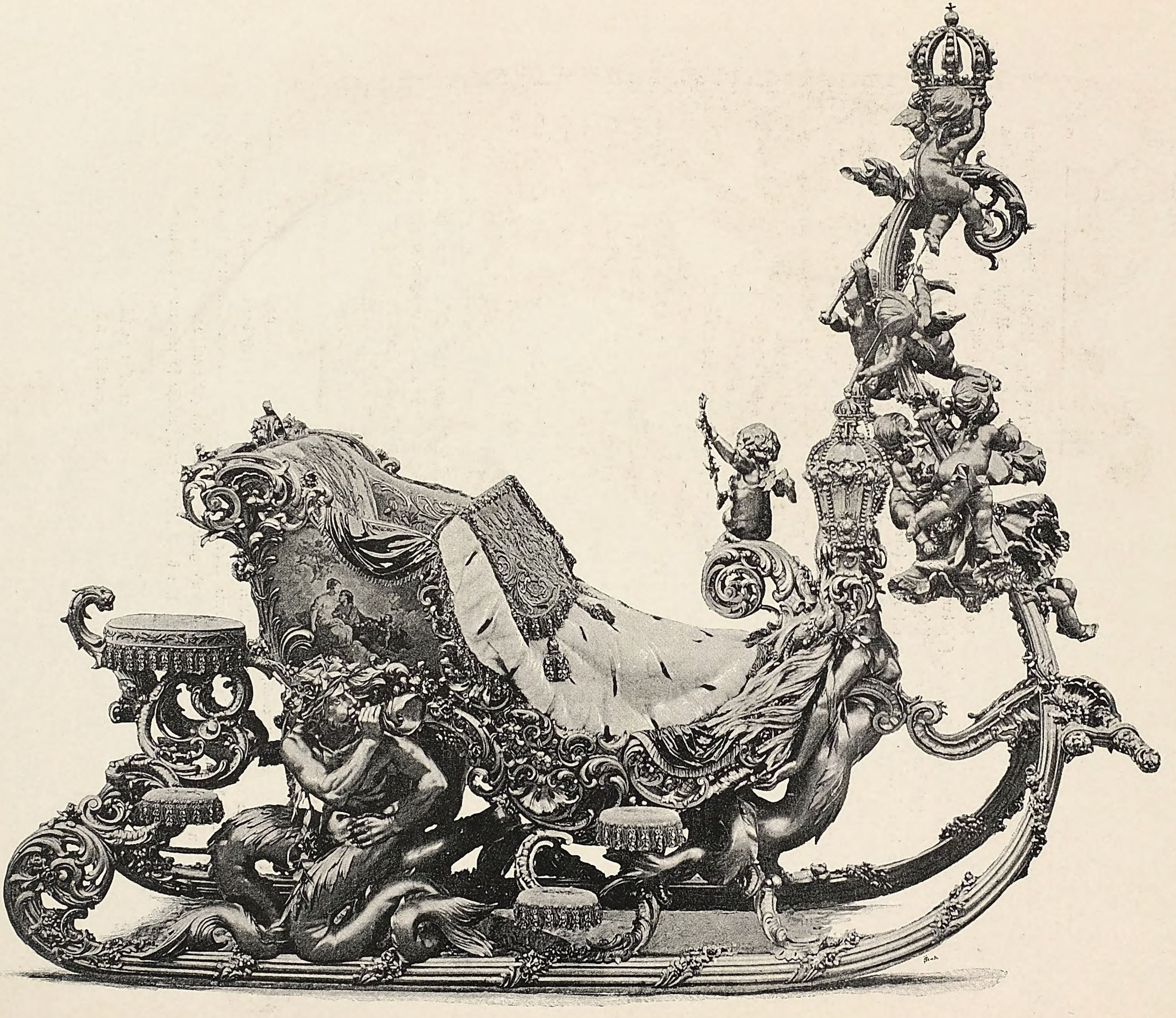
Lichtdruck von J. Klinkhardt in Leipzig.

Prunkvoll giebt sich Linderhof in jeder Linie, um zugleich mit dem vollen Behagen des Wohnlichen und Trauten seine königliche Bestimmung zu erweisen; denn wie man auch denke über den sinnlichen Reiz, der über Allem und aus Allem lockt und strahlt, so ist er in letzter Linie doch auch königlicher Art, wenn anders wir ein Recht haben, auch die feinste, um nicht zu sagen edelste Gestaltung des Sinnlichen königlich zu nennen. Die herrlichen Gärten sind bei alledem die nothwendige Umrahmung. Bevor wir aber ihrer gedenken in einem letzten schnellen Wort, mag die Erwähnung der Wagen und Schlitten des Königs gerade hier am Platze sein. Hier hat er dieselben zumeist benutzt, denn hier gehören sie auch her. Sie stehen jetzt in München, wo man bei oberflächlichem Betrachten allerdings nicht unschwer von einer stupiden Pracht sprechen könnte. Denkt man sie sich zu Linderhof, dann wird freilich das Bild und das Wort ein anderes. Wir sehen den König herausschreiten aus dem Schloß: — da müßte es denn einen gar öden Eindruck machen, wenn er in eine landesübliche Kutsche hineinsteigen würde. Wenn man aus dem Jahrhundert königlicher Selbstherrlichkeit kommt, steigt man nicht in den Reclamewagen, der dem sozialistischen Zeitalter behagt: da wartet der große goldstrotzende Galawagen, dem sechs herrliche weiße, reich geschmückte Pferde vorgespannt sind. Und reichgeschmückt ist auch der Vorreiter, sind die Führer des Wagens, denen natürlich die weiße Perücke nicht fehlen darf. Und dann geht es hinaus, schnell und schneller und endlich in tollem, rasendem Lauf. Ein König fährt ja dahin und ein König kann nie schnell genug fahren, weil man auch seiner Fahrt anmerken muß, daß er — Flügel hat. Freilich, daß Jemand das merke, ist diesem König gleichgiltig, ja am Ende sogar sehr unwillkommen. Denn warum ginge sonst die nächtliche Fahrt auf einsamster Waldstraße dahin! Hie und da zwar führt sie doch an menschlicher Wohnung vorbei, ihr Lärmen schreckt den Schlaf des müden Bauern. Verstohlen öffnet der die Thür und verstohlen blickt er hinaus. Das glänzende Licht, das von dem Wagen ausstrahlt, erfüllt ihn mit unheimlichem Staunen: der Märchenkönig fliegt vorüber. Und auch der einfache, weltfremde Bauer fühlt da so etwas, was ich vorher mit: — interessant bezeichnete. Aber freilich auch noch etwas mehr, denn das erweitert und verklärt sich. Und großäugig blickt er der Erscheinung nach und in allem bethörenden Wahn, den solches Schauen ihm bringt, faltet er unwillkürlich die Hände und murmelt: „Gott segne König Ludwig."

Weit hinaus führt solche Königsfahrt. Früher, da der König, ein glänzender Reiter, noch dahinjagen konnte auf schnellfüßigen Pferde, war freilich so manches, die Bergesherrlichkeit versperrende Hinderniß leichter zu überwinden. Aber auch jetzt noch in dem großen schwerfälligen Prachtwagen strebt die Fahrt dem Scheitel der Gebirgsnatur entgegen. Man hat des Königs eignes Wort gelesen,

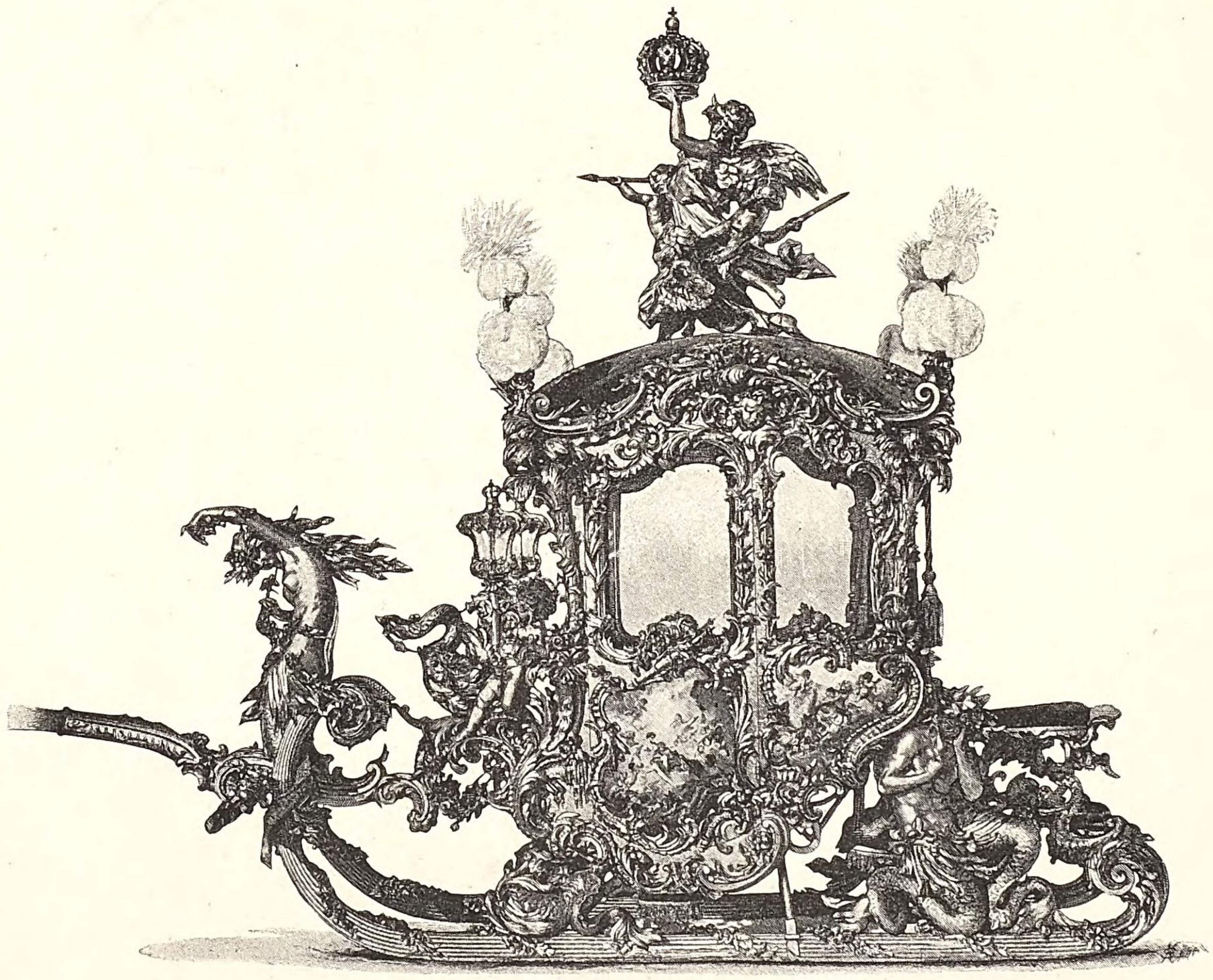


Offener Schlitten König Ludwigs.



Offener Schlitten König Ludwigs.

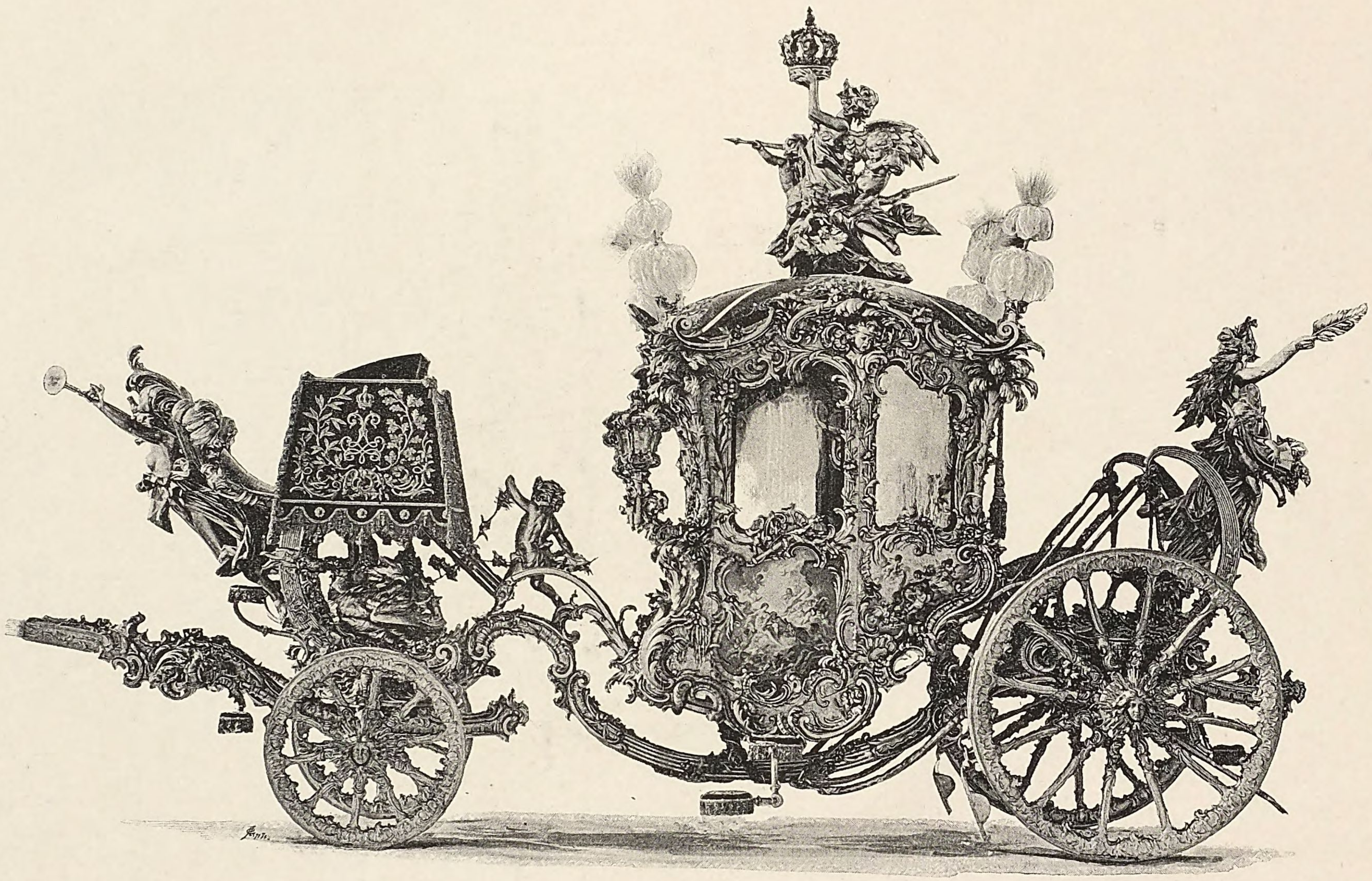
das seine Schwärmerei für Alles, was schweizerische Schönheit heißt, verkündet. Hier draußen, wenn er das Loisachthal entlang dem Wettersteingebirge entgegenfuhr, fand er Aehnliches und Verwandtes. Und hoch oben, wo der Schachen einen unvergleichlichen Blick offenbart auf Deutschlands höchsten Berg, auf die Zugspitze, baute er sich drum auch ein stilles Gebirgshaus, das außen den Charakter des Landes und innen den der maurischen Kunstweise trägt. Im Winter war es nun freilich nicht möglich, in dem herrlichen Königsschlitten bis hier herauf zu streben. Dafür aber ward der Natur abgerungen,



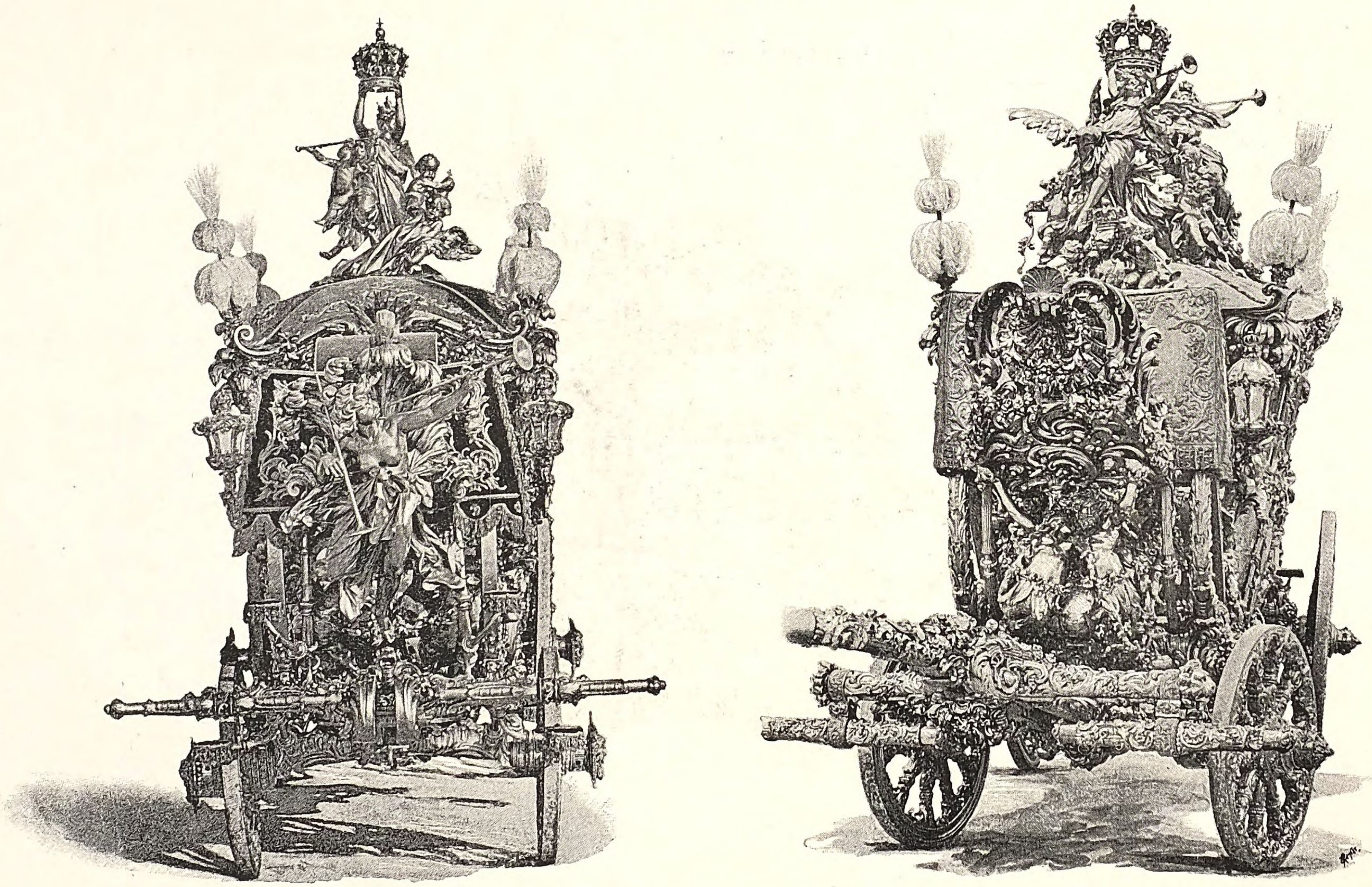
Bedeckter Königsschlitten.

was ihr nur von Menschenhand abgerungen werden konnte: Hunderte von Menschen waren thätig, um die verschneiten und verschütteten Wege fahrbar zu machen, so daß der königliche Herr stundenweit hinausfahren konnte in die erhabene Winterlandschaft der Gebirgswelt. Da mag denn der Zauber, den solche Fahrt ausstrahlte, bethörend gewesen sein, wie ein geheimnißvollstes Feenmärchen. Die hier abgebildeten Wagen und Schlitten helfen im Uebrigen der Phantasie so sehr nach, daß man sich unschwer hineinträumen kann in solche Märchen und Herrlichkeit.

Uebrigens scheint bei alledem der König der einzige gewesen zu sein, der äußerlich dem außerordentlichem Stil des Ganzen nicht entsprach; denn nicht im Hermelin, mit Szepter und Krone, fuhr er

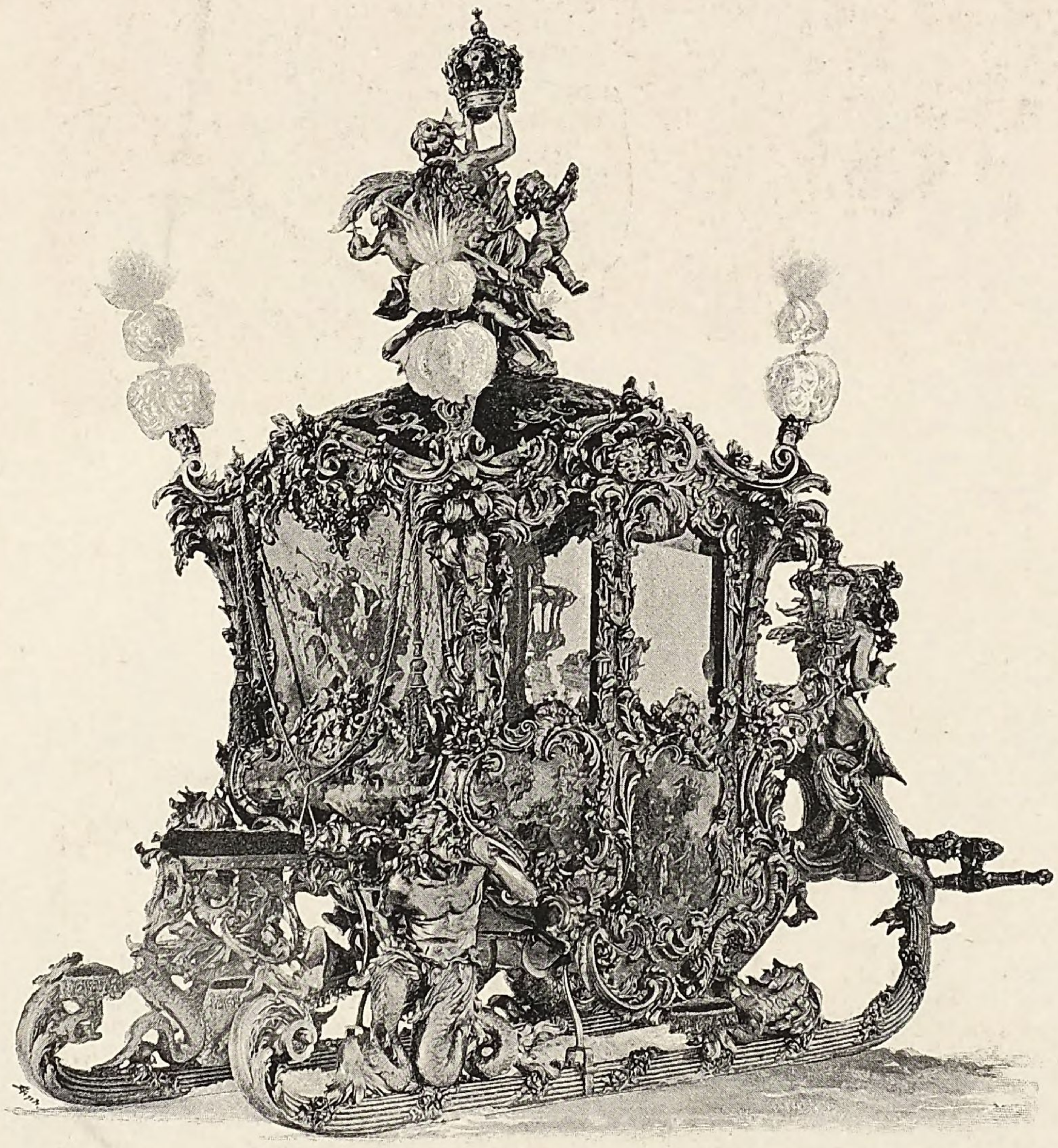


Prachtwagen des Königs.



Rückseite und Vorderseite eines Prachtwagens.

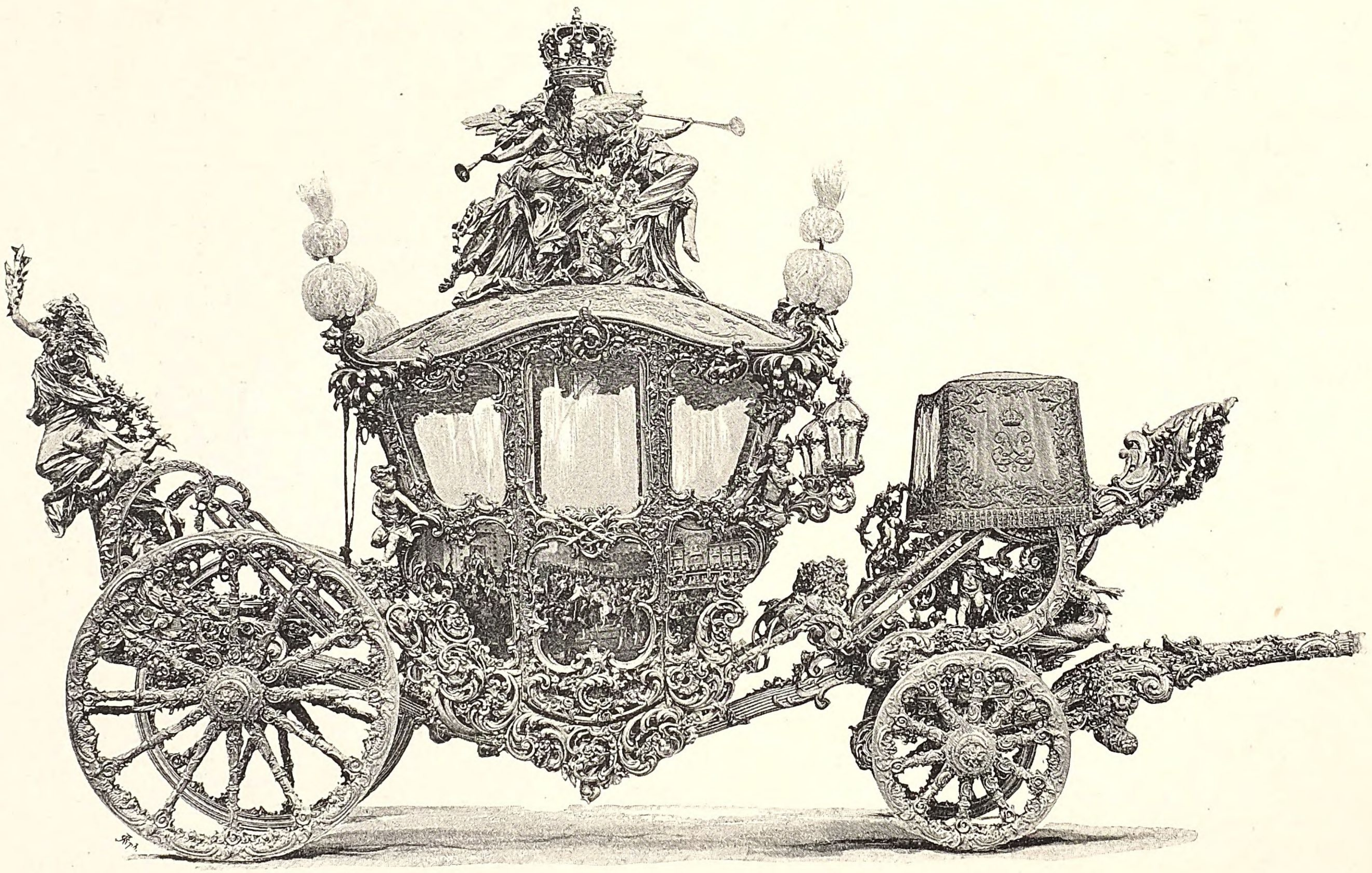
dahin, wie man zu seinen Lebzeiten erstaunt verkündete. Dann und wann soll er in prunkendem Hofkleid ausgefahren sein. Soll — ich sagte schon, daß auf dergleichen Gerede gar nichts zu geben sei. Und übrigens besagt das „dann und wann" auch nichts. Die glänzende Diamantagraffe, die er beständig am Hute trug, war das einzige, was in des Königs Kleidung, die im Uebrigen nicht übermäßig modern



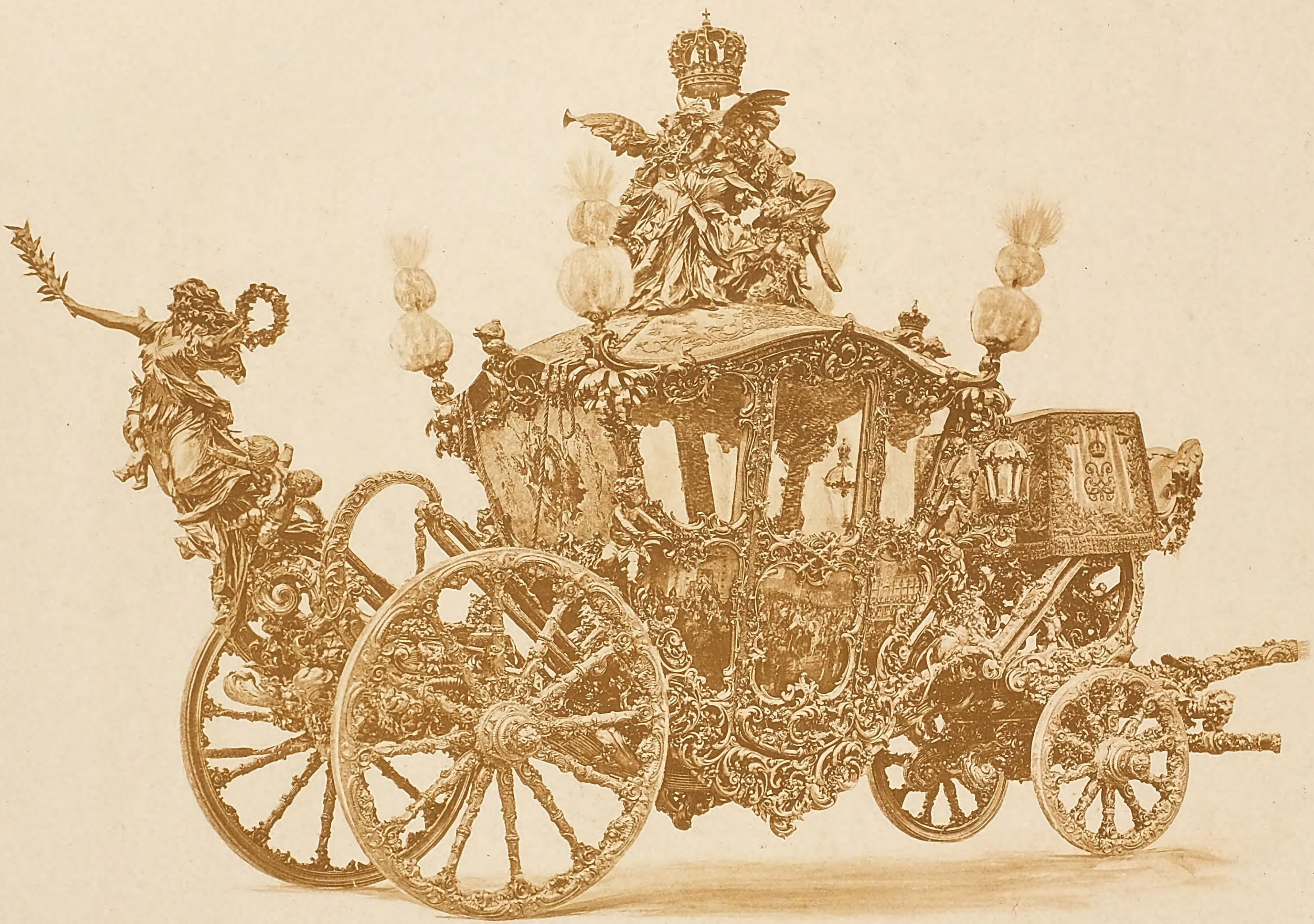
Bedeckter Königsschlitten.

war, ein Besonderes verrieth und dem Besonderen Rechnung trug. Fuhr er dahin im offenen Schlitten — denn wie man sieht, hatte er auch bedeckte — dann trug er regelmäßig einen mächtigen Pelz, der die immer ersehnte Wärme ihm bringen mußte.

Zur Seite des Schlosses zog sich das Graswangthal entlang — wenn man von Linderhof kommt links von der Fahrstraße — ein Weg dahin, der auch im dichtesten Winter vom Schnee entblößt sein mußte, denn hier machte der König seinen täglichen Spaziergang.



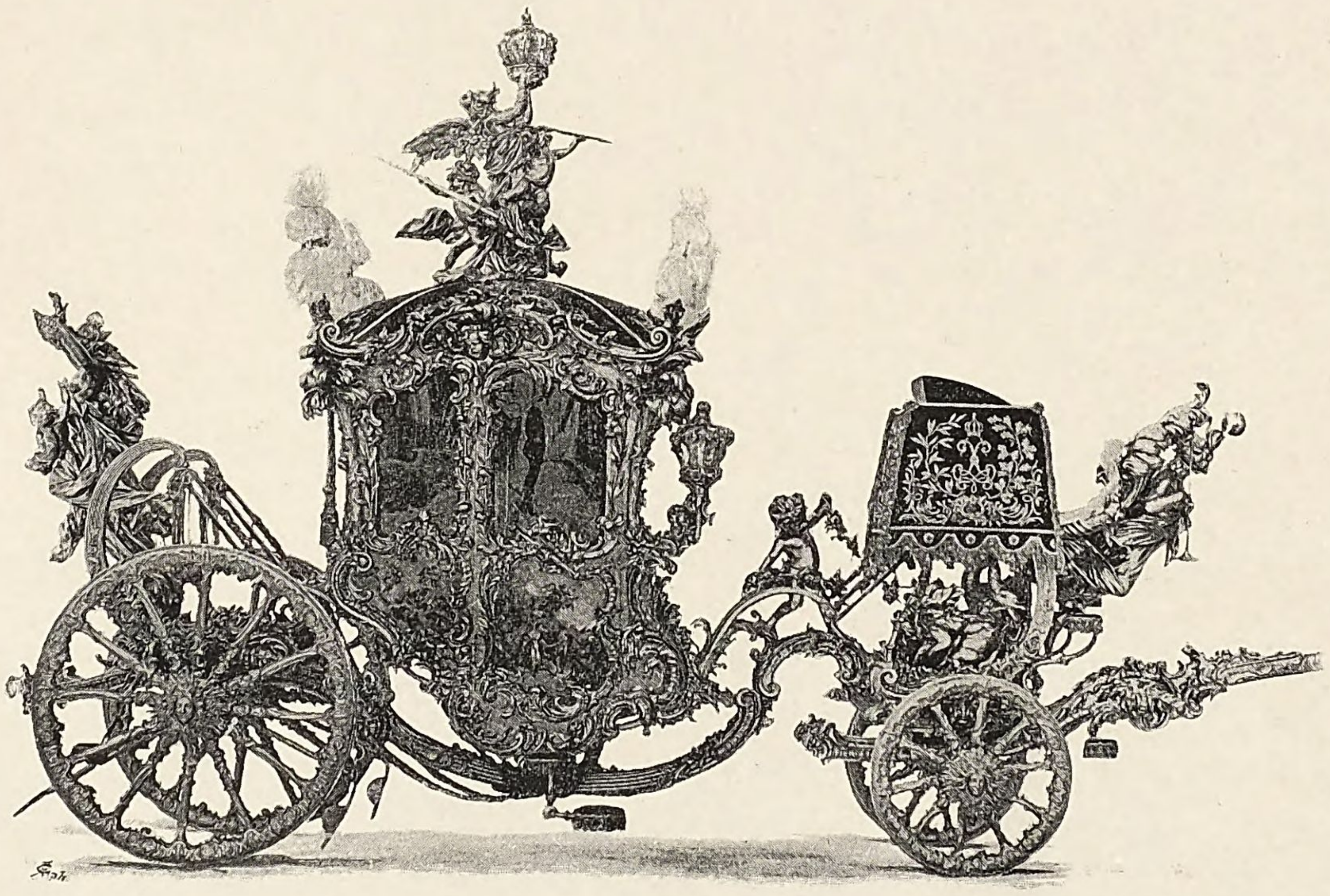
Prachtwagen des Königs.



Galawagen König Ludwigs II.

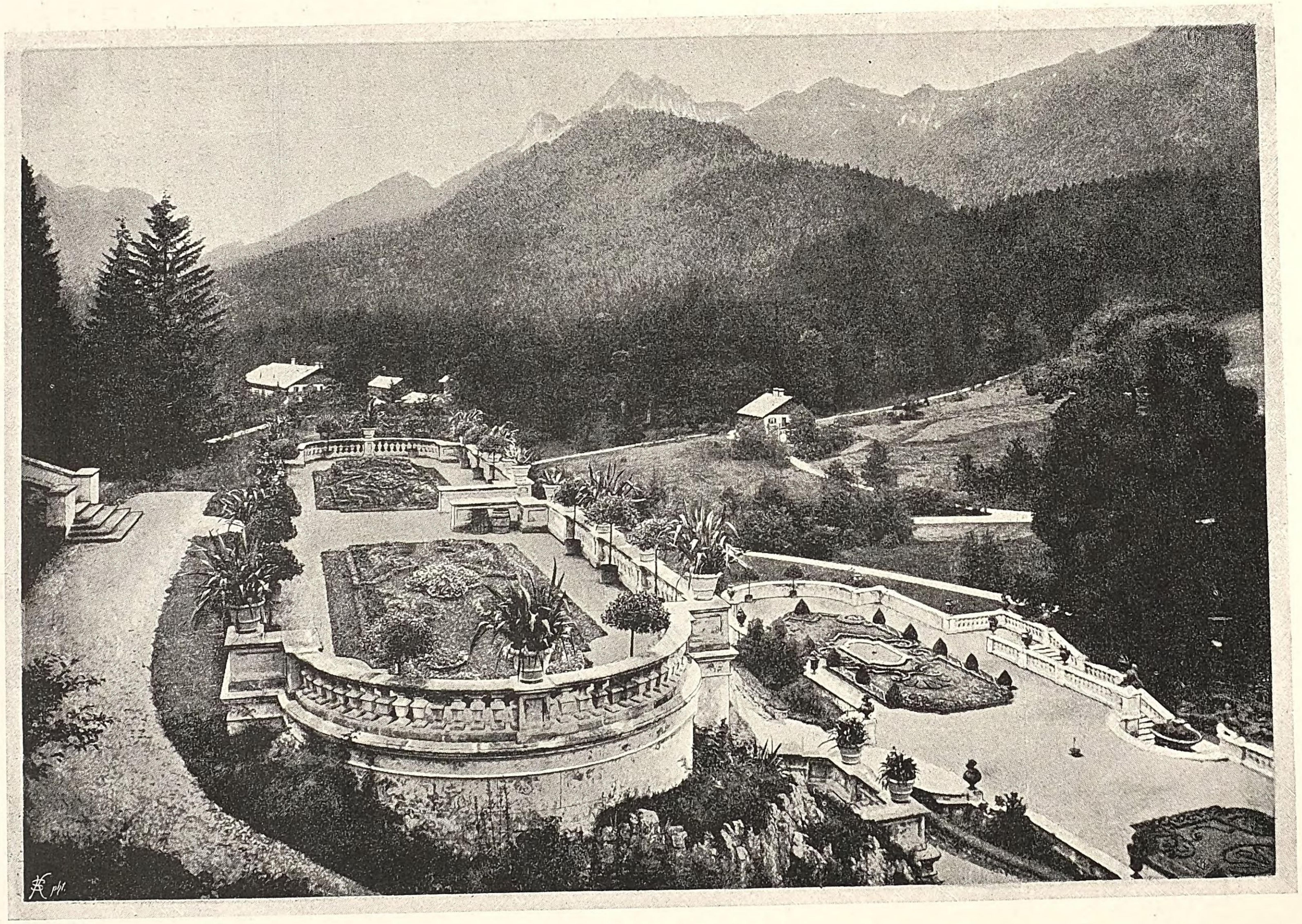
Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden

Ich wollte die Erwähnung dieses Weges nicht vergessen. Ich sehe die mächtige Königsgestalt groß und breit dahinschreiten: Jeder Zoll ein Hüne, und doch schwankt das für solche Schultern kleine Haupt krankhaft und verdrossen. Es ist ein rührendes Bild, Den, der all unsrer modernen Weise weltfremd seitab ging, auf den Pfaden der modernen Gesundheitspflege wandeln und in der täglichen Bewegung das bischen tägliche Wohlbefinden suchen zu sehen. Der Weg ist völlig eben und giebt dem schnellen Ausschreiten freien Raum. Daher ohne Zweifel seine Wahl; denn der verdrießliche Mann, der mit Widerwillen das herrische Gebot des eigenen Körpers empfinden mußte, wollte nicht aller Augenblicke an diesen Zwang erinnert sein. Innerhalb seiner Gärten wär' es bequemer gewesen und

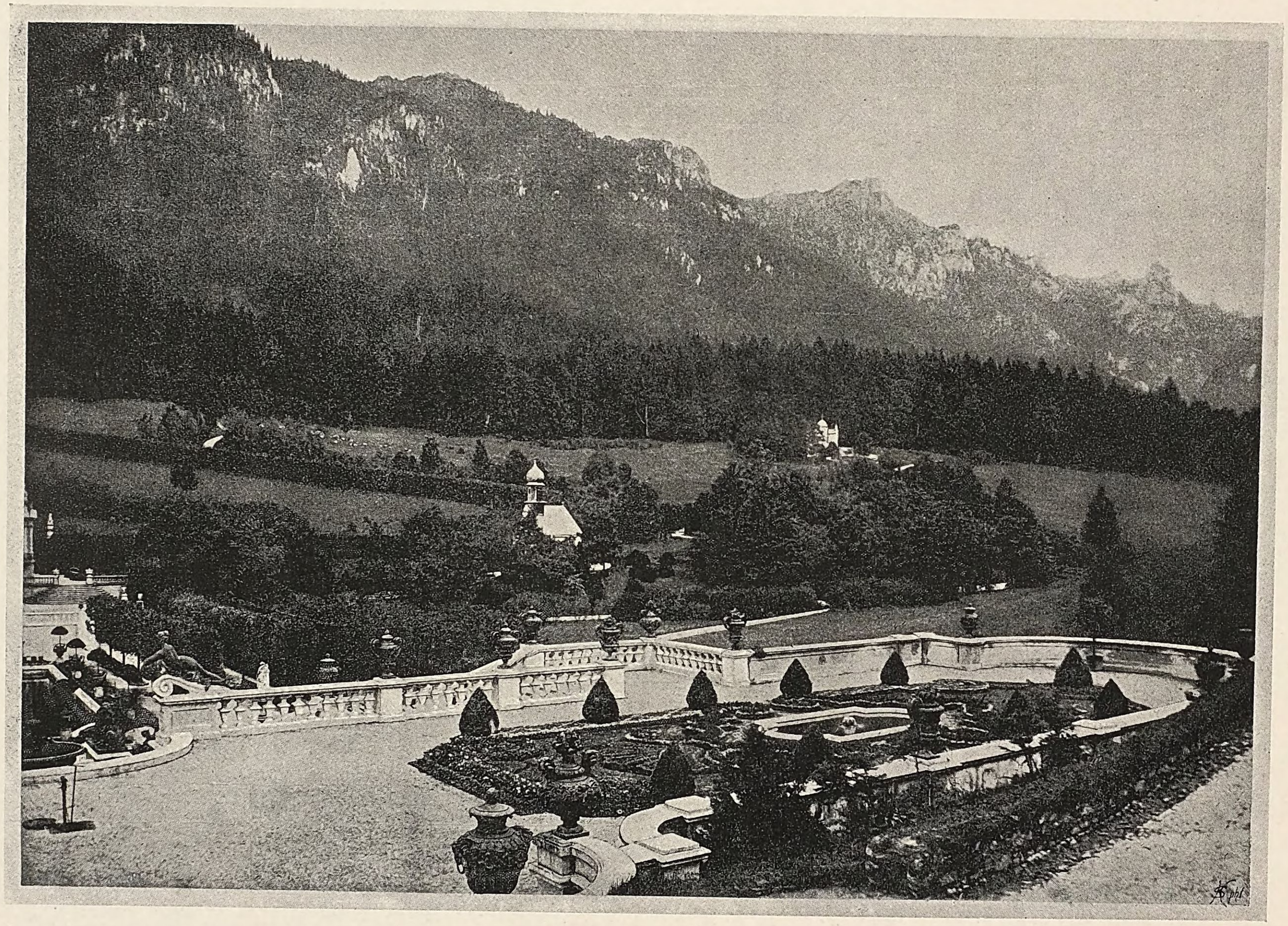


Prachtwagen.

er hätte des nachtratschenden Lakaien entbehren können. Dort aber würde der königliche Verdruß über Hebungen und Senkungen des Weges dahinstolpern, während hier das täglich gleiche Ziel — es führte bis in die Nähe des nächsten Dorfes — glatt vor Augen lag und damit die hastige Mühe der Bewegung erleichterte. Hier auch mochte die Umgebung reiner Natur beruhigend wirken; denn wer in der fortwährenden Gestaltung kunstreichster Pläne sich müht und quält, mag, und sei es nur für Stunden, die keusche Wirkung unverfälschter Natur als eine Erlösung empfinden. Die aber geben die herrlichen Gartenanlagen Linderhofs nimmer. Was man auch an diesen auszusetzen habe und wie störend man vor Allem die zu dem Monopteros hinaufführenden Terrassen empfinde: ein echter, ganzer Künstler schuf diese Gärten und nicht seine Schuld ist es, daß die rings in eherner Gewalt thronende Natur das Menschenwerk mitleidslos zertritt.



Gartenanlagen im Linderhof.



Gartenanlagen im Linderhof.

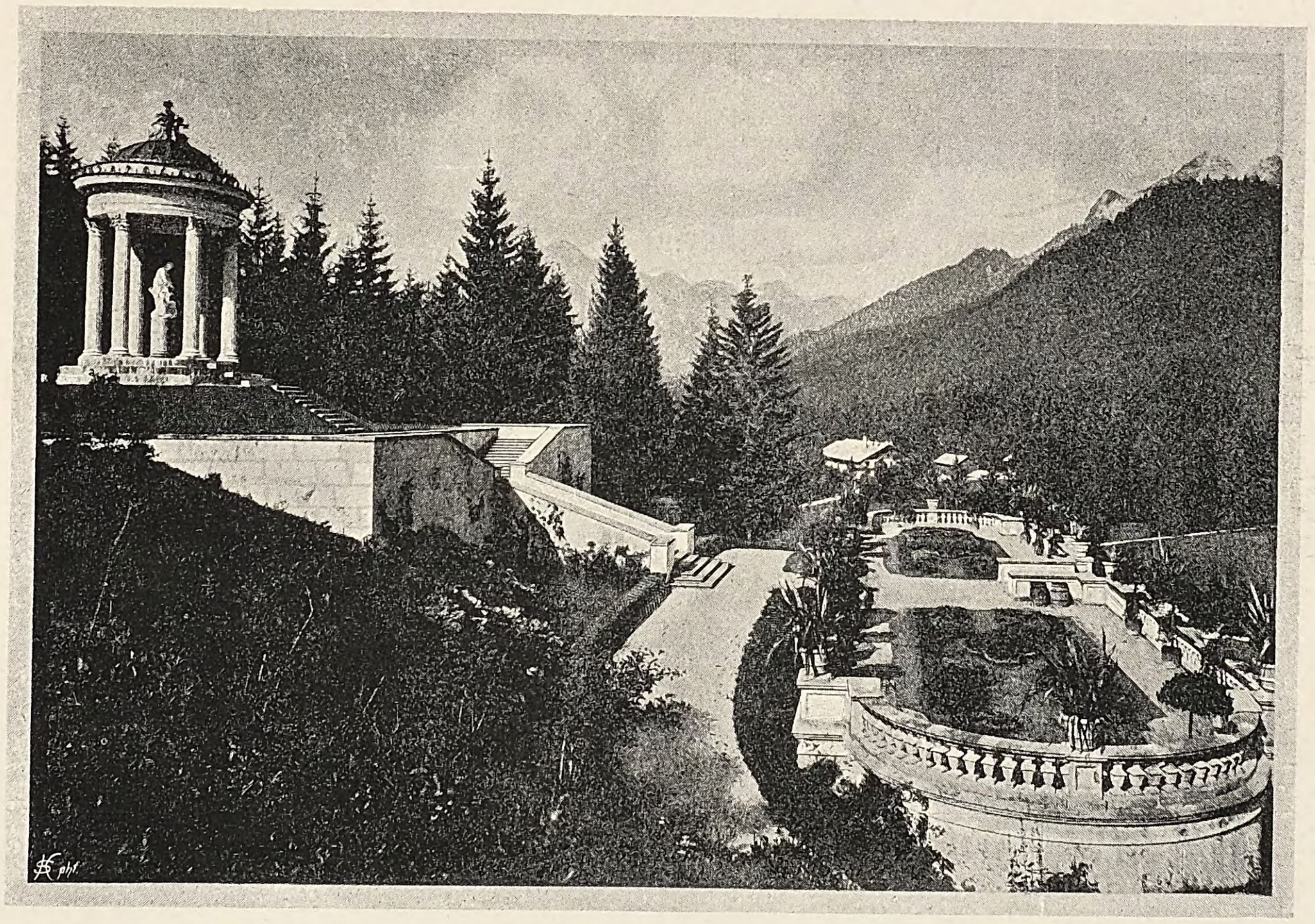
Unsere heutigen und unsere früheren Bilder geben den ganzen Eindruck: Das Schloß bildet den Mittelpunkt der Anlagen. Eine gerade über dasselbe hinweg führende Linie zeigt Ausgang und Ende: oben, an den tannendunkeln Berg gelehnt, die kleine Laube, zu deren Füßen das Wasser in reizvoll umbundenen Kaskaden zu dem Neptunbrunnen herniederplätschert, während dichte Laubgänge zur Rechten und zur Linken das Bild umschließen. Unten, vor der Front des Schlosses, das große reichgestaltete Bassin, aus dessen Nähe die Terrassen aufsteigen bis hoch hinauf zu dem Säulentempel, der die Göttin der Schönheit trägt. Für die leichte, runde Gestalt des Schlößchens giebt sich das Alles, und vor Allem der Aufbau der Terrassen zweifellos zu groß und wuchtig und ob es gerade deswegen der größeren Natur um so schneller unterliegt, so läßt doch die unbefangene Betrachtung der in tausend prächtigen Einzelheiten schwelgenden Anlagen auf Augenblicke ein volles bewunderndes Behagen zu. Es ist selbstverständlich, daß, wie in Herrenchiemsee, so auch hier, lange, hochaufgezogene Zäune die Herrlichkeit der Gärten umspannen. Nur ist der Eindruck dieser älteren Anlagen ein fertiger, weil die Dichte des Grüns die Absicht der Schranke mildert.

Wer zu diesen Gärten im Sonnengold des Sommertages kommt und die Wasser sieht, die vom Roßbach am Brunnenkopf mit einem Gefälle von 150 Metern hierhergeleitet, aus den Fontänen hochaufrauschen, darf solches Erlebniß mit gutem Grund ein unvergleichliches nennen. Ob freilich diese Herrlichkeit immer bestehen wird, ist eine andere Frage; denn solch ein Gartenzauber kostet mehr Geld als das „Entrée" bezahlende Publikum zugeben möchte. Das meint in seinem schlichten Sinn, die Schulden des Königs müßten ja allein von dem Eintrittsgelde bezahlt werden können. Ja, aber die Schulden des Königs waren nun freilich königlicher als dieses. Aber wie dem auch sei: nicht ohne Wehmuth denkt man den Gedanken, daß ein Tag kommen wird, der diese Herrlichkeit im Bettelkleide sieht. Ob dann Frau Venus noch oben thront und der sinnigen Frage des Lieblings lauscht? Nun, Frau Venus ist ja ein Sonntagskind, das heil und hehr durch alle Fährnisse der Zeiten schritt, und so dürfen wir auch diesmal getrost erwarten, daß ihr Schicksal ihrer würdig sei.

Aber wünschen möchte man, daß Linderhof nicht immer einsam sei, daß der Märchenprinz bei ihm Einkehr halte, der mit glücklichem Lächeln das schön Gewordene leben heißt. Ob er Alles der Dauer werth finden würde, das ist ja wohl die Frage. Kaum möchte ihm der in stupider Prachtüberladung versinkende Kiosk behagen und auch die allzu weiche Ueppigkeit der Schloßräume möchte eher eine Warnung als ein dauerndes Behagen sein, eine, nein die Warnung, als echter Märchenprinz für die Andern zu kämpfen und zu leben, die Wirklichkeit mit sich zu schmücken, statt sich mit der Wirklichkeit. Nur kurze, sonnige Rast wird er sich hier gönnen: wenn die Linde blüht, die dort unten großaufstrebt und mit ihrem deutschen Athem die Landschaft bethört, dann mag er, wie König Ludwig that, zu ihrem weitgeräumigem Gezweig emporsteigen und ruhen und träumen. Und von der Linde aus ist der Weg nicht weit zu jenem Tempelbau, in dem Frau Venus strahlt und leuchtet. Er sieht es genau, denn das goldene Mondlicht fluthet von dem blauen Himmel hernieder und zeigt ihm die lebendige Göttin. Er strebt hinauf. An zwei stolzen Löwen vorbei führt der Weg: nur über die Kraft und aus der Kraft schreitet göttliche Liebe. Und da er oben, hoch oben ist, schmückt ihn das Sonntagskind mit jungfräulichem Kuß und vertraut ihm, daß die Göttin der Liebe nimmer eine Griechin sei.

Man muß freilich nicht gerade einen Märchenprinzen herbeisehnen, um durchaus ihm die Poesie Linderhofs zu gönnen. Auch der gewöhnliche Sterbliche wird hier in dem Drange der Contraste besonderer Stimmungen fähig sein.

Na, man sollte es wenigstens meinen. Jedenfalls ist die Fülle verschiedenartigster Eindrücke übergroß. In Herrenchiemsee und Neuschwanstein war doch die Stimmung leichter zur Einheit zu bewegen. Dort im einsamen Inselschlosse predigte das Pathos königlicher Prachtentfaltung. In Neuschwanstein erklangen die erhabenen Himmelsmelodien deutscher Dichtung und deutscher That. Hier aber



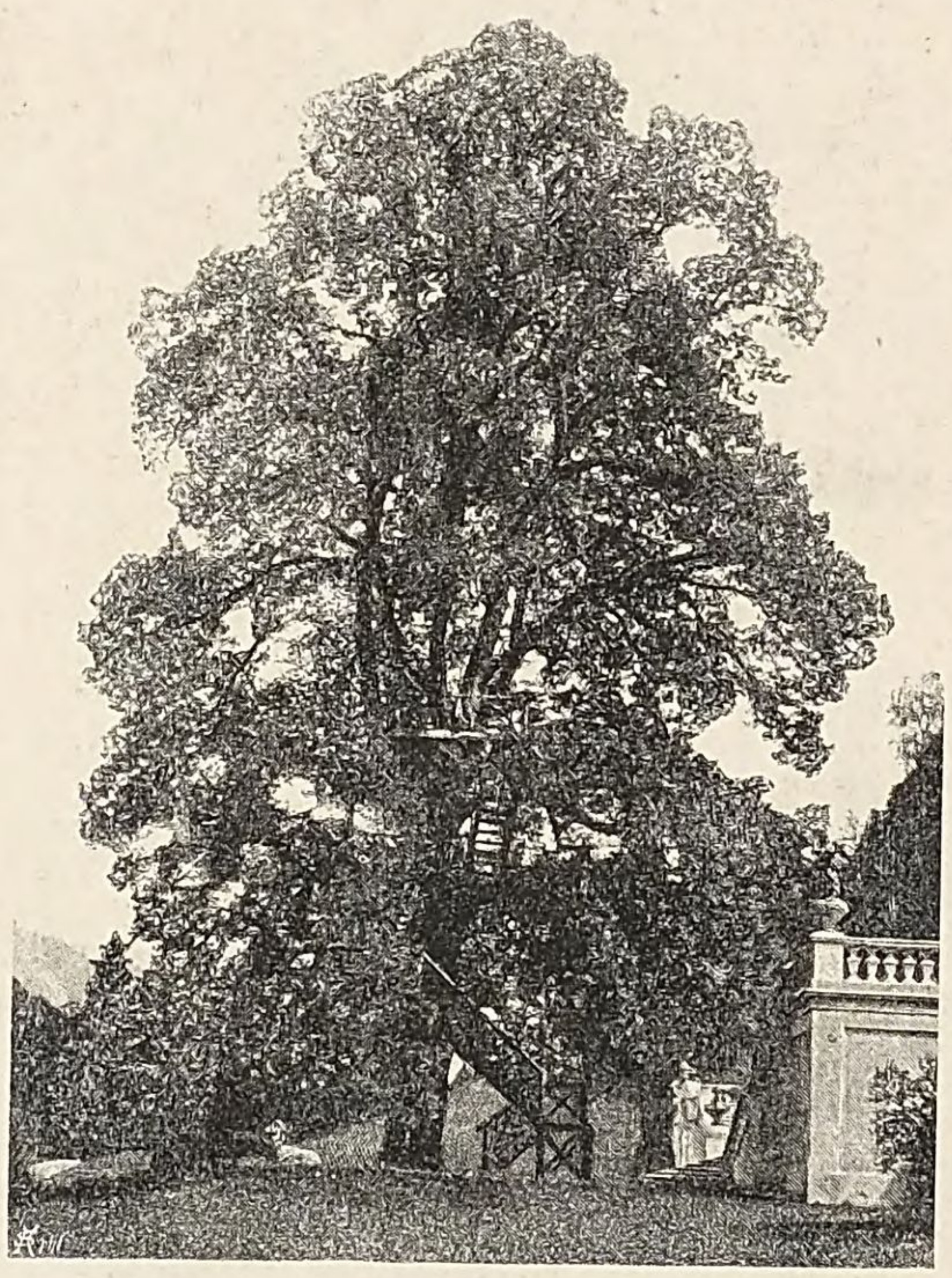
Monopteros mit der Venus.

in weltfremdester Waldeinsamkeit raunen und rauschen alle Offenbarungen vorüber, deren der modernste Mensch nur theilhaftig werden kann. Das ganze große weltumspannende Saitenspiel ist da: dort die üppigen Gemächer, in denen sich die naive Raublust des raffinirten Genußmenschen festsetzen möchte, um den lieben Gott einen frommen Mann sein zu lassen und sich selber einen glücklichen. Ich nenne sie zuerst, obschon sie gewöhnlich das Ende sind: das Ende mit Schrecken, das Ende jener stämmigen Freude, die nie dem Gewordenen und immer dem kühn Werdenden zu Theil wird. Ein ihnen Verwandtes geben der Kiosk und „Marokko", das in marokkanischem Styl erbaute und ausgestattete Häuschen. Dicht vor dem Schloß breitet sich in selbstgefälliger Koketterie die französische Teppichgärtnerei, die freilich durch die eine



Neptunbrunnen im Linderhof.

deutsche Linde schier erdrückt erschiene, wenn ein einziger zu Gottes Bergnatur schweifender Blick nicht noch ganz andere Siege löste. Und während von dieser die königlichen Berghütten stumm hernieder trauern, horcht dort im prangenden Grün ein trautes Kirchlein erwartungsvoll auf, ob nicht dieser oder jener der „modernen" Wanderer auch zu ihm den Weg finde. Aber geheimnißvoller lockt ja die sagenhafte Grotte, die uns vom Hörselberg erzählen soll und von der Fährlichkeit des Liebens. Und während der neugierige Schwarm hineinhaftet in das unterirdische Getriebe, hinter sich den Tag und vor sich die durch elektrische Schrullen bengalisch beleuchtete Nacht, lächelt dort oben mein Sonntagskind: lieblich und hehr in der keuschen Weiße seines Marmorkleides.



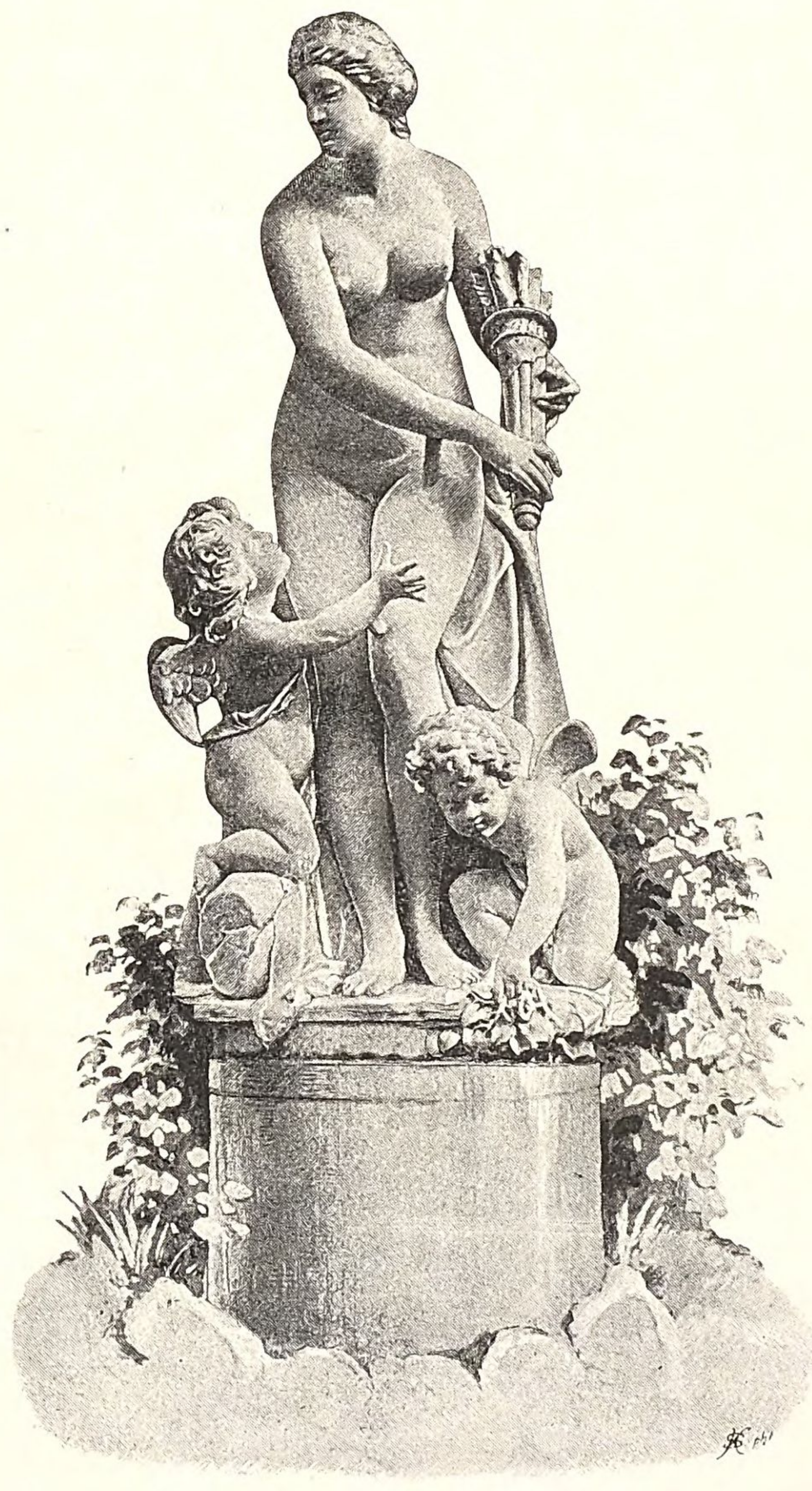
Die Königslinde.

Noch einmal eilt die Erinnerung über den ganzen Zauber dahin: dort, in dem Spiegelzimmer, da Madame Pompadour das Füßchen zeigt und Freund Narziß die faulen Zähne, beginnt sie und sie huscht kichernd an dem gravitätischem Ludwig und seiner Bourbonensonne vorüber, hüpft tändelnd über die gespreizten Gartenzeilen und bricht andächtig eine Lindenblüthe, die sie der Göttin der Liebe in die Locken flicht. Und wenn ich auch nicht weiß, daß sie im Hörselberge sich verirrte, so weiß ich doch, daß sie den Weg zurückfand und dort oben über den schäkernden Kaskaden in stummer Verwunderung hinausschaut, als finde sie ein Verlorenes, als verliere sie ein Gefundenes.

Aber noch ist nicht jede Saite der Lyra berührt: dort drüben im Walde, weltabgeschiedener als Alles, liegen die Hundingshütte und noch ein kleiner Bau, den sie die Eremitage heißen, obschon das Einsam oder das Einsied der trautere Name sein könnte.

Und nun erst rauscht die ganze Melodie erschütternd und beseligend einher, und wer den großen Meister sehen will, der unvergleichlich sie leitet, braucht nur auf die Gralsburg hinaufzuklettern: dort kann er gar den Tactstock voltigiren sehen.

Wir aber wollen uns erinnern, daß die Hundingshütte ein ausführlicheres Wort der Erwähnung



Die Hautmann'sche Venus.

verdient. Im Hinblick auf das Unheil, welches das bloße Dasein dieses Baues zu Lebzeiten des Königs in den phantastischen Philisterköpfen anrichtete, wird diese Erwähnung zur Pflicht. Jetzt freilich, da auch vernünftige Leute die „Königsphantasien" sehen und beurtheilen konnten, wird die Sage von der Phantasterei des Königs sich kürzere Beine besorgen müssen. Zweifellos hat in und um Linderhof die

Phantasie des Königs ihren freiesten Lauf genommen. Nun, man muß wahrlich selber verrückt sein, wenn man auch nur in einem Einzigen des hier Gestalteten etwas ganz und gar Absonderliches, den gesunden Menschenverstand Beleidigendes erblicken kann. Die jämmerlichste Effecthascherei des ersten besten Afrikareisenden oder irgend eines Petroleum- oder Eisenbahnkönigs könnte mit etwas Mammon zu ganz anderen „Extravaganzen" kommen. Und was erst könnte die Laune des Dichters in solcher Waldeinsamkeit aufthürmen in froher Titanenlust und hinstreuen in verschwenderischer Freigebigkeit! Aber freilich, König Ludwig hat ja nicht bloß die Hundingshütte gebaut, er ist ja auch Schwan gefahren in dem Wintergarten seiner Residenz.

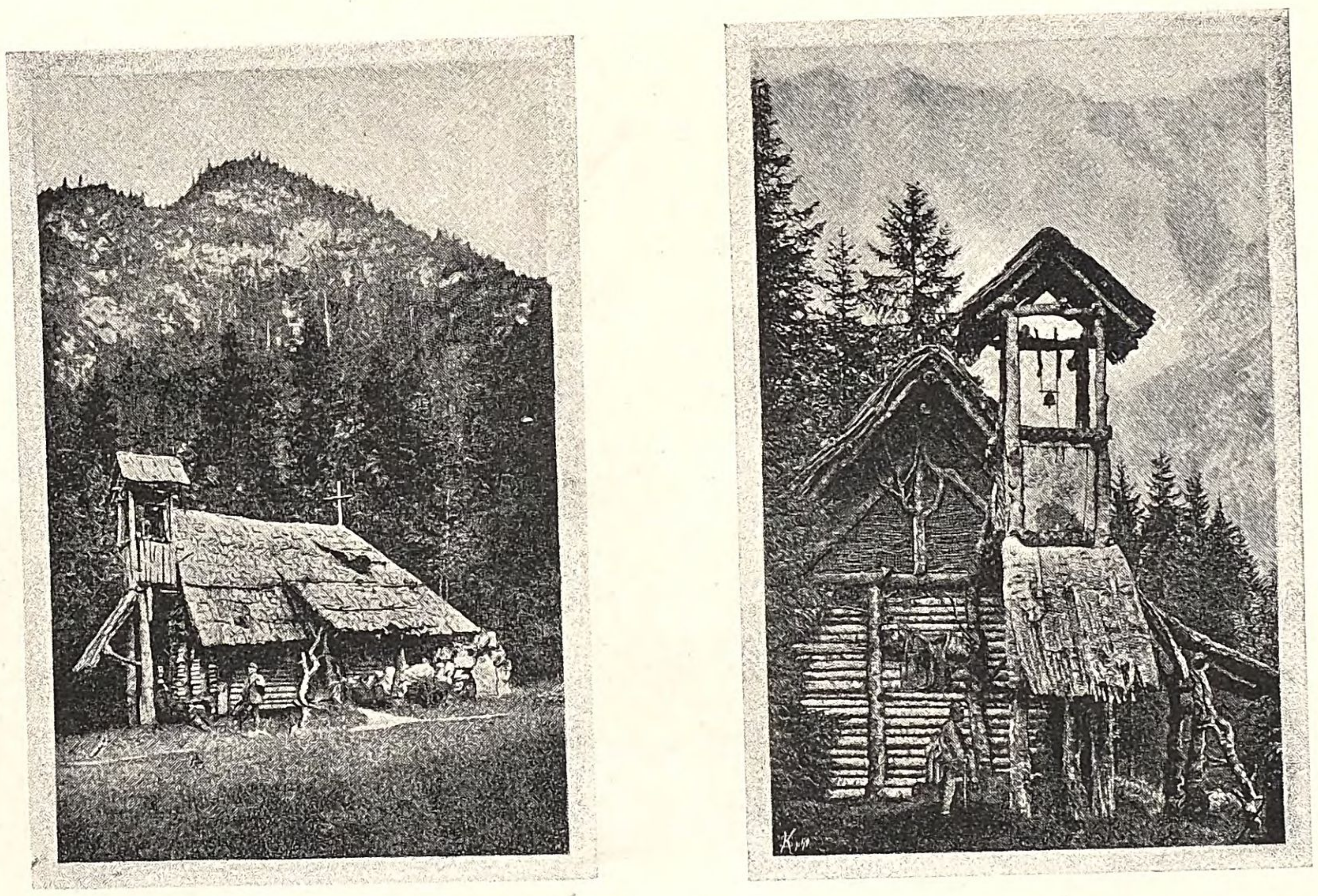


Die Hundingshütte.

Aber dort sind wir ja noch nicht und drum wissen wir ja auch nicht, ob wir uns am Ende nicht auch zu einer etwas philisterhafteren Ansicht bekehren.

Gegen die Ziellosigkeit der königlichen Pläne spricht übrigens auch ein Etwas, das man nicht ohne Weiteres abthun kann, obschon es auf den ersten Augenblick kaum der Erwähnung werth erscheint. Früher, gelegentlich der Wanderung nach Herrenchiemsee, sagt' ich, zu welcher Zeit der König dieses Schloß besucht habe und wie er mit immer gleicher Regelmäßigkeit dorthin gekommen sei. Sein Aufenthalt in den übrigen Schlössern war nicht weniger genau abgemessen. Die Hundingshütte aber besuchte er regelmäßig im Jahre siebzehn Mal. Abends um Neun kam er und morgens um Sechs ging er. In solcher Regelmäßigkeit liegt Methode und beiläufig eine, die nicht gerade Verwandtschaft mit den Liebhabereien einer zügellosen Phantasie verräth.

Die Hundingshütte selbst entspricht im Wesentlichen in ihrer Einrichtung den Vorschriften, die zu Anfang der „Walküre" gegeben sind. Freilich, der äußere Bau erinnert kaum an die urgermanische Wohnung. Er liegt zwar ganz malerisch an einem kleinen tiefdunkeln Weiher, auf dem in mürrischer Trägheit ein Einbaum ruht. Aber der erste beste Touristenverein baut im Grunde ähnliche Waldhütten. Der Wagnerkenner wird im ersten Augenblick den „belaubten Wipfel" der Esche suchen, die aus dem Dach des Hundingshauses herausragt. Da ist er: freilich, ein müder, lebensmatter Wipfel, der nichts weiß von dem lebensstarken Trotz des alten germanischen Baumes. Tritt man ein und erblickt man



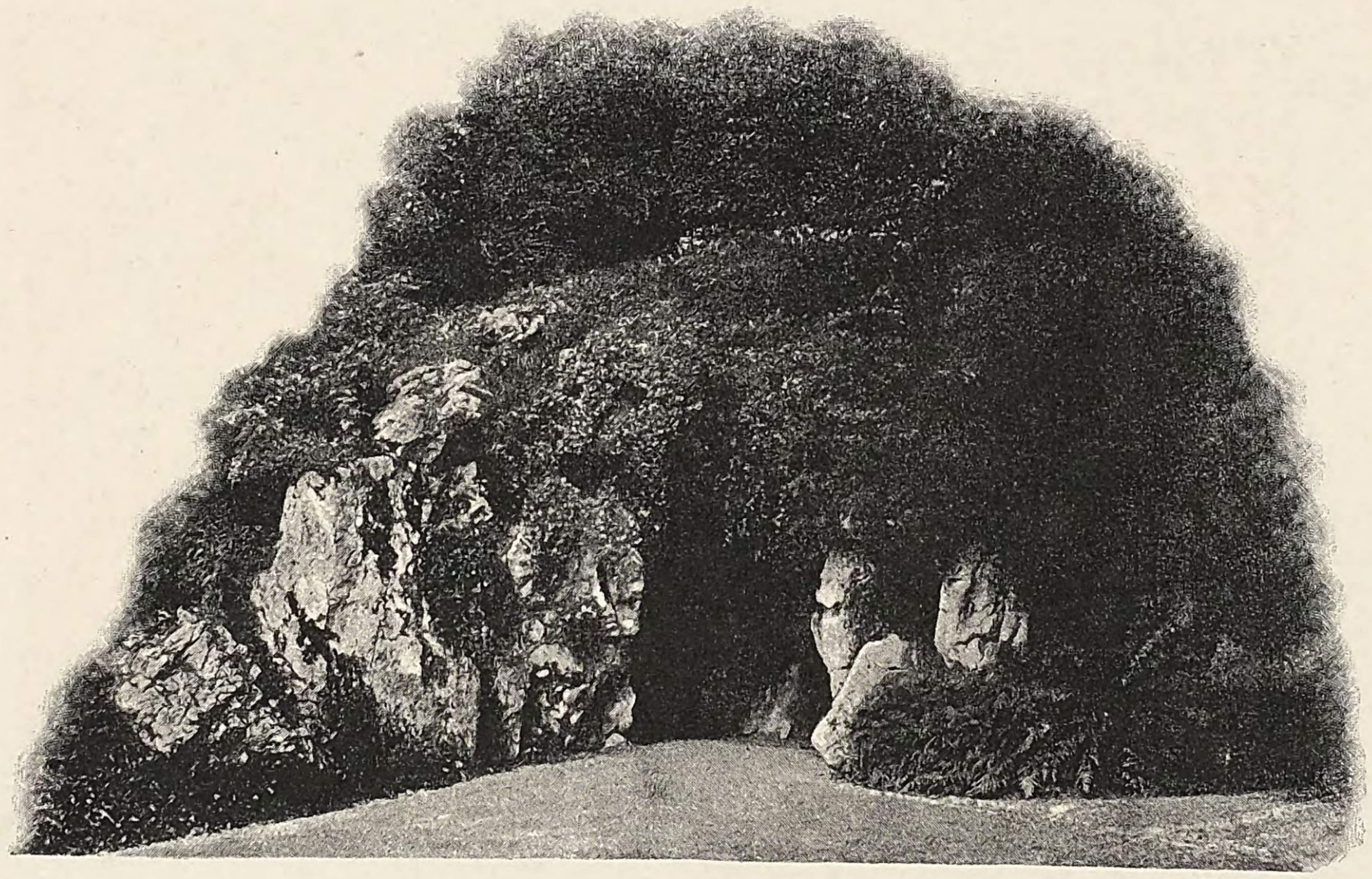
Die Einsiedelei.

den mächtigen Stamm, dann allerdings läßt sich mit etwas Nachsicht glauben, daß in seinem innersten Mark Nothung sich festsetzte, um aller landesüblichen Menschenkraft zu widerstehen.

Den Eindruck des Innern mißt man natürlich ohne Weiteres an dem Bilde, das unsere großen Opernbühnen nach Wagners Vorschrift entwarfen. Der schrieb: In der Mitte steht der Stamm einer mächtigen Esche, dessen stark erhabene Wurzeln sich weithin in den Erdboden verlieren; von seinem Wipfel ist der Baum durch ein gezimmertes Dach geschieden, welches so durchschnitten ist, daß der Stamm und die nach allen Seiten hin sich ausstreckenden Aeste durch genau entsprechende Oeffnungen hindurch gehen; von dem belaubten Wipfel wird angenommen, daß er sich über dieses Dach ausbreite. Um den Eschenstamm, als Mittelpunkt, ist nun ein Saal gezimmert; die Wände sind aus roh behauenem Holzwerk, hie und da mit geflochtenen und gewebten Decken behangen. Rechts im Vordergrunde steht der Herd, dessen Rauchfang seitwärts zum Dache hinausführt: hinter dem Herde befindet sich ein innerer

Raum, gleich einem Vorrathsspeicher, zu dem man auf einigen hölzernen Stufen hinaufsteigt: davor hängt, halb zurückgeschlagen, eine geflochtene Decke. Im Hintergrunde eine Eingangsthüre mit schlichtem Holzriegel. Links die Thüre zu einem inneren Gemache, zu dem gleichfalls Stufen hinaufführen; weiter vornen auf derselben Seite ein Tisch mit einer breiten, an der Wand angezimmerten Bank dahinter, und hölzernen Schemeln davor.

Ein kurzes Orchestervorspiel von heftiger, stürmischer Bewegung leitet ein. Als der Vorhang aufgeht, öffnet Siegmund von außen hastig die Eingangsthüre und tritt ein: es ist gegen Abend; starkes



Eingang zu der Grotte.

Gewitter, im Begriff sich zu legen. — Siegmund hält einen Augenblick den Riegel in der Hand, und überblickt den Wohnraum: er scheint von übermäßiger Anstrengung erschöpft; sein Gewand und Aussehen zeigen, daß er sich auf der Flucht befinde. Da er Niemand gewahrt, schließt er die Thüre hinter sich, schreitet auf den Herd zu und wirft sich dort ermattet auf eine Decke von Bärenfell.

Nun, die Nachgestaltung stimmt, wie ich schon sagte, so ziemlich, obschon beispielsweise der Herd nicht zur Rechten, sondern zur Linken steht. Die weit von einem zum andern Ast sich dehnende Hängematte ist natürlich auch eine überflüssige Zuthat. Zudem ist es natürlich, daß die Tageshelle wie auf der Bühne, so auch hier nicht eben die Stimmung hebt. Der König kam immer in der Nacht, wenn auf dem Herde das Feuer flackerte und seine hastigen Lichter in das geheimnißvolle Dunkel streute. Da mochte denn der holde Wahn erstehen, daß hier Sieglinde den Lenz begrüßen konnte, nach dem sie verlangte in frostigen Winters Frist, daß sehrender Liebe sehrende Noth hellauf brennen konnte in der



Venus und Tanhäuser.



Amorgruppe aus dem Tanhäuserbilde.

Menschenbrust, die hier weilte. Dort birgt sich ja Nothung in der Erwartung des Stärksten, und obschon kein Held kam, der ihn zur Brautgabe erkor, rauscht und fluthet das große Liebesdrama durch den dürftigen Raum und läßt uns uns selbst und alles vergessen und nur das Eine erschüttert empfinden, daß in allem Anfang die Wonne und die Noth der Liebe war und daß sie bleiben werde in alle Ewigkeit.

Was der erste beste Couponmops sich gestatten würde, hat der König sich versagt: er verzichtete im Hinblick auf das Gerede der Menschen und das Geschmier der Zeitungen auf den Wunsch, den ersten Act der „Walküre" hier aufgeführt zu sehen. Alles war schon geplant und vorbereitet, da hatte einer der „Eingeweihten" geplaudert und Alles war zu Ende.

Armes, krankes Königthum, das sein Sehnen und Wünschen unter albernem Geschwätz begräbt! Freilich, man muß entweder sehr tief gesunken oder sehr hoch gestiegen sein, um die sogenannte öffentliche Meinung zu verachten. Und für Könige mag das Kunststück sie zu übersehen oder sie zu lenken ohne sie zu fühlen vielleicht schwieriger sein als für Dichter. Aber daß gerade dieser König, der ihr bewußt entgegenstrebte, ihr unbewußt erlag, beweist auch wieder das Außerordentliche dieses Schicksals, über dem man in ahnenden Schauern den geheimnißvollen Kampf der ewigen Götter kämpfen sieht.

Zur Rechten des Wohnraumes liegt das Schlafgemach, in dem vor Allem das große, über und über mit Schafpelz bezogene Bett auffällt. Und hier kann man sich auch mal anders freuen, denn zu seinen Häupten sehen wir Schild und Lanze und Bogen und Pfeil, Waffen mit einem Wort. Die sind ein seltener Anblick in König Ludwigs Schlössern und drum sind sie desto freudiger begrüßt.

Die übrige Einrichtung zeigt trotz der Anwesenheit nothwendiger und sehr intimer Gegenstände doch nirgends Hang und Drang nach Bequemlichkeit. Der hölzerne Schemel vor hölzernem Tisch, an dem

der König in der Sitte der alten Deutschen Meth zu trinken pflegte, wobei dann zuweilen das Dienervolk sich gütlich thun konnte, mag auf die Dauer der Zeit sogar ein recht unbequemer Sitz gewesen sein.

Einen anheimelnderen Eindruck macht übrigens die wenige Schritte von hier entfernte Einsiedelei, obschon ihre Einrichtung die allerdürftigste, das Behagen spottend von sich weisende ist. Hier pflegte der



Gruppe der Grazien aus dem Tanhäuserbilde.

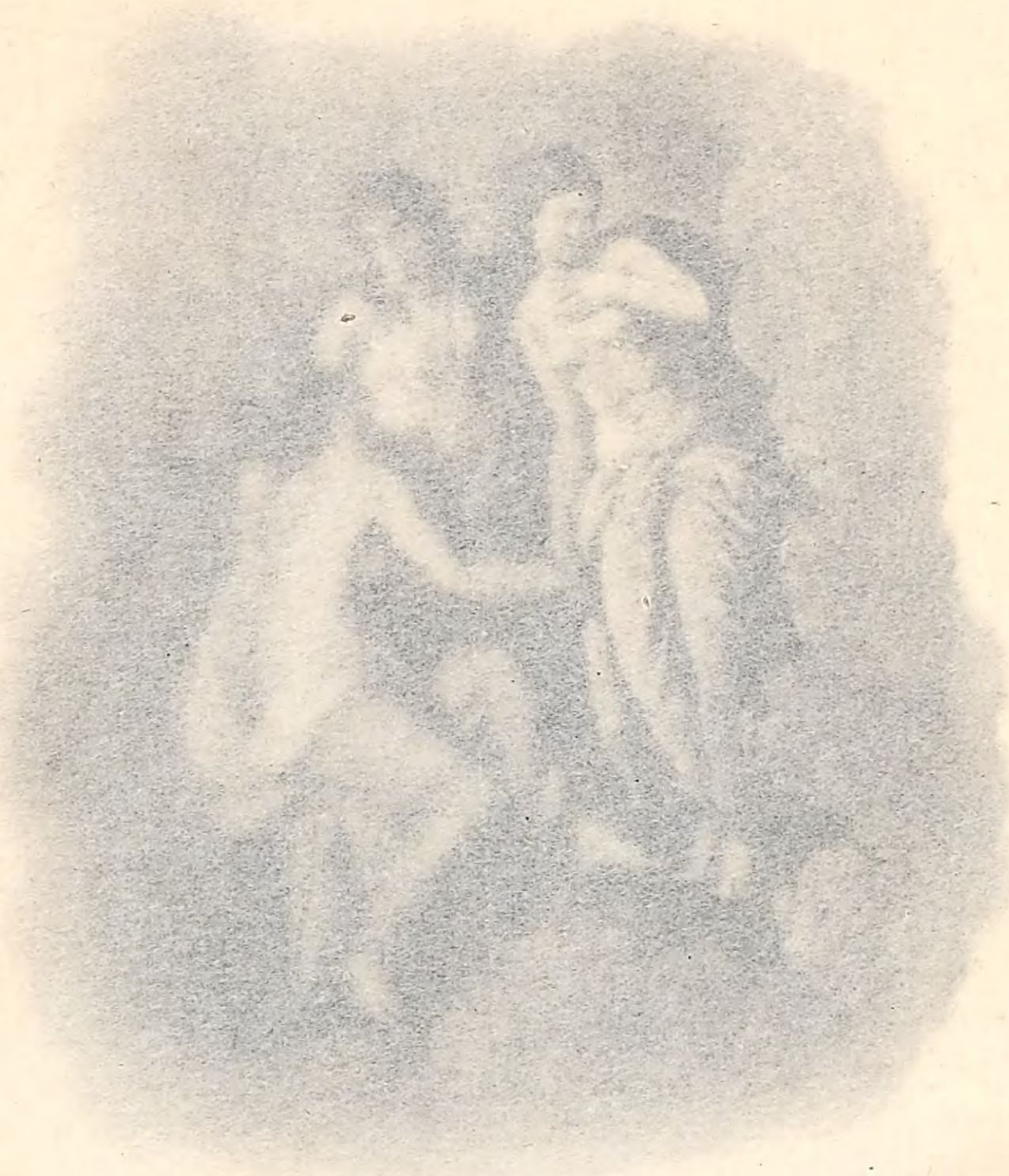
König zu lesen und hier las er zum ersten Male den Parsifal, den ihm sein großer Schützling geschickt hatte. Ein Stück Baumstamm, auf den eine Decke aus Bast gebreitet ist, diente als Sitz. Hier, gerade hier den „prunkliebenden" König diese und gerade diese Dichtung lesen zu sehen, trägt nun freilich einen wundersamen Eindruck in unsere Seele. Viele Andere und viele Große sind mit der Zeit gekommen und haben Wagner's Schwanengesang umjauchzt und umwundert; aber wenn er auflebt in Bayreuth's Weihetempel, dann fluthet in unser wonniges Erschauern die Erinnerung an den einsamen König, der in seiner Einsiedelei den Parsifal liest.



[illegible]

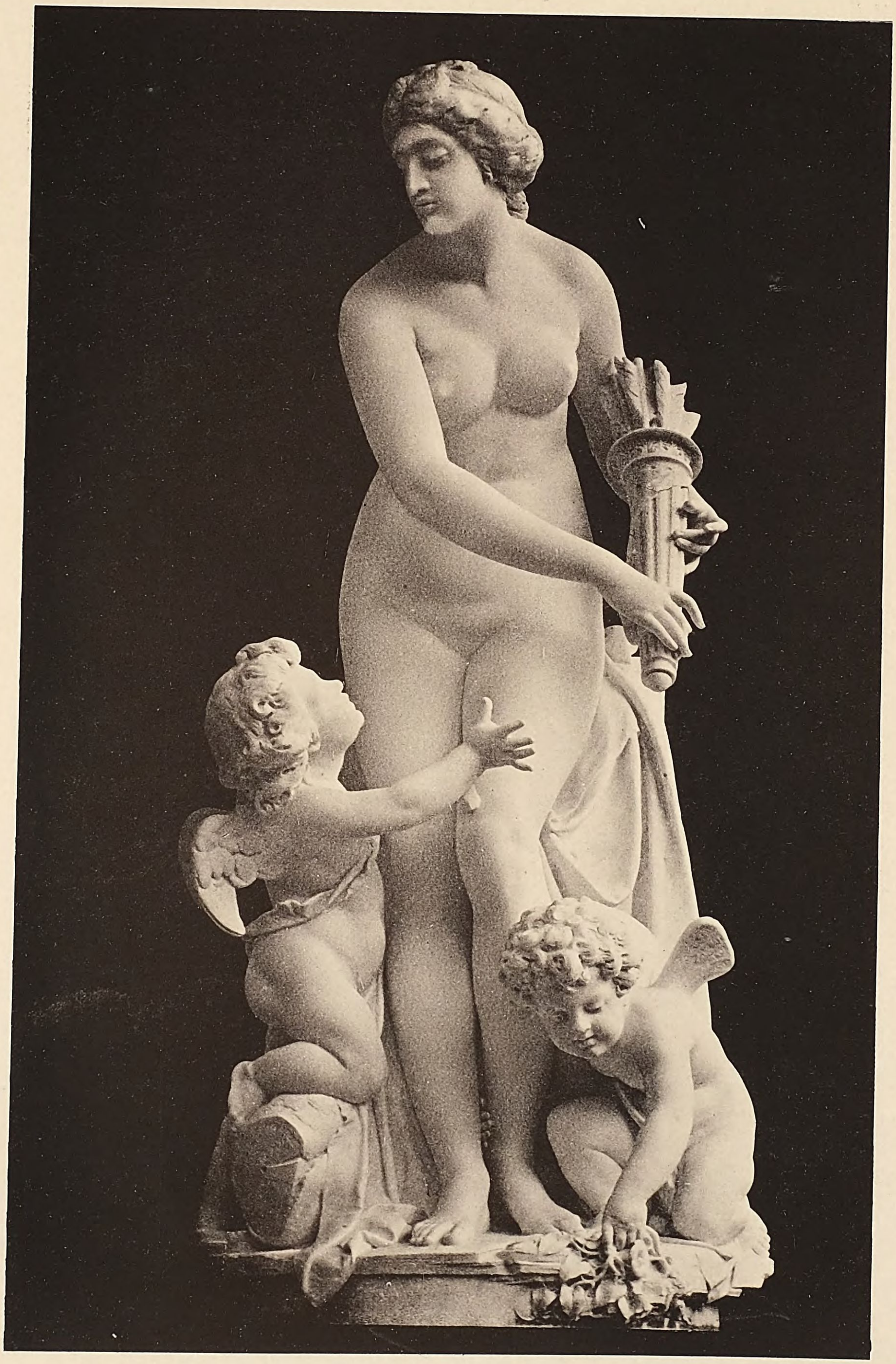
Nach der [illegible]

[illegible] pflegte, wobei dann zuweilen das Diener- [illegible] recht unbequemer Sitz gewesen sein. [illegible] wenige Schritte von hier entfernte Einsiedelei, [illegible] von sich weisende ist. Hier pflegte der



[illegible]

König [illegible] sein großer Schützling geschickt hatte. Ein Stück [illegible] ist, diente als Sitz. Hier, gerade [illegible] „prunkliebenden“ König [illegible] lesen zu sehen, trägt nun freilich einen wundersamen Eindruck [illegible] Große sind mit der Zeit gekommen und haben Wagner's [illegible]; aber wenn er auflebt in Bayreuth's Weihetempel, dann fluthet [illegible] Erinnerung an den einsamen König, der in seiner Einsiedelei den Parsifal [illegible]



Schloß Linderhof: Venus von Hautmann.

Nach der Naturaufnahme G. Böttger's in München, in Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden.



Gruppe der Bacchanten aus dem Tanhäuserbilde.

Noch eins bleibt zu erwähnen: die Grotte. Auch sie dankt ihr Dasein dem zwingenden Einfluß des großen Sängers. Sie will uns ja in den Hörselberg täuschen und in die sehrende Noth sinnlicher Liebe. Aber sie täuscht nicht: wir bleiben wacher und verständiger als uns lieb ist, und mehr als guter Wille würde dazu gehören selbst im Anblick des großen üppigen Bildes, das über dem tiefdunkeln kleinen See aufsteigt und Frau Venus nebst Hofstaat vorführt, das Besondere zu empfinden, das man nunmal im Hörselberge empfinden sollte.

Das Bild mag immerhin dazu dienen diesem oder jenem Regisseur einige nützliche Andeutungen für eine etwas weniger steifbeinige Inscenirung des Tanhäuser zu geben als sie meist noch üblich ist. Als Ganzes ist es freilich nicht eben gelungen und die Gruppen, die ich ihm entnahm, sind das Beste daran.

Die Grotte ist übrigens gar nicht kleinen Umfangs. Auf und nieder führt der Weg bald zu diesem, bald zu jenem mit künstlichen Rosen oder Korallen geschmücktem, vergoldetem Sitz. Vor dem höchstgelegenen dieser Sitze, an dessen Rücken eine große goldene Muschel sich wölbt, streckt sich eine hölzerne Brüstung, von der aus man bequem das Ganze überschaut. Der Lieblingsplatz des Königs war weiter unten, dem Venusbilde gegenüber. Es ist nur natürlich, daß sich gerade da einige verliebte Narrenhände in einem unbewachten Augenblicke verewigen. Die Helle wechselt ja ohnehin mit der Dunkelheit. Aber welche Helle; man denkt bei diesem Lichtspuk, der sich schließlich in einen mißrathenen, See und Nachen beleuchtenden Regenbogen verirrt, beständig an die Edisongesellschaft. Oder auch an Siemens, nur daß die es jetzt viel hübscher machen können.

Dem ganzen Zauber fehlt die Stimmung. Das Alles wirkt wie ein unfertiges Theaterbild, nicht aber wie das kühne Märchen eines verschwenderischen Königs.

Eilig sehnen wir uns dem Tage entgegen, und da die Grottenthür hinter uns in den Felsen zurückfiel, saugen wir die beglückende, gesunde Wärme seines Odems ein.

Und wieder wandern wir weiter. Das Graswangthal entlang, über Ettal und Oberau streben wir zurück und dem Ende der Wanderung entgegen: dem Ende. Schloß Berg steht vor unserer Erinnerung auf und will alles andere Erlebniß verdrängen.

Aber noch lebt um uns der zwingende Geist einer göttlichen Natur und nicht Deutsche müßten wir sein, wenn wir das geschäftige Murmeln der Sage überhören wollten, das hier aus ihren Wäldern zu uns dringt. Wir wandern ja dem hochberühmtem Kloster Ettal entgegen, das Kaiser Ludwig in Erfüllung eines Gelübdes gründete, als er müde der üppigen römischen Feste verzweifelte, Hab und Gut genug aufzutreiben, um heil den Rückweg über die Alpen zu finden. „In dieser Bedrängniß flehte der Bayer recht herzinniglich zur Gottesmutter um Beistand. Da trat durch die verschlossene Thür des Zimmers ein ergrautes Männlein, ein Mönch im schwarzen Talare. Mit tröstenden Worten verkündete der Alte dem erschrockenen Kaiser einen guten Ausgang der Sache, wenn er verspreche, bei Ampferang im deutschen Lande zur Ehre unserer Frauen Schiedung unter Sankt Benediktus Regel ein Kloster zu bauen. Bei solcher Kunde war dem Bedrängten wieder wohl zu Muthe, und er versprach Alles. Da zog der Mönch aus seinem Aermel ein wunderschönes Muttergottesbild als ein Wahrzeichen, darüber die Kirche zu bauen. Das Männlein verschwand hierauf.

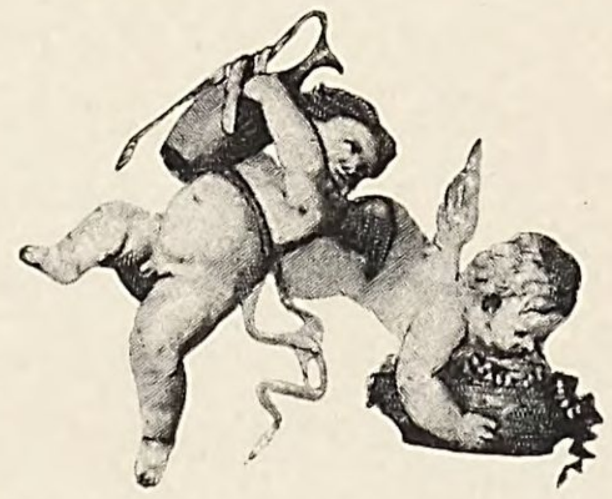
Glücklich erreichte Ludwig sein Heimathland, und als er von Partenkirchen den Kienberg hinan die Straße nach Augsburg zog, da ward das Marienbild, welches der Kaiser auf den Armen trug,

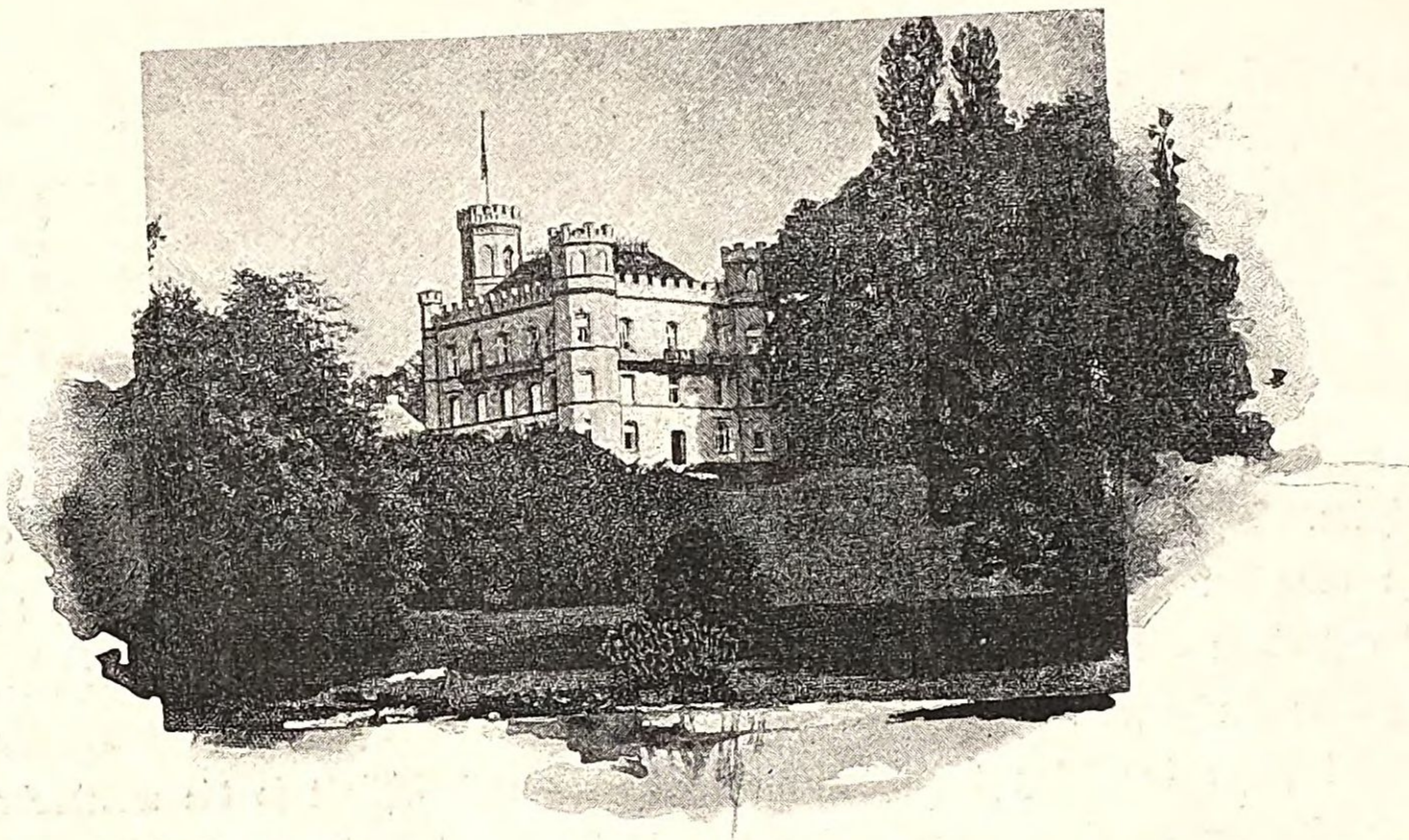
plötzlich schwerer, daß er es kaum mehr zu halten vermochte. Zugleich fiel des Fürsten Roß bei einer großen Tanne mit den vorderen Füßen zur Erde. Da merkte Ludwig, wie dies der von jener himmlischen Erscheinung bezeichnete Ort sei, und sieh — er hieß Ampferang." Die naive Ursache der Gründung hinderte nun freilich nicht, daß das Kloster nach und nach, von mannigfachem Schicksal heimgesucht, — bis hierher streiften plündernd die Landsknechte des Kurfürsten Moritz von Sachsen und später die Schweden — groß aufwuchs und reich an Schätzen in die Welt strahlte. Als der Abt Placidus II. die Ritterakademie schuf, pilgerten Zöglinge aus allen Landen hierher und trugen den Ruhm der jungen Schule zu sich heim. Aber auch Ettal verfiel der Säcularisirung, die Mönche zogen von dannen und ob auch die Kirche manchen herrlichen, sehenswerthen Schatz bewahrte, so glänzt es heute durch sein Bier. Wozu ich nicht erst einen Gedankenstrich zu machen brauche, weil dergleichen Metamorphosen in Bayern eine sehr gewöhnliche Sache sind.

Von Ettal führt der Weg tief hinab nach Oberau und schließt so die wunderbare Landschaft, die wir von Hohenschwangau einherzogen, klipp ab. Und noch einmal ehe wir scheiden senden wir ihr einen langen, herzinnigen Gruß. Vergebens brachen wir an den Gehängen den Allermannsharnisch, der stich- und schußfest machen soll. Und wir möchten doch so gern, da wir wieder der Stadt und dem banaleren Kampfe entgegen müssen, an diese seine Wirkung glauben. Aber was am Ende dem Körper gestattet wäre, das scheint der Seele versagt und wehmüthig geben wir dem Oberammergauer Dirndl doppelt und dreifach Recht, das da meinte: „Wann Sie wär'n in de Berg' aufg'wachsen, dann mechtens au nie fort."

So geht es denn die steilabstürtzende Straße hinunter. Ich weiß nicht, ist es die große Fülle des Geschauten, die größere des Gedachten und Gefühlten: das Alles will sich in einen einzigen Eindruck, in ein einziges Bild verlieren, um heilloser Verwirrung zu entgehen. Und da steht das Bild! Ich weiß es selbst nicht, ob es das Rechte sei, aber es ist da und bleibt. Und der Anblick ist ja ergreifend genug. Da in der Mitte die Kreuzigungsgruppe ist dieselbe, die man in Oberammergau sehen kann, ganz dieselbe und der da ihr zu Füßen im verdrossenen Dämmerschein des anbrechenden Tages betet ist derselbe König Ludwig, der Jahr für Jahr an jedem anbrechenden Theresientage hierher kam um zu beten.

Steilab führt der Weg, aber hochaufragt das Bild; und zwischen das eben Gewesene und das nun Kommende stellt es sich unwiderstehlich und unvergeßlich auf: das Bild des gekreuzigten Erlösers und des betenden Königs.





Schloß Berg.

Mit der Erwähnung von Schloß Berg werden wir von König Ludwig scheiden. Eine Fülle Bemerkungen, die ich beim Betrachten auch dieses Schlosses schrieb, liegt vor mir und harrt der Gestaltung. Was Alles da noch zu Wort kommen möchte! Aber das eitle Begehren mag sich bescheiden: am liebsten ruhte die Feder und nur gezwungen wird erwähnt, was durchaus erwähnt sein muß.

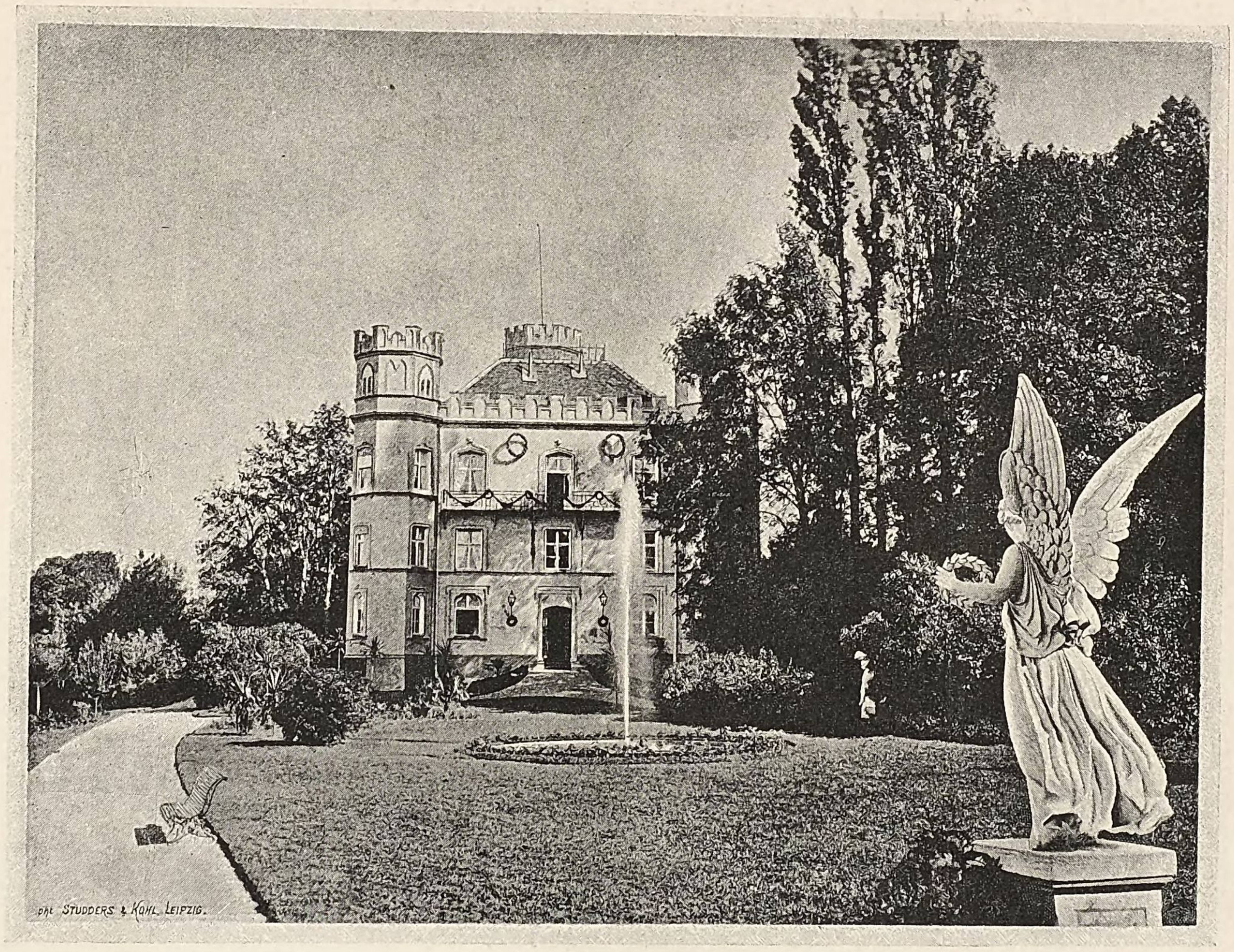
Seither war es doch immer der lebende König, der uns unsichtbar begleitete. Das liebe schmerzerfüllte Antlitz mochte wohl betrüben, nicht aber erschrecken.

Hier aber, in Berg, wirft der Tod sein fahles Memento in unsern Daseinstrotz hinein und ein aufdringlicher Wahn will uns den Glauben an das Schöne morden.

Da wir auf majestätischem Dampfer dahinfahren über den Starnbergersee, jagt ein leichter Regen vom Winde gepeitscht vor uns her. Er paßt zu der Stimmung und zu der Fahrt, und unsertwegen könnte er ganz und gar das schöne Gebirgsbild verhüllen, das drunten über den Wassern emporsteigt. Der Dampfer fährt zu dieser Stunde nicht geraden Wegs zu Berg hinüber, er trägt uns weiter hinaus bis Leoni, der vielbesuchten und vielgepriesenen Sommerfrische. Ein erstes Mal können wir hier erregt nach dem Fleck Wasser ausspähen, das den König und sein Elend begrub. Wir wollten sagen: nach der „Unglücksstelle" und lassen doch das Wort in langer Betrachtung versinken, die uns Glauben machen will, daß auch hier trotz alledem im Unglück noch ein Glück war.

Und ob es geschrieben sei, daß wir am Todestage König Ludwigs uns nicht ganz vergraben dürften in duldendem Trauern, drängt sich auch zwischen das über uns drohende Gewölk lichtes Blau und kündet endlich dem mit Flieder und Rothdorn geschmücktem Junimorgen den Strahl der Sonne.

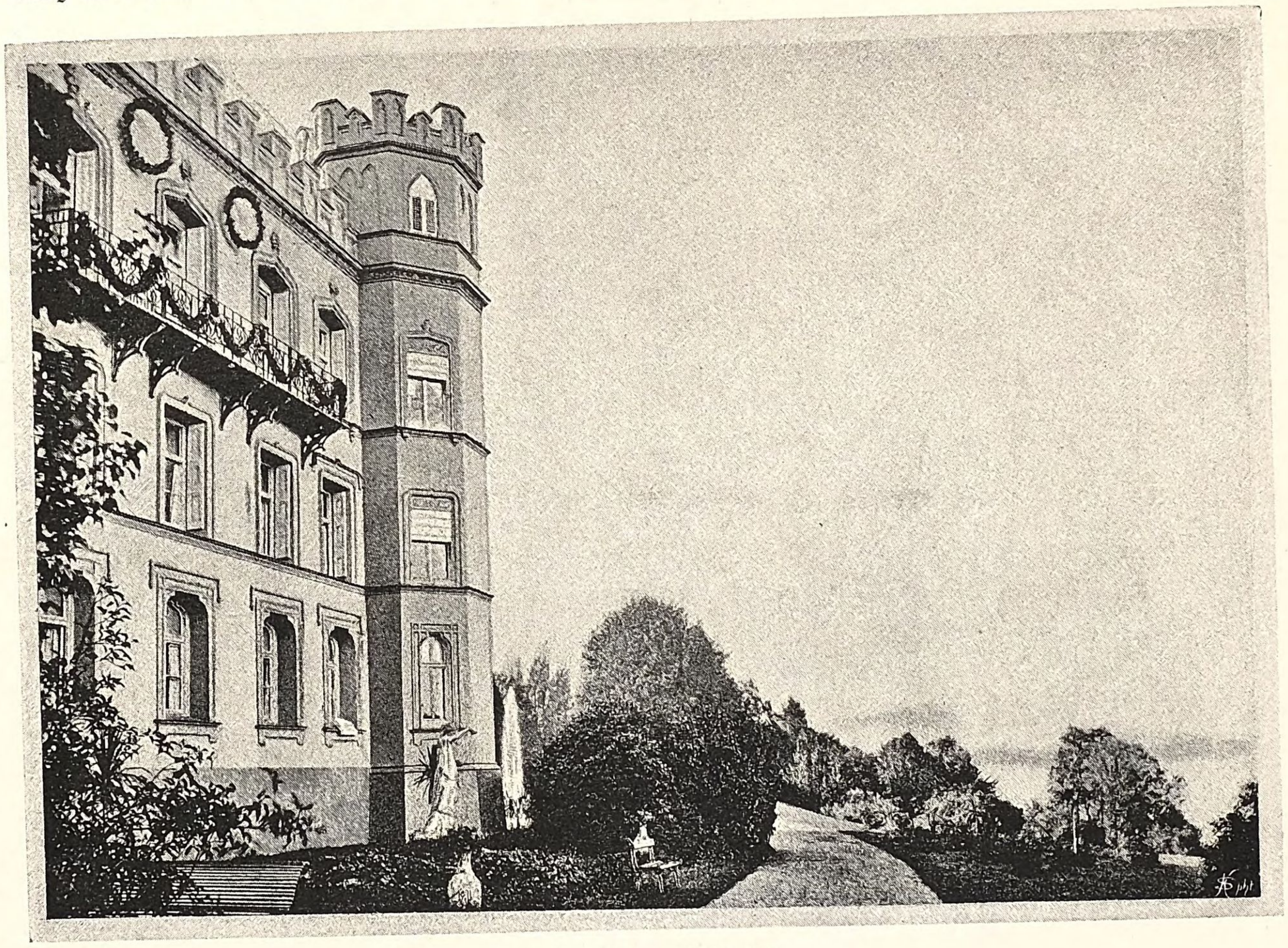
Von Leoni aus geht es links, immer links. Kein Wegweiser deutet die Richtung. Dicht am See, an kleinen behaglichen Landhäusern vorbei gehen wir entlang. Nach kurzem Wandern stehen wir



Ansicht von Schloß Berg.

vor dem Eingange zu dem Schloßgarten von Berg. Aber der Eingang ist verschlossen und drum müssen wir den steinigen Weg der Anhöhe hinauf, um dann in dem Bogen der Fahrstraße zu unserm Ziele hinabzusteigen. Der Umweg ist nicht klein, aber er lohnt; denn die Wanderung wird zur Pilgerfahrt, zum Gottesdienst. Eine Fülle gelber und weißer Feldblumen guckt hellauf zur Seite derselben Fahrstraße, die der gefangene König zum letzten Male zog. Und vermuthlich blühten damals dieselben weißen und gelben Blumen, zirpten, wie heute, die Heimchen und summten die Hummeln. Wir wenden uns dann und wann zurück um auszuschauen zu dem schmalen Wasserstreifen, den hier der See noch zeigt. In

weiter Ferne steht die Zugspitze: die Jungfrau des bayrischen Gebirgs. Und je weiter sie entfernt scheint, desto näher ist das Sehnen zu ihrer weißen Herrlichkeit. Drunten zur Linken zieht sich der Schloßpark entlang. Noch bergen sich Schloß und Dorf vor unserm Blick. Aber Glockengeläute kündet die Nähe. Hier kommen Leute an uns vorüber, Norddeutsche, die noch früher als wir nach Berg aufgebrochen waren. Und nun, da sie auch das „hinter sich" haben, reden sie von Berlin und von Dresden und wie billig man dort leben könne und . . . und die hatten soeben Schloß Berg gesehen! —



Weitere Ansicht von Schloß Berg.

Aber, Gott sei es gedankt, bald sind wir wieder allein, eindringlicher noch als zuvor läuten die Glocken, die wie mir scheinen wollte, an solchem Orte nimmermehr die Freude künden möchten.

Da ist das Dorf und als erstes läuft uns ein zwerghaftes Frauenzimmer, ein Dalkel, über den Weg. Und nicht minder häßlich stehen die langen Telegraphenstangen da. Ihr waret es ja, die eine schauderhafte Kunde in die Welt trugen, auf euch eilte das Unheil dahin, das Alldeutschland, ja die ganze Welt in Thränen stieß. Aber freilich, einst truget ihr auch frohe Kunde. Damals, als der junge König seine Bayern in den Krieg ziehen hieß, habt ihr das Weh und das Entzücken des ganzen deutschen Volksempfindens aus- und eingetragen.

„Hörst Du die Amsel?"
— Und der Hahn kräht.
„Und der Fink sinkt."
— Und da sind wir vor Schloß Berg.

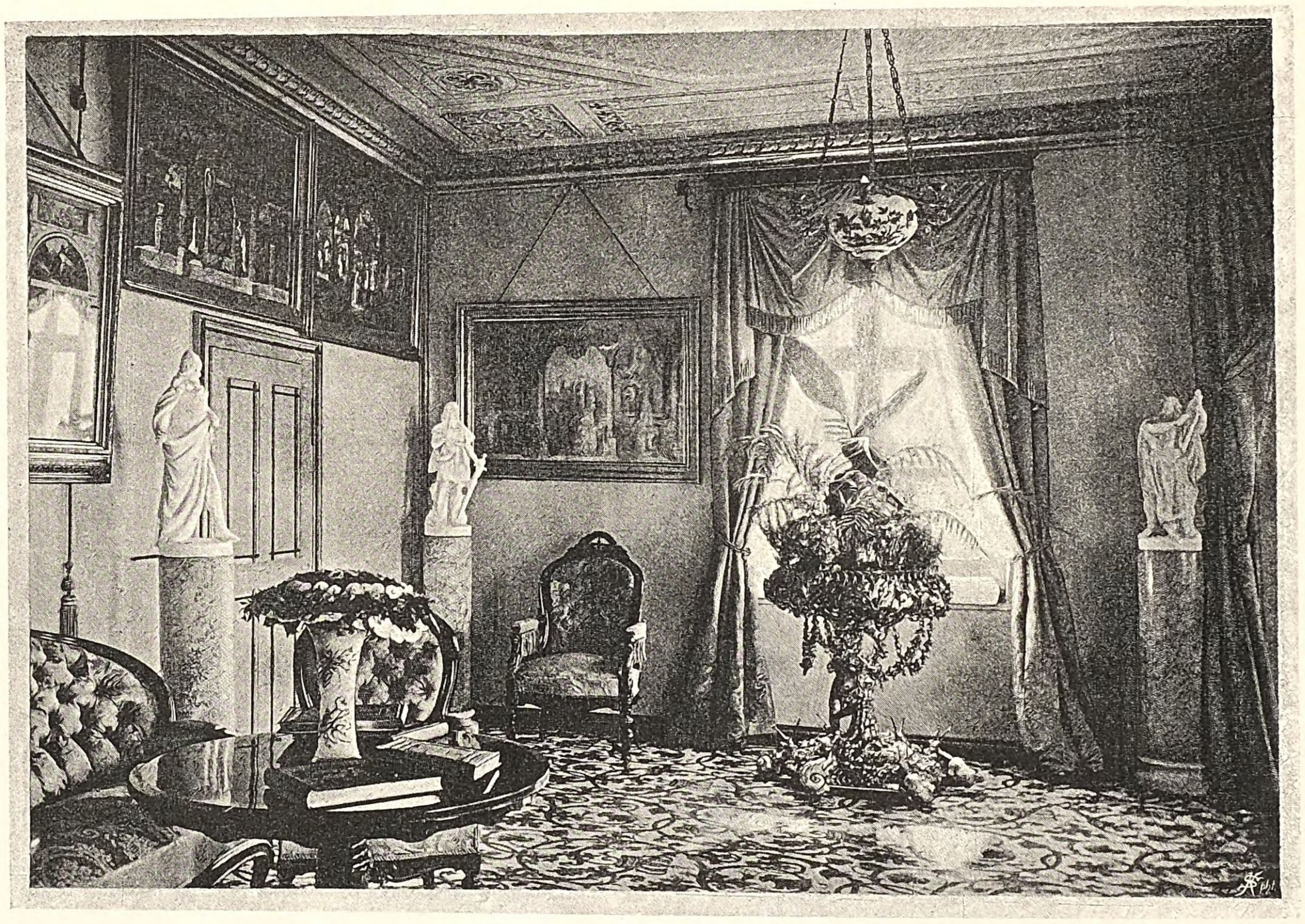
Wer König Ludwigs Schlösser sah, wird beim ersten Schauen dieses Schlosses nicht wenig enttäuscht sein. Bescheidener, anspruchsloser kann sich kein königlicher Landsitz geben. Und doch lebte hier



Wohnraum in Schloß Berg.

die königliche Familie gern und froh dahin, weilte Ludwig als Kind und als König wieder und wieder und, wie man sagt, immer mit gleicher Vorliebe. Es ist seltsam: kein Mensch sieht das Schloß an. Eben kam ein neuer Besucherschwarm: Das eilt in den Park, nach der „Stelle". Aber mögen sie immerhin den groben Effekt lieben; auch das Betrachten der Schloßräume lohnt sich, obschon diese nichts erzählen von Glanz und Pracht. Die paar Bilder, die ich davon gebe, zeigen ihre ruhige Vornehmheit. Die Verwandtschaft mit der Einrichtung Hohenschwangau's ist ganz offenbar, obschon hier Alles an Art und Gestalt noch einfacher ist als dort. Aber auch hier sieht man, wie sich das bayrische Königshaus hingezogen fühlte zu deutscher Kunst und deutschem Sang. Auf Schritt und Tritt zeigt sich dieses herrliche

Verhältniß bethätigt und als ein durchaus innerliches bewährt. Dort zeigt der Diener das Bett, in welchem der König zum letzten Male geschlafen und das nun so blieb und so bleiben soll, wie es damals war. Hier speiste er als Gefangener. Da zeigt man uns die Stelle, wo er aufgebahrt lag, triefend von Wasser und Schlamm. Tod und Verderben schritten hier einher und dennoch athmet jeder Raum nicht etwa die Ruhe des Friedhofs, sondern die Ruhe eines abgeklärten Lebens. Sind es die Gestalten der Meistersinger, die Büsten Wagners oder die eine des einzigen Goethe, die aus ihrem kaltem Marmor warmes Dasein

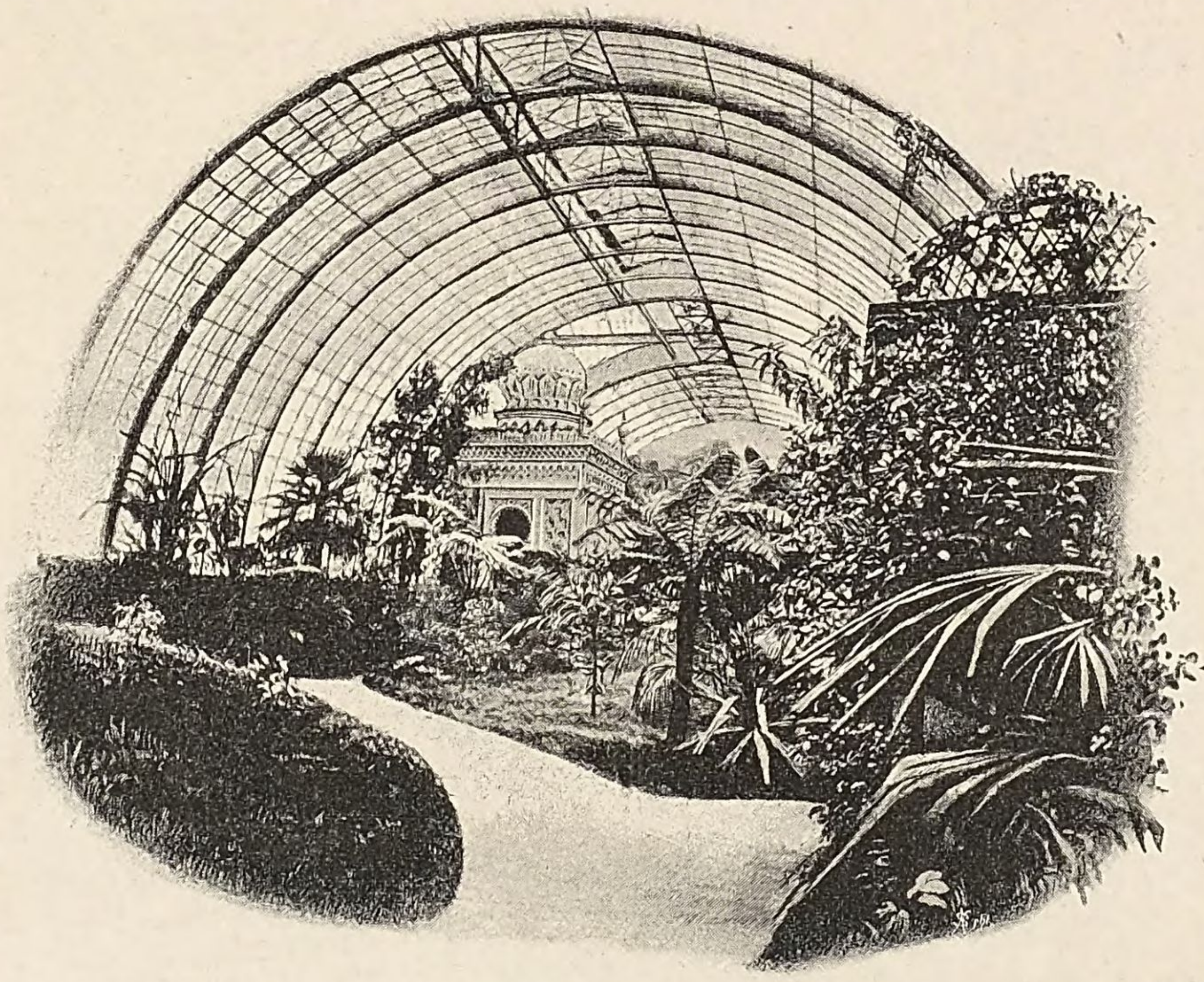


Wohnraum in Schloß Berg.

spenden? Genug, es ist da, und ob die Erinnerung an den Untergang des Königs noch so gewaltsam einherfluthen will, so muß sie sich den Zauber dieses Daseins gefallen lassen und in seiner Ruhe einhergehen.

Unten, im Garten, schreiten wir bald dahin, bald dorthin, ziellos, suchend und doch nichtsuchend. Bald stehen wir vor der Kapelle, die sich der König hatte bauen lassen, um nicht drüben in die Kirche zu müssen. Da wir eintreten wollen, singt und schwelgt die Amsel ihr Lied von ihr aus in die Lüfte. Ein einziger Stuhl steht darin: der Stuhl des Königs. Einige Kränze liegen da, darunter einer von Chicago aus von Frauenhand gesandt. Man mußte in Bayerns Leidenswoche die Frauen sehen, um die ganze Wehmuth der Liebe zu ahnen, die auch von diesem Kranze ausgeht.

Wir gehen weiter: links oben steht ein kleiner Pavillon. Er zeigt das verschlungene L und den Schwan darüber. Früher war es hier wohl behaglicher, jetzt sieht das Alles entsetzlich einfach und verwildert aus. Wir werden an den Wintergarten erinnert, den sich der König auf dem Münchener Residenzschlosse bauen ließ. Natürlich ist da kein Vergleich gegeben, aber auch dort hatte die geringe Pflege den Reiz des Romantischen verwischt. Die Bilder, die ich an dieser Stelle davon bringe, weil ich mein Buch seiner würdig enden lassen will, sind zu Lebzeiten des Königs aufgenommen und geben den früheren Eindruck wieder. Das frische Grün des Rasens und der Landschaft muß man sich nun freilich hinzudenken und auch den Reiz des Wassers und den der gemalten Gebirgslandschaft, die den Himalaya



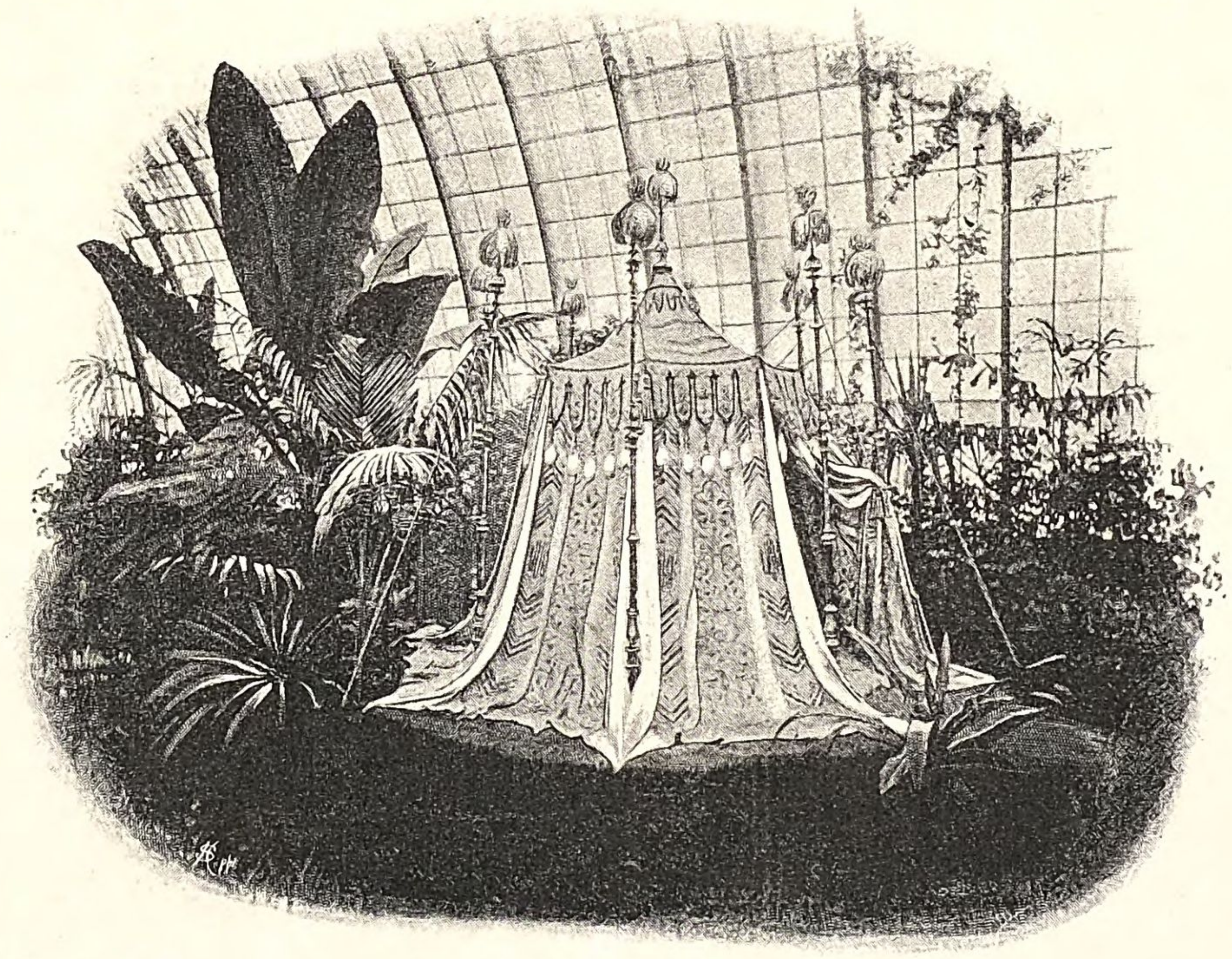
Wintergarten.

zeigt. Vielleicht noch einiges Andere; denn es scheint gewiß, daß hier oben, hoch über dem Lärm der Stadt, der König sich das Idyll geschaffen hatte, das vielleicht der Vorstellung, die sich die Menschen von seinen Liebhabereien gemacht hatten, am nächsten kam. Geraden Wegs von seinen Gemächern führte der Weg hier herauf. Dort zeigte der Blick aus dem Fenster das Alltagsgetriebe der Menschen, hier war er wenige Schritte davon in einer Umgebung, die seiner Phantasie die Flügel gab um über Zeit und Raum hinüber dem Ideal, seinem Ideal entgegenzufliegen.

Und in der Wollust dieser duft- und farbenreichen Einsamkeit, die den Körper zur Seele werden ließ und das Sehnen dieser Seele mit dem aller Alltäglichkeit wildfremden Empfinden erfüllte, hat dieses Empfinden hinwiederum seinen körperlichen Ausdruck gesucht und in der keuschesten Gestalt gefunden, die es nur finden konnte auf weiter Welt: als Lohengrin hat es sich gedacht und gesehen und gefühlt, als reiner Sohn des reinen Vaters. Und bethört von der Wonne der Töne, die von außen kamen und von

innen, fuhr dieser Lohengrin auf dem stillen Wasser des stillen See's dahin, der hier oben im Wintergarten zum „Schaden des ganzen Residenzbaues" angelegt war. Und das nennt man dann nicht ohne ein verflucht gescheidtes Lächeln: „der König Ludwig ist Schwan gefahren."

Nun, ich brauche nicht noch einmal meine Meinung zu sagen oder in den Köcher zu greifen, um den Pfeil zu nehmen, der die andere vernichtet. Hier ist nicht der Ort, um mit dem Pathos des Eiferers zu kämpfen. Und wenn das Eine sicher ist, daß uns Allen, die wir dem gesunden Staate dienen, dieser Lohengrin wohl als Empfinden, nicht aber als That willkommen sein kann, so ist doch auch das Andere gewiß, daß nicht Einer jener Fürsten, die sich nach eigener Façon auslebten, gleich keusche und gleich harmlose Phantasien Leben werden ließ, als dieser eine arme Ludwig.



Zelt im Wintergarten.

Was Alles konnte sich der eine August der Starke erlauben; aber was red' ich von diesem, wo das ganze große Zeitalter der italischen Renaissance Fürsten und Päpste zeigt, deren jeder an Tollheit der Laune und phantastischer Kühnheit der That weltweit über König Ludwig hinausragt. Aber freilich, dafür brauchen wir wohl kein Verständniß zu haben und können wir vielleicht keins haben.

Die Zeit ist ja vorüber, da die „prachtvolle menschliche Bestie" in einem Daseinsjubel ohne Gleichen schwelgen und sich mit einem Raphael, einem Michel Angelo schmücken durfte. Aber ob wir heutzutage ganz und gar geläuterte, paradiesreife Kulturmenschen, das heißt also nichts weniger als prachtvolle menschliche Bestien sind, will es uns scheinen, als ob in demselben Augenblick, da wir das Wasser sehen, in welchem König Ludwigs Leib und Leid versanken, eine Kämpfergestalt darüber trotze, so groß und daseinsstark wie nur ein Riese Michel Angelo's.

Über einen elenden, von dem Besucherschwarm geschaffenen, zertrampelten und zerrissenen Weg sind wir zwischen zwei Bäume hindurch an das steinige Ufer getreten. So hoch man greifen kann sind diese Bäume und die sie umgebenden Sträucher entlaubt. Jeder hat ein Blatt, ein Bündel der Erinnerung mitgenommen. Und wir nehmen natürlich auch etwas; wir recken uns hinauf und brechen einen Zweig, beugen uns nieder und lesen einige Steine zusammen und greifen dann auch nach den letzten Schilfhalmen. Das soll ja alles in den großen Sammelkasten des Erinnerns, obschon es sich gelegentlich der Heimfahrt zufällig zwischen die Blätter der Annalen des Tacitus verirrt. Aber wo wir nahmen, geben wir um so reicher: der Feldblumenstrauß, zu dem sich noch einige verspätete Maiblumen fanden, fliegt hinüber in's Wasser und strebt dem Erinnerungskreuze zu, da der todte König gefunden wurde.



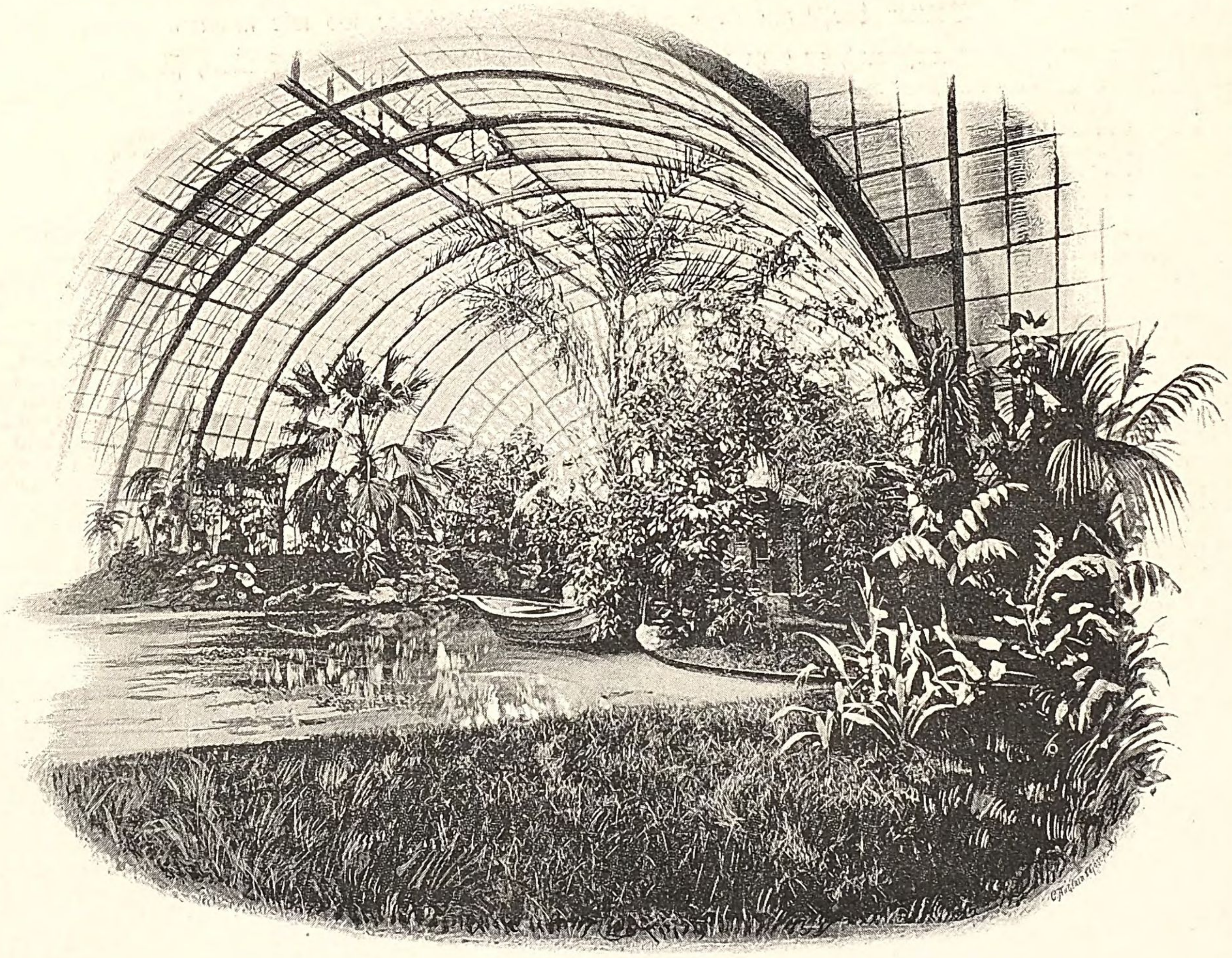
Gebirgslandschaft im Wintergarten.

Unser Bild deutet hinüber. Hübsch ist es nicht. Aber es scheint mir, daß es passe. Da sind die beiden Bäume, durch die der König den Weg suchte, um sich zu morden oder zu entfliehen. Es ist nur dieses Entweder — Oder möglich, denn die Lösung bleibt ewig versagt. Dort ist das Wasser durch das er schritt, und da das Kreuz, wo man ihn in Schlamm versunken als Leiche fand.

Wir möchten in diesem Schauen so recht innig, ja weiblich trauern. Aber über die erste Thräne fliegt ein Staunen und Wundern hin und großäugig blicken wir auf; denn nicht den todten, ertrunkenen König sehen wir nun, sondern den lebenden, den kämpfenden. Wie ein Bild Michel Angelo's steigt es aus dem Wasser; da über ihm tobt der Kampf: Siegfried und Mime. Grolle nicht, edler Schatten des armen Gudden. Denn nicht du bist Mime. Weit über dich sehen wir hinaus: es ist der deutsche Gedanke, der den deutschen Körper morden will. Der aber wehrt sich mit kräftiger Faust und ein

Druck nur und Mime versinkt mit zerbrochenem Kehlkopf in den Fluthen. Aber ist es denn wahr, daß auch Siegfried zu Tode verwundet dahinsinkt und die edelste Seele aushaucht im Schlamme der Alltäglichkeit?

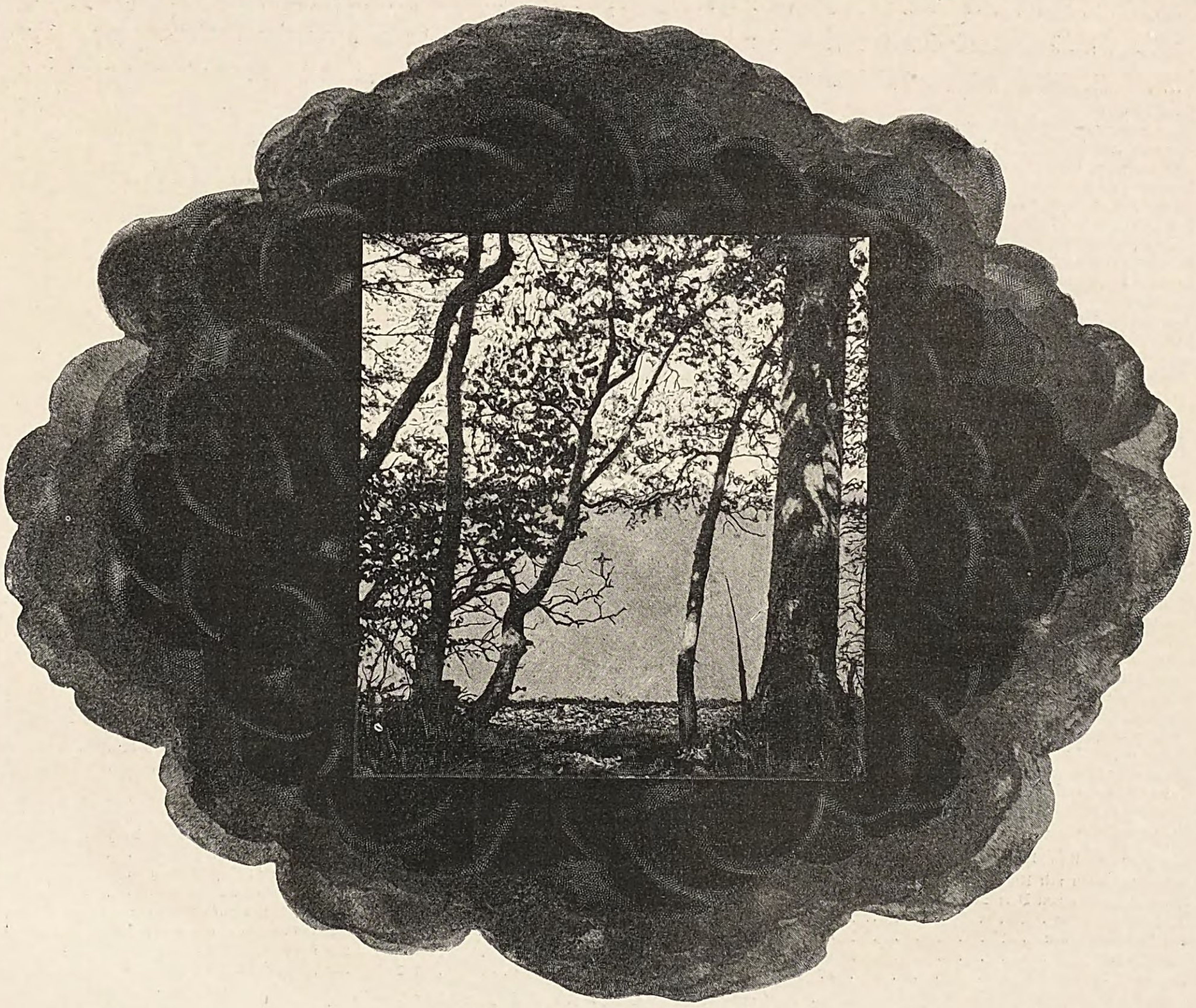
Da wir zurückgehen und den Dampfer erwarten, glauben einige alte Jungfrauen, die da Blumen verkaufen, uns einen Gefallen zu erweisen, indem sie sagen: „Der König war so g'scheidt wie wir, aber sag'n derf mer nix." Nun, man hat genug gesagt und mehr als genug und man wird munter weiter



See im Wintergarten.

sagen. Aber was kümmert uns das, wir sind und wir leben und wir wollen sein und leben unter dem Auge weiser, thatkräftiger Herrscher, die nicht abgesondert unserm Volksempfinden sind und leben, sondern unser Volksempfinden bedeuten. Siegfried und Mime! Wo ist denn die „prachtvolle menschliche Bestie", die über den blassen Gedanken triumphirt? Phantasterei: es lebt ja ein Einziger unter uns, der mit jeder seiner Thaten uns sagt, daß wir uns ausleben können und müssen und auch das höchste Ziel erreichen, mit edler Waffe die edelste That, ob es auch heiße: Kampf Aller gegen Einen, Kampf Eines gegen Alle. Und da strahlen und leuchten die erhabensten Augen ihre eiserne Milde: Bismarck's Augen. Was brauchen wir Michel Angelo, was sind uns Mime und Siegfried: wir sind selber und wir können

und müssen kämpfend dahinziehen und wir fürchten kein Wasser, keinen Schlamm: wir haben das Fürchten verlernt und alles Andere Gott befohlen.



Die „Stelle" im Starnbergersee.

Hinaus trägt uns das stolze Schiff. Noch einmal blicken wir hinüber. Der letzte Strauß fliegt in die Fluth. Treibe zu Ihm, zum todten König. Zum todten? Freilich ruht der abgestorbene Leib in dem herrlichen Sarge der Königsgruft, dort aber an dem Ufer des See's steht der Genius der Geschichte und weil hier das Wort erstaunlich weit und deutlich hinausdringt, hören wir sagen:

„Hast mich mit Märchenreiz umwoben
Die Sagenkrone wurde mein.
So sei Du auf den Märchenthron erhoben,
Sollst ewig Sagenkönig sein."

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts- und Illustrations-Verzeichniß.

Titelvignette in Gold. — Seite

Einleitung (mit Vignetten) 7

Schloß Herrenchiemsee auch Schloß Herrenwörth genannt 9
- Aeußere Ansicht und Vignette 9
- Pegasusbrunnen mit Umgebung 12
- Schloß Chiemsee mit springenden Wassern . . 13
- Dampfer auf dem Chiemsee 15
- Fortunabrunnen, Pegasusbrunnen, Giebeluhr im Marmorhofe 18
- Pfau im Vestibüle 19
- Marmorgruppe aus dem Treppenhause . . 20
- Treppenaufgang 21
- Bild aus dem Treppenhause: Der Krieg . . 22
- Première Antichambre. Erstes Vorzimmer . 23
- Standbild Ludwigs XIV. 24
- Das „Ochsenauge" 25
- Königsstuhl aus der Salle du Conseil . . 29
- Aus der Salle de la Guerre 34
- Salle de la Guerre mit Einblick in die Spiegelgallerie 35
- Aus der Salle de la Paix 36
- Theilansicht der Salle du Conseil 37
- Erste Theilansicht der in der Spiegelgallerie befindlichen Plafondgemälde, Ludwig XIV. als Triumphator. (Salle de la Guerre.) . 38
- Weitere Ansicht der Salle du Conseil . . . 41
- Candelaber und Büste aus der Spiegelgallerie 43
- Ausgang der großen Spiegelgallerie 45
- Kleine Spiegelgallerie 47
- Einblick in das Speisezimmer 49
- Kamin des Schlafzimmers 50
- Theilansicht des Schlafzimmers 54
- Rosa-Cabinet 55
- Große Uhr des Arbeitszimmers 56
- Theilansicht des Arbeitszimmers 57
- Weitere Ansicht des Arbeitszimmers 58
- Theilansicht des Speisezimmers 62
- Erste Ansicht des Ruhezimmers; auch hellblauer Salon genannt 65
- Zweite Ansicht des Ruhezimmers 68
- Der ovale Salon 71
- Wandgemälde im Badezimmer 73
- Weitere Ansicht des Wandgemäldes im Badezimmer 74
- Weitere Ansicht des Badetoilettezimmers . . 75
- Latonabrunnen mit Umgebung 77
- Das alte Schloß 78
- Die Fraueninsel 79

Burg Hohenschwangau 81
- Hohenschwangau mit Umgebung 81
- Hohenschwangau von Dorf Schwangau gesehen 83
- Einfahrt zur Burg 84
- Der Marienbrunnen 85
- Der Prinzenbau 86
- Pavillon 87
- Theilansicht des Damenzimmers 88
- Blick auf das seitherige Schreibzimmer . . 90
- Adelsschildzimmer mit Ritterleben im Mittelalter 92
- Das seitherige Wohnzimmer 93

Burg Neuschwanstein 101
- Burg Neuschwanstein 103
- Ansicht des Speisezimmers (Thorbau) . . . 104
- Weitere Ansicht des Speisezimmers (Thorbau) 105
- Corridor im zweiten Stockwerk 107
- Erste Ansicht des Dienstzimmers 108
- Zweite Ansicht des Dienstzimmers 109
- Ansicht der Tropfsteingrotte 110
- Ansicht des Wintergartens 111
- Neuschwanstein von der Pöllatschlucht gesehen 114
- Corridor im zweiten Stockwerk 115
- Ansicht des Wohnzimmers 118
- Zweite Ansicht des Wohnzimmers 119
- Neuschwanstein von Westen aus 121
- Grundriß der Königswohnung 122
- Blick auf Neuschwanstein mit Kemenatenbau 123
- Ankleidezimmer 124
- Weitere Ansicht des Ankleidezimmers . . . 125
- Schränkchen im Ankleidezimmer 127
- Ofen im Schlafzimmer 129
- Waschtisch mit Stuhl (Schlafzimmer) . . . 131
- Blick auf Schlafzimmer mit Bett 133
- Der Arbeitstisch des Königs 136
- Das Arbeitszimmer 139
- Das Speisezimmer auf Burg Neuschwanstein 141
- Das Dienstzimmer 144
- Ansicht des Thronsaals 153
- Weitere Ansicht des Thronsaals 154
- Drachen und Palme 155
- Vorplatz des vierten Stockwerks 157
- Theilansicht des Saalganges 159
- Kronleuchter aus dem Saalgange 160
- Sängersaal 165
- Parsifal sieht zum ersten Mal Ritter. Abschied von der Mutter. Abenteuer mit dem Rothen Ritter 167
- Hochzeit mit Kondviramur. Begegnung mit Amfortas 169
- Parsifal in der Gralsburg. Ausritt aus der Gralsburg 171
- Parsifals Beschimpfung durch Cundrie. Beim Einsiedler Trevrizent 173
- Erkennung seines Bruders Feirefiz. Das Gralswunder. Die Berufung zum Gralkönig . . 175

Schloß Linderhof mit Umgebungen 187
- Front des Schlosses Linderhof 187
- Reutte 190
- Plansee 191
- Gartenanlage bei Schloß Linderhof 192
- Frontispice des Schlosses Linderhof 193
- Eintrittshalle 194
- Treppe 195
- Gobelinzimmer 196
- Theilansicht des östlichen Gobelinzimmers . 198
- Das westliche Gobelinzimmer 199
- Der Abend. Bild aus dem Plafond des westlichen Gobelinzimmers 200
- Die Chambre glace. (Spiegelsaal) . . . 202
- Weitere Ansicht der Chambre glace . . . 204
- Dritte Ansicht der Chambre glace 205
- Lila-Cabinet 206
- Blaues Cabinet 207
- Abriß aus dem gelben Cabinet 208
- Lila-Cabinet 209
- Abriß aus dem blauen Cabinet 210
- Rosa-Cabinet 211
- Theilansicht des gelben Cabinets 212
- Einblick in das Speisezimmer 213
- Schlafzimmer in Schloß Linderhof 214
- Der Arbeitstisch 215
- Das Arbeitszimmer 216
- Blumenspendende Flora 218
- Amor und Psyche 219
- Offener Schlitten König Ludwigs 222
- Offener Schlitten König Ludwigs 223
- Bedeckter Königsschlitten 224
- Prachtwagen des Königs 225
- Rückseite und Vorderseite eines Prachtwagens 226
- Bedeckter Königsschlitten 227
- Prachtwagen des Königs 228
- Prachtwagen 229
- Gartenanlagen im Linderhof 230
- Gartenanlagen im Linderhof 231
- Monopteros mit der Venus 233
- Neptunbrunnen im Linderhof 234
- Die Königslinde 235
- Die Hautmann'sche Venus 236
- Die Hundingshütte 237
- Die Einsiedelei 238
- Eingang zu der Grotte 239
- Venus und Tanhäuser 240
- Amorgruppe aus dem Tanhäuserbilde . . . 241
- Gruppe der Grazien aus dem Tanhäuserbilde 242
- Gruppe der Bacchanten aus dem Tanhäuserbilde 243

Schloß Berg 246
- Ansicht von Schloß Berg 247
- Weitere Ansicht von Schloß Berg 248
- Wohnraum in Schloß Berg 249
- Wohnraum in Schloß Berg 250
- Wintergarten zu München 251
- Zelt im Wintergarten 252
- Gebirgslandschaft im Wintergarten 253
- See im Wintergarten 254
- Die „Stelle" im Starnbergersee 255

Außerdem eine große Anzahl Vignetten.

Verzeichniß der Kunst-Beilagen.

Seite

- Schloß Herrenchiemsee. — Eingangshalle . . . 16
- Schloß Herrenchiemsee. Salle de l'œil-de-bœuf 24
- Erste Theilansicht des Paradezimmers 27
- Zweite Theilansicht des Paradezimmers . . . 31
- Schloß Herrenchiemsee. — Paradebett 32
- Salle du Conseil. Berathungszimmer . . . 36
- Spiegelgallerie. Salle des Glaces 48
- Schlafzimmer des Königs 60
- Speisezimmer mit Versenkungstisch 64
- Herrenchiemsee. — Badetoilettezimmer 72
- Hohenschwangau mit Umgebung 88
- Ansicht des Schlafzimmers auf Burg Neuschwanstein 104
- Einzelstücke aus Burg Neuschwanstein . . . 112
- Siegfried-Statue. (Speisezimmer) 116
- Bett auf Neuschwanstein 120
- Der heilige Ludwig. Altarbild des Oratoriums 128
- Einzelstücke aus Burg Neuschwanstein . . . 136
- Seitenansicht des Thronsaals 144
- Burg Neuschwanstein: Thronsaal 152
- Thronsaal: Christusbild und die heiligen Könige 160
- Burg Neuschwanstein: Sängersaal 168
- Burg Neuschwanstein: Seitenansicht des Sängersaals 176
- Ludwig II., König von Bayern 184
- Schloß Linderhof 192
- 1. Blick von Schloß Linderhof. — 2. Blick auf Schloß Linderhof 196
- Gobelinzimmer in Schloß Linderhof 204
- Der Spiegelsaal in Schloß Linderhof 212
- Schloß Linderhof: Speisezimmer 220
- Schloß Linderhof: Prachtwagen 228
- Schloß Linderhof: Venus 242

Verlag der Literarischen Gesellschaft zu Leipzig.

Die Königsphantasien

von

Arthur Mennell.

„Geist, Leben und Farbe."
(Gegenwart.)

„Für Auge, Verstand und Herz."
(Nord und Süd.)

Das große von Kritik wie Publikum gleich glänzend aufgenommene Werk ist in folgender Weise zu beziehen:

Königsphantasien. Theil I. (Schloß Herrenchiemsee.) Ein Original-Damastprachtband mit Goldschnitt = 15 Mark.

Königsphantasien. Theil II. (Die Burgen Hohenschwangau und Neuschwanstein.) In der Ausstattung des ersten Bandes = 20 Mark.

Königsphantasien. Theil III. (Schloß Linderhof und Umgebungen, Hundingshütte, Prachtwagen und Prachtschlitten, Wintergarten zu München.) Ausstattung wie Theil I und II = 15 Mark.

Königsphantasien I bis III in einem Original-Damastprachtbande mit Goldschnitt = 45 Mark.

Königsphantasien I bis III in einem Japanprachtbande = 50 Mark.

Königsphantasien I bis III in einem Pergamentprachtbande = 75 Mark.

= Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. =

Verlag der Literarischen Gesellschaft zu Leipzig.

Goldene Chronik der Wettiner.

Mit allerhöchster Erlaubniß der Benutzung aller in Betracht gekommenen Königlich Sächsischen Sammlungen.

Herausgegeben von **Arthur Mennell.**

Preis 200 Mark.

Dieses monumentale, durch die 800jährige Wettiner Jubelfeier hervorgerufene Werk ist allseitig als eine großartigste Erscheinung des deutschen Verlags gerühmt worden. Die Mehrzahl der Fürsten des In- und Auslandes subscribirten auf die „Goldene Chronik", welche in mehr als 500 in Lichtdruck, Photogravure und Kupferstich ausschließlich nach alten oft sehr seltenen Originalen hergestellten Bildern die 800jährige Geschichte der Wettiner Fürsten und ihrer Länder vergegenwärtigt. Von dem ohne Vorbild dastehenden Werke wurde nur eine sehr kleine Auflage hergestellt.

Die „Goldene Chronik" wird nur in Prachtband gebunden abgegeben. Der äußere Umfang des Werkes beträgt 45 : 57 cm. Wir liefern besondere für das Werk bestimmte Ständer zum Preise von 15 und 30 Mark.

Hausgesetze der Wettiner

von

Regierungsrath **Dr. Otto Posse.**

Preis 160 Mark.

Dieses der „Goldenen Chronik" an Umfang nahekommende Werk enthält alle von dem ersten Auftreten der Wettiner bis zu der Theilung in eine albertinische und ernestinische Linie auf die Gestaltung dieses fürstlichen Hauses in Betracht kommenden Urkunden in Facsimile-Reproduction. Die Auflage beträgt 106 Exemplare.

Tempi passati.

Erinnerungen an Rom.

Von **M. B. Lindau.**

Preis 5 Mark. Gebunden 6 Mark 50 Pf.

Das inhaltlich wie stilistisch gleich vornehme und reizvolle Werk schildert das Rom Pius' IX. zu Ende der 60er Jahre und giebt früheren wie heutigen Romfahrern die seither vermißte Gelegenheit zu sehr eindringlichen vergleichenden Beobachtungen.

Die in den „Königsphantasien" gegebenen Illustrationen wurden, wie schon auf dem Titelblatte des Werkes erwähnt wurde, nach den photographischen Aufnahmen **J. Albert's** in **München** hergestellt. Die sämmtlichen Vorlagen sind von der genannten Firma auch einzeln zu beziehen.

Die in den „Königsphantasien" gegebenen Illustrationen wurden, wie schon auf dem Titelblatte des Werkes erwähnt wurde, nach den photographischen Aufnahmen **J. Albert**'s in **München** hergestellt. Die sämmtlichen Vorlagen sind von der genannten Firma auch einzeln zu beziehen.

WERNER SCHRAMI
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN 8, BREISAC

Mennell, Arthur / Mennell, Arthur / Albert, Joseph

Die Königsphantasien eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern ; mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der innern Schloß räume in Buchform: naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Josef Albert's

Leipzig 1888

2 Bavar. 599 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11454840-9